This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

83
RII

ADOLPH MICHAELIS
ZACHARIAS

Gottlieb Wilhelm Rabeners
sämmtliche
Schriften.

Fünfter Theil.

Leipzig, 1777.
Im Verlage der Dykischen Buchhandlung.

Zürich.
1819.

Satyren.

Vierter Theil
Zweite Abtheilung.

Dafs die Begierde, Uebels von andern zu reden, weder vom Stolze, noch von der Bosheit des Herzens, sondern von einer wahren Menschenliebe herrühre.

Eine Abhandlung,

welche den von der Königlichen Akademie zu Pau in Bearn aufgesetzten Preis gewifs erhalten wird.

1754

An die Herren der Königlichen Akademie zu Pau in Bearn.

Meine Herren,

Ich finde in der Utrechter Zeitung, dafs Sie heuer den ordentlichen Preis für eine kurze Abhandlung in Prosa bestimmet haben, in welcher untersuchet werden soll: *Ob die Begierde, von*

von andern Uebels zu reden, eben ſo wohl von dem Stolze, als von der Bosheit der Herzen herkomme)?*

Ich werde Gelegenheit haben, Ihnen zu erzehlen, wie ich bey dieſer Aufgabe durch einen ſonderbaren Zufall aufmerkſam geworden bin. Dieſer iſt die Urſache gegenwærtiger Schrift; aber zugleich auch die Urſache, warum ich bewieſen habe: *Daſs die Begierde, Uebels von andern zu reden, weder vom Stolze, noch von der Bosheit des Herzens, ſondern von einer wahren Menſchenliebe herrühre.*

In der That beweiſe ich alſo das, was Sie nicht wollen bewieſen haben. Aber ich hoffe, Sie, meine Herren, ſollen eben ſo groſsmüthig ſeyn, als es die Akademie zu Dijon war. Ja, ich habe vielleicht mehr Urſache, auf den geſetzten Preis Anſpruch zu machen, als Monſieur Rouſſeau hatte, da ich eine Leidenſchaft vertheidige, die uns allen ſo natürlich iſt, und da ich einen Satz behaupte, der dem ganzen menſchlichen Geſchlechte zur Ehre gereichen muſs; anſtatt, daſs Monſieur Rouſſeau etwas zu beweiſen ſuchte, welches alle königliche Akademien der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte um

*) In der Utrechter Zeitung Num. XXV. an. 1754. L'Academie Royale de Sciences et des beaux Arts etablie à *Pau* dans le *Bearn* adjugera le Prix ordinaire de chaque année à une Ouvrage en Proſe, qui n'excédera pas une démie heure de lecture, et dont le ſujet ſera: *La médiſance, eſt-elle autant l'effet de l'orgueil, que de la malignité?*

um ihren Kredit bringen muſste, wenn die Welt ſeinen Beweis für Ernſt angenommen hätte.

Aber ich glaube, daſs ich auſser dieſem noch mehrere Verdienſte habe. Sie verlangen ausdrücklich, daſs man zu Vorleſung dieſer Abhandlung nicht mehr als eine halbe Stunde Zeit nöthig habe. Ein ſchreckliches Geſetz für einen Deutſchen! und dennoch habe ich es genau beobachtet. Ich machte einen Verſuch damit, ſo bald ich fertig war; ich las es auf meinem Zimmer laut, und es war nicht völlig eine Minute über die geſetzte Zeit, als ich zum Ende kam. Sie haben vergeſſen, zu ſagen, ob man langſam, oder geſchwind leſen ſoll? Ziemlich geſchwind habe ich geleſen, das iſt wahr; ohngefähr ſo geſchwind, als ein junger Geiſtlicher ſeine Meſſe lieſt, wenn er weiſs, daſs eine artige Geſellſchaft mit dem Eſſen auf ihn wartet. Dieſe Selbſtverläugnung verdient, wie mich dünket, noch wohl eine Belohnung.

Ich habe ein Recht zu verlangen, daſs Sie, meine Herren, mich ſchadlos halten, da ich Gefahr laufe, bey meinen ſchreibenden Landesleuten alle Achtung zu verlieren. Diejenigen in meinem Vaterlande, die mich kennen, werden mir gewiſs vorwerfen, daſs ich meine Aeltern noch in ihrer Gruft beſchimpfe. Denn mein Groſsvater, ein orthodoxer Mann, ſchrieb Poſtillen in Quart; mein ſeliger Vater ſchrieb beynahe einen Zentner geheime Nachrichten in Folio vom ſpaniſchen Succeſſionskriege; und ich meine Herren, ich, der ich nach dem ordentli-

chen Laufe der Natur wenigstens Opera omnia in Regal schreiben sollte, ich, fast schäme ich mich vor mir selbst, ich schreibe ein Werkchen in Octav, und dieses nur in der Absicht, mich dem Preise zu nähern, den Sie ausbieten.

Die Unbilligkeit will ich Ihnen nicht zutrauen, dafs Sie mir den Preis um deswillen entziehen werden, weil ich ein Deutscher bin. Bey uns giebt man Ihren Landesleuten die Partheylichkeit Schuld, dafs Sie behaupten, der Rhein bestimme die unübersteiglichen Gränzen des Witzes. Aus dem Erfolge werde ich sehn, ob dieser Vorwurf gegründet sey. Ich will es nicht hoffen; Ihnen, meine Herren, traue ich die Einsicht zu, dafs sie von der Erfindsamkeit der Deutschen richtigere Begriffe haben werden. Deutsche waren es, die das Pulver, die America *), die die Buchdruckerkunst, ja, wo ich mich nicht ganz irre, so gar auch Acrosticha und Chronodisticha erfanden: und mit Ihrer Erlaubnifs, meine Herren, ein Deutscher ist es der die Ehre hat, die unerhörte neue Wahrheit zu erfinden: Dafs

*) Man hat sich, bey Gelegenheit dieser Stelle, im *Journal Etranger*, und zwar im *Novembre* 1754. viel Mühe gegeben, zu beweisen, dafs die Erfindung der neuen Welt kein Werk für einen deutschen Kopf sey. Der Streit ist mir gleichgültig: ich bin schon zufrieden, dafs man uns die Acrosticha und Chronodisticha nicht streitig gemacht hat, zu denen doch die Ausländer vielleicht noch mehr Recht haben dürften, als wir Deutsche.

Dafs die Begierde, von andern Uebels zu reden, nur aus einer edlen Menschenliebe entspringe.

Ich weifs nicht, meine Herren, ob Sie in gegenwärtiger Ausarbeitung das Mühsame und Schwerfällige wahrnehmen werden, welches ihre witzigen Schriftsteller uns Deutschen so gern Schuld geben. Ich sollte es kaum meynen. So viel kan ich Ihnen bey meiner Autorparole versichern, dafs ich zu dieser Abhandlung nicht völlige zwölf Stunden nöthig gehabt habe. Wenigstens hat mir mein Barbier, der ein Mann von Einsicht ist und den meisten von der französischen Kolonie den Bart putzt, die Schmeicheley gesagt: Meine Abhandlung sey so leicht und flüchtig geschrieben, dafs sie wohl verdiene, von einem gebornen Franzosen geschrieben zu seyn.

Aber, wenn ich nun den Preis nicht erhalten sollte? Der Gedanke ist mir schrecklich! Ich weis nicht, was ich thun würde. Rächen würde ich mich gewifs. Bey den meisten unsrer deutschen Höfe wollte ich Ihre ganze Akademie durch satyrische Leberreime lächerlich zu machen; bey unsern Gelehrten wollte ich Sie durch Noten, Lesarten und Anmerkungen in Verachtung bringen; aber Sie, meine Herren, erschrecken Sie vor meiner Rache, Sie wollte ich mit dem ersten Folianten, den ich schreibe, heimsuchen und Ihnen solchen zueignen, es müfsten denn, wie es beynahe das Ansehen gewinnen will, Ihre Gelehrten in kurzem auch Geschmack an Folianten finden: alsdann würde

Beweis: daſs die Begierde, Uebels von andern zu reden, weder vom Stolze, noch von der Bosheit des Herzens, ſondern von einer wahren Menſchenliebe herrühre.

Es iſt gemeiniglich eine Folge unſrer hypochondriſchen Philoſophie, wenn wir diejenigen Handlungen der Menſchen, die wir ſelbſt zu begehen nicht im Stande, oder nicht geneigt ſind, dadurch verdächtig zu machen ſuchen, daſs wir ihre Quellen vergiften und ihnen einen thörichten oder laſterhaften Urſprung andichten. Wir empfinden bey dergleichen Entdeckungen der Fehler andrer Menſchen eine gewiſſe ſchmeichelhafte Beruhigung, die der Theolog ein zufriednes Gewiſſen, der Philoſoph das innere Bewuſstſeyn eigner Vollkommenheiten und ein Unpartheyiſcher einen menſchenfeindlichen Stolz nennet.

Es würde mir leicht ſeyn, dasjenige, was ich hier behaupte, weitläuftiger zu beweiſen; aber ich muſs befürchten, daſs ich eben dadurch den Vorwurf, den ich andern machen will, zuerſt verdiene. Ich würde vielleicht einen ſehr gelehrten Beweis führen, daſs der Theolog aus einem frommen Stolze verdamme und der ſchlieſſende Philoſoph ſeinen eignen Hochmuth demonſtrire; aber was würde ich Ihnen, meine Her-

Herren, antworten kœnnen, wenn Sie mich fragten, ob ich diesen gelehrten Beweis aus Demuth führte? Ob ich nicht in dem Augenblicke, da ich andre richte, über mich selbst das Urtheil spræche? Ob ich nicht dadurch doppelt strafbar wære, da ich eben den Fehler, den ich an andern so mühsam tadelte, aus Hochmuth und Eigenliebe selbst begienge? Ein Vorwurf, bey dem nur ein Moralist nicht errœthen darf!

Ich ersuche Sie also, meine Herren, dass Sie dasjenige, was ich hier gesagt habe, für nichts anders, als für eine gelehrte Aufgabe und für eine von denen problematischen Wahrheiten ansehen, welche eben so leicht nicht seyn kœnnen, als sie sind. Wenigstens wünsche ich dieses.

Da ich mich überwunden habe, diese Ehrenerklærung zu thun; so werde ich es wagen dürfen, öffentlich zu gestehen, dass ich bey mir selbst überzeugt bin, dass alle Handlungen der Menschen, auch diejenigen unter ihnen, die den Sittenrichtern am meisten verdæchtig sind, aus einer guten Quelle, und, wenn ich meinen Gegnern ja noch was einræumen soll, aus guten, doch übelverstandenen Absichten herkommen.

Wie viel Ehre macht diese patriotische Entdeckung dem ganzen menschlichen Geschlechte! Wie tugendhaft werden die Menschen, wie sehr werden sie wenigstens zu entschuldigen seyn! In diesem Augenblicke schenke ich meinen Mitbürgern eine unendliche Menge rechtschaffner Mæn-

Männer, die sie bisher entweder für Thoren, oder für Bösewichter hielten. Die Laster fliehen, die Welt wird tugendhaft! Die Welt, über welche der Fromme seufzet und die der Weise verachtet: diese mache ich itzt dem Frommen und dem Weisen zur besten Welt.

Da ich gegenwärtig die Rolle eines Autors übernommen habe; so ist man schuldig, mir einen gewissen Hochmuth zu verzeihen, der den Autoren, und vornehmlich jungen Autoren, so wohl ansteht. Ich glaube, dass ich itzt an meinem Pulte, in einer Minute, eben die Thaten ruhig verrichte, welche zu verrichten Herkules so viele Jahre lang den grösten Theil der Welt durchirren mulste. Er reinigte die Welt von Ungeheuern; die Fabel sagt es; ist der Dienst, den ich der Welt leiste, weniger wichtig? Aber ich glaube auch, dass man die Fabel ganz unrecht versteht. Hätte Herkules wirklich gethan, was die Poeten von ihm erzählen; so würde er mehr ein gewaltthätiger Räuber, oder wenigstens mehr ein Don Quixote des Alterthums, als ein Held gewesen seyn. Eine Heerde Ochsen zu plündern und einen Stall auszumisten; verdient dieses, vergöttert zu werden? Die Weisheit der Fabel hat unter diesen Erzählungen etwas viel wichtigers verborgen. Herkules war ein Weltweiser, der seine Schüler lehrte: dass die Handlungen der Menschen im Grunde tugendhaft und wenigstens durch die guten Absichten zu entschuldigen sind. Dieser Satz fand allgemeinen Beyfall. Nun war niemand mehr la-

laſterhaft. Vom æuſſerſten Ende Heſperiens bis an den Ganges ſahe man nichts als menſchenfreundliche Mitbürger, als tugendhafte Handlungen, als Vertraulichkeit, als Nachbarn, die einander entſchuldigten. Bittern Haſs, Verkætzerungen, denn auch die Prieſter des Saturnus verkætzerten ſchon, ungerechte Læſterungen; alle dieſe Ungeheuer des menſchlichen Geſchlechts rottete der Philoſoph aus. Dieſes waren die vergœtterten Thaten, die Herkules, der Weltweiſe, verrichtete, ohne vielleicht jemals aus ſeinem Vaterlande zu kommen. Das kriegeriſche Alterthum machte daraus einen bewaffneten Held, mühſame Abentheuer, Hydren, und, was das billigſte war, ihn endlich zum Gott.

So weit geht mein Ehrgeiz nicht. Die Schriftſteller haben das alte Recht, ſich ſelbſt zu vergœttern; aber auch dieſem Rechte entſage ich. Ich werde mich für vœllig belohnt halten, wenn Sie, meine Herren, meiner neuen Wahrheit Ihren Beyfall nicht entziehen, und wenn mein geſelliges Beyſpiel andre aufmuntert, die Handlungen ihrer Mitbürger als billig und gerecht zu vertheidigen, oder, wo ſie das nicht thun dürfen, ſie doch zu entſchuldigen. Wie ſehr wird dieſes der Menſchheit zur Ehre gereichen! Wie beneidenswerth würde dieſe glückliche Verwandlung unſern Vorfahren ſcheinen, wenn ſie zurückkommen und die Vollkommenheiten ihrer tugendhaften Kinder ſehen ſollten! Sie würden keine *Geizige* mehr finden, ſondern Patrioten, welche mitten unter ihren geſammel-

ten

ten Schätzen liebreich verhungern, um ihren Kindern, oder, welches noch eine ſtärkere Groſsmuth beweiſt, ganz Fremden, die ſie vielleicht nicht einmal kennen, Reichthümer zu hinterlaſſen, daſs ſie ſolche in Vergnügen und Ueberfluſs zerſtreuen können. Der Mann, den ſie einen *ungerechten Richter* heiſſen, iſt dieſes nicht mehr, ſondern ein theuer erkauftes Werkzeug der Gerechtigkeit: welche durch ihn den ſtreitenden Partheyen ihre feindſelige Thorheit koſtbar machen will, um ſie zu einem friedfertigen Betragen zu zwingen und welche zugleich durch die ungeſchickten Ausſprüche dieſes Richters den Stolz der Geſetzgeber demüthiget, deren wohlüberlegte und weitausſehende Vorſicht oft durch ein geringes Geſchenk vereitelt wird. Dieſe mürriſchen Alten würden keine Urſache weiter haben, die Jugend vor dem Umgange mit *Frauenzimmer* zu warnen, deren Aufführung ihnen *verdächtig* ſchiene. Sie würden öffentlich geſtehen müſſen, denn innerlich waren ſie es ohnedem ſchon überzeugt, daſs dieſe reizende Geſchöpfe nichts thun, als die Natur predigen; daſs ſie nur der Jugend Gelegenheit verſchaffen, die angeborne Empfindung ihres Frühlings zu genieſſen; daſs ſie für das Vaterland ſich ſelbſt aufopfern, um die Mannsperſonen von gefährlichen Ausſchweifungen zurück zu ziehen; daſs ſie in trunkner Wolluſt ſehr geſchwind lieber daſs ſie wohl wiſſen, wie flüchtig dieſe Wolluſt ſey. Sollten wohl unſre Alten noch ſo hart ſeyn, unſre Alten, deren Herz immer auch zärtlich war, ſollten ſie ſo hart ſeyn und die freundſchaft-

ſchaftliche Wolluſt dieſer kleinen dienſtfertigen Geſchœpfe mit dem beleidigenden Namen einer verführeriſchen Ausſchweifung belegen?

Hier habe ich drey Proben gegeben, welche, wie ich hoffe, die Wahrheit meines Satzes deutlich genug unterſtützen werden.

Der kurze Raum einer halben Stunde, den mir die Geſetze der Akademie verſtatten, erlaubt mir nicht, weitläuftiger zu ſeyn: ich würde es auſſerdem mit Vergnügen, und gewiſs nicht ohne Nutzen ſeyn, wenn ich durch noch mehrere Beyſpiele zeigte, daſs die Handlungen der Menſchen, welche unſrer mürriſchen Ernſthaftigkeit oft ſo verdæchtig ſind, immer noch eine gute Seite haben, von welcher man ſie der Welt zeigen kann, woferne man billig ſeyn will. Für itzt mag dieſes genug ſeyn, mein Vorhaben zu rechtfertigen, da ich beweiſen will: *daſs die Begierde, Uebels von andern zu reden, weder aus Hochmuth, noch aus Bosheit des Herzens, ſondern aus einer wahren Menſchenliebe herrühre.* Dieſes zu beweiſen, und von jenem den Urſprung zu zeigen, brauche ich weiter nichts, als Sie, meine Herren, von dem groſſen Einfluſſe zu überführen, den dieſe Begierde, Uebels zu reden, in das Beſte des gemeinen Weſens und in die Glückſeligkeit eines ieden einzelnen Mitbürgers hat! Ein Beweis, welchen man ſich von demjenigen gewiſs im Erfolg verſprechen kann, der Muth und Menſchenliebe genug hat, den Geizigen zum Patrioten, den ungerechten Richter zum nützlichen Mitgliede des Staats, und Frauenzim-

mer von einem schlüpfrigen Charakter zu Priesterinnen der Natur zu machen.

Ich verzeihe es den angeerbten Vorurtheilen unsrer Welt, welche von dieser Begierde, Böses zu reden, sich die fürchterlichsten Begriffe macht. Unsre Ammen, die uns Gespenster bereden, machen uns auch vor dieser Begierde zu fürchten: und in dem Augenblicke, da sie dieses thun, reden sie immer von ihren Nachbarinnen am meisten Böses. Ein Beweis, dafs die Triebe der Natur, denn eben darunter gehören die Triebe, Böses zu reden, sich niemals ganz unterdrücken lassen!

Unsre deutsche Sprache, so reich sie ist, ist doch zu arm, diese Pflicht, Böses zu reden, mit einem anständigen, wenigstens gelinden Worte, auszudrücken. Schmähen, Lästern, Verunglimpfen, Splitterrichten, Verläumden etc. dieses sind etwa die gemeinsten Ausdrücke, die man braucht, wenn man von dieser grossen Pflicht, Böses zu reden, sich erklären will. Lauter verhafste Namen! Aber ich halte dieses mehr für einen Fehler der Grammatik, als des Herzens. Wir sind von der Nothwendigkeit dieser Pflicht allzuwohl überzeugt, als dafs wir im Ernste so verhafste Begriffe damit verknüpfen sollten. Unsre Aufführung widerspricht diesem am meisten. Denn zum Ruhme meiner Deutschen mufs ich hier bekennen, dafs wir in der Kunst, Böses zu reden, es beynahe unsern Nachbarn gleich thun. Der Aberglaube der Maler hat diese mütterlichen Vorurtheile noch mehr gestärkt,

ſtärkt. Dieſe Herren ſind nicht allemal gewohnt, ihre Gemælde den Originalen gemæſs einzurichten. Sie ſchmeicheln den Leidenſchaften der Menſchen, oder kopiren denen nach, die vor ihnen gemalt haben. Und daher kœmmt es, daſs ſie alle Prinzen weiſe und groſsmüthig, alle Richter ehrwürdig, ernſthaft, alle Bræute mit einer reizenden Unſchuld, alle Geiſtliche fromm und heilig, alle Teufel mit Hœrnern und Schwænzen, und die Begierde, Bœſes zu reden, mit Schlangen und ſpitzigen Zungen malen. Lauter Fehler wider die Wahrſcheinlichkeit.

Und würden wir wohl im Stande ſeyn, dergleichen übereilte Fehler zu begehen, wenn wir bedenken wollten, daſs die Begierde, Uebels zu reden, nichts anders ſey, als ein von der Natur uns vernünftigen Geſchœpfen eingepflanzter Trieb, die wirklichen, oder auch die eingebildeten Fehler einzelner Menſchen, und wohl ganzer Geſellſchaften und Vœlker gemeiniglich auf eine luſtige, oft auch ernſthafte Weiſe, andern bekannt zu machen, um ſich und andre dadurch zu ergœtzen, denen, die dergleichen Fehler wirklich haben, einen Abſcheu dafür beyzubringen, andre, die ſie nicht haben, dafür zu warnen, einen ieden aber gegen ſich und andre aufmerkſam, einen ieden tugendhaft, oder doch vorſichtig, mit einem Worte, die ganze Welt zu guten Mitbürgern zu machen!

Ich empfinde in mir ſelbſt einen heiligen Schauer, wenn ich an die groſſe Pflicht, Uebels von andern zu reden, gedenke. Ein patrioti-

ſches Mitleiden empfinde ich, wenn ich die unglückliche Blindheit derer erwæge, welche dieſe groſſe Pflicht nicht allein ſelbſt nicht beobachten, ſondern auch andern dafür einen Abſcheu beyzubringen ſuchen. Ein Werk der Natur, ein Werk, daſs ſie nur vernünftigen Weſen vorzüglich gegœnnet hat, dieſes wollten wir den Menſchen entreiſſen? So ſtoſſen wir ihn herab zu den nichtdenkenden Geſchœpfen, die die weiſe Natur dieſes Vorzugs unwürdig gehalten hat; ſo reiſſen wir die vornehmſte Stütze über den Haufen, auf welcher das Vergnügen, die Sitten und das Wohl der Menſchen ſich gründen.

Ich hoffe, aus wahrer Menſchenliebe, hoffe ich es gewiſs, daſs dieſe unerwarteten und doch unumſtœſslichen Wahrheiten bey Ihnen, meine Herren, einen beſondern Eindruck machen werden. Noch ſcheinen Sie zweifelhaft. Ueberwinden Sie ſich! Nehmen Sie eine Wahrheit an, deren Gewalt Sie fühlen. Ein Weiſer ſchæmt ſich niemals, ſeine Vorurtheile zu erkennen.

Geſtehen Sie es nur, meine Herren; Sie empfinden nunmehr das Unrecht, das Sie der ganzen menſchlichen Geſellſchaft angethan, da Sie den Trieb, von andern Uebels zu reden, in einem eitlen Hochmuthe und in der Bosheit des menſchlichen Herzens geſucht haben? Aber ich will Ihnen aufrichtig geſtehen, was ich zu Ihrer Rechtfertigung von Ihnen glaube. Waren Sie vielleicht ſchon von der Wahrheit meines Satzes überzeugt!? Wollten Sie etwan eine ſo neue Meinung noch nicht œffentlich wagen? Vermuth-

muthlich war es nur Ihre Absicht, den witzigen Köpfen unvermerkt Gelegenheit zu geben, von der ganzen Welt Uebels zu reden, da Sie eine Handlung, die allen vernünftigen Geschöpfen so eigen ist, vom Hochmuthe und der Bosheit des Herzens ableiten sollten. Wie glücklich wissen Sie, meine Herren, den Menschen, auch wider Willen, auf seine Pflicht zurück zu führen! Ich bewundere diese Vorsicht, und sehe auch unter dieser angenommenen Maske den rechtschaffnen Patrioten.

Nunmehr, da ich Ihre wahre Absicht entdeckt habe, kann ich mit Ihnen schon ein wenig vertrauter reden, und ich habe weniger Ursache, dasjenige mühsam zu erläutern, was ich bereits oben gründlich erwiesen habe. Was ich also hievon noch sagen werde, das sage ich nur in der Absicht, mich gegen Sie deutlicher zu erklären, nicht aber in der Meynung, Ihnen eine Wahrheit begreiflich zu machen, von der Sie lange vorher überzeugt waren, noch ehe Sie mir die Gelegenheit wiesen, ihr selbst nachzudenken.

Diese neue Vertraulichkeit, die ich mit Ihnen itzt gestiftet habe, verbindet mich, Ihnen aufrichtig zu bekennen, was die Zweifel, die ich hier ausführe, bey mir zuerst veranlasst habe. Ich las in der Utrechter Zeitung die Stelle von Ihrer Aufgabe, mit eben der gleichgültigen Unachtsamkeit, mit der ich die Nachricht von den Actien der ostindischen Compagnie lese. In dem Augenblicke kam meiner Frau Bruder ins

Zimmer gestolpert, stürzte auf mich los, umarmte mich, fluchte sein Cadedis, und fragte mich mit gebrochnem Deutsche: wo hat der Donner deine Frau? Glauben Sie vielleicht, dafs dieser Mensch aus dem Tollhause entsprungen sey? Unwahrscheinlich ist es nicht. Allein, mit Ihrer Erlaubnifs, es war ein junger Deutscher, der den Augenblick aus Paris kam, wo er sich sechs Wochen lang aufgehalten hatte. Meine Frau empfieng ihn schwesterlich; aber das Erste, was er ihr sagte, waren ein paar Unflätereyen wegen ihrer Schwangerschaft. In diesem Tone fuhr er fort, und rühmte seine Ausschweifungen, die er in Paris begangen und die er auch wohl nicht begangen hatte. Alle verdächtige Häuser zählte er in einer so richtigen Ordnung her, wie Homer die Schiffe der Griechen. Wir erfuhren die schändlichsten Krankheiten, die er gehabt haben wollte, und von wem er sie bekommen, wenigstens eine Marquisinn mufste diese seyn. Er vertraute uns, in welchen zweydeutigen Umständen sein entkräfteter Körper noch itzt sey. Dieses alles sagte er uns mit einer faselnden Lebhaftigkeit, die man nur von einem Rasenden erwarten kann.

Meine Frau, welche sich nicht schämt, eine vernünftige Christinn zu seyn, schlug die Hände zusammen. Bist du es denn, Bruder? sagte sie, hast du denn vor Gott und vor Menschen keine Scheu? Du deutsche Bestie! war seine Antwort: Schwester, du weifst nicht, was Leben ist! komm mit nach Paris! Ihr Deutschen lebt hier so ordentlich und gesund, wie das liebe

Vieh,

Vieh, und daher kœmmt es, daſs ihr auch so denkt. Mit deiner Gottesfurcht! Die Religion eines ehrlichen Mannes, die laſſe ich noch gelten, das andre iſt alles Quakerey, hol mich der Teufel Quakerey! Eure Pfaffen machen euch zu Narren. In Paris haben wir ein Sprüchwort - - - Meine Frau hielt ihm den Mund zu und lieſs ihn nicht weiter reden. Er ſchwieg endlich; aber das muſsten wir ihm erlauben, daſs er uns zwey Gaſſenlieder vorheulte, eines wider den Kœnig und das andre wider die Beichtzeddel.

Was halten Sie, meine Herren, von dieſem deutſchen Franzoſen? und von ſeiner Begierde Bœſes zu reden, von welchem gewiſs die Hælfte erdichtet war? Das meiſte Bœſe redete er von ſich ſelbſt; ſollte er das aus Hochmuth, oder aus Bosheit des Herzens gethan haben? Wie wenig wahrſcheinlich iſt dieſes! Aus Hochmuth konnte es nicht ſeyn: denn alles, was er erzæhlte, war zu ſeiner Schande. Aus Bosheit gegen ſich ſelbſt konnte es noch viel weniger ſeyn: denn das Zeugniſs kann ich ihm geben, daſs er nichts in der Welt ſo ſehr liebt, als ſeine kleine Perſon. Alſo muſste wohl noch eine andre Urſache übrig ſeyn, die ihn bewegte, Bœſes von ſich und ſeinen Freunden zu reden. Noch zweifelhafter machten mich die Gaſſenlieder, die er uns ſang. Wenn das Volk in Paris ſchændliche Lieder von dem ſingt, der ihnen ihr *Liebſter* iſt und darüber ſpottet, wovor es niederkniet; ſollte es dieſes wohl aus Hochmuth oder aus Bosheit thun? Das war mir unwahrſchein-

ſcheinlich. Ich dachte weiter nach, und endlich war ich ſo glücklich, dieſe neue Entdeckung zu machen, daſs die Begierde, Böſes zu reden, aus einer ganz andern Quelle herzuleiten ſey.

Wenn ich beweiſen will, daſs dieſe Begierde, Böſes zu reden, lediglich aus einer wahren Menſchenliebe herrühret; ſo habe ich nicht nöthig, etwas weiter zu thun, als daſs ich den unentbehrlichen Nutzen zeige, den ſie in der menſchlichen Geſellſchaft hat. Und beynahe iſt auch dieſes überflüſsig, da der gemeinſte Mann ſolches aus der täglichen Erfahrung lernt. Ich will alſo weiter nichts thun, als meine Leſer an diejenige Empfindung erinnern, die Sie gehabt haben, ohne vielleicht aufmerkſam dabey geweſen zu ſeyn, weil ſie Ihnen gar zu gewöhnlich war.

Das Band der bürgerlichen Geſellſchaft, worauf ſich die ganze Republik gründet, iſt das Vergnügen, welches die Innwohner einer Stadt in dem Umgange mit einander empfinden. Der Satz iſt klar, und wer daran noch zweifelt, der ſtelle ſich eine Stadt vor, wo alle Thüren verſchloſſen bleiben, wo die Fenſter verhangen ſind, wo niemand auch nicht den Nachbar kennt, und wo derjenige, welcher nicht vermeiden kann auszugehen, doch nur im Finſtern ausgeht, um nicht geſehn und von niemanden angeredt zu werden. Dieſe traurige Stadt ſtelle er ſich vor. Würde *Peau*, würde *Leipzig* anders ſeyn, wenn ſeine Bürger nicht mit Vergnügen einer des andern Geſellſchaft ſuchten? Und würden ſie dieſes Vergnügen genieſsen, wenn ſie nicht eben dadurch

durch Gelegenheit fanden, Uebels von andern zu reden? Nur dieſer Unterſcheid iſt dabey, daſs eine iede Geſellſchaft ihre eigne Art hat, Bœſes zu reden.

Der Greis ſeufzt über die ſchlimmen Zeiten; die Jugend über den Eigenſinn und Geiz des Greiſes. Ehrwürdige alte Jungfern reden Bœſes von den flatterhaften Mædchen, die ſchon gern ſündigen und doch nur achtzehn Jahre alt ſind; und dieſe lachen über die fromme Bubterey der alten Heiligen. Die Bürger reden Bœſes von den Pracht und der Parteylichkeit des Magiſtrats; und dieſer noch mehr Bœſes von dem Ungehorſame und müſsigen Leben des Bürgers. Der Narr redet Bœſes von der Religion, und der Ketzermacher zankt ſich mit dem Teufel. Der junge Marquis iſt nie witziger und muthwilliger, als wenn er etwas Bœſes von einem Philoſophen erzählen kann, und der Philoſoph unterſucht, ob dieſer Muthwille aus Hochmuth, oder aus Bosheit herrühre. Mit einem Worte: die ganze Stadt redet Uebels, und die ganze Stadt eilt mit Vergnügen in die Geſellſchaften, wo ſie es reden kann. Man nehme ihnen die Erlaubniſs, Bœſes zu reden, ſo nimmt man der Welt ihre Sonne.

Diejenigen, welche die unglückliche Leidenſchaft des Spielens zu Sklaven gemacht hat, wiſſen ſich immer damit zu entſchuldigen, daſs man alsdann, wann geſpielt wird, nicht Zeit habe, Uebels von andern zu reden. Welche Thorheit! Einen Fehler damit entſchuldigen, daſs man eine Tugend unterlaſst! Aber ich will nur dieſe Art

der Entschuldigung zu Nutze machen. Die Begierde und die Gelegenheit, Böses zu reden, ist ein bewährtes Mittel, unzählige Thorheiten zu vermeiden. Zu der Zeit, wenn die Gesellschaft Böses redet, entfernt sie sich von der Seuche, zu spielen und ein mühsam verdientes Vermögen durch einen unglücklichen Augenblick unter ängstlicher Hoffnung zu zerstreuen. Der Richter versäumt, ungerecht zu seyn, wenn er Böses von andern redet. Der Advokat merkt es nicht, dass zween Nachbarn in vertraulicher Einigkeit leben, und lässt ihnen daher dieses Glück ungestört. Der Arzt, wenn er Uebels von andern spricht, vergisst sein Amt, und die Menschen bleiben leben.

Die erste Regel, die uns der Moralist einprägt, ist diese, dass man alle Mühe anwenden soll, sich und die Welt kennen zu lernen. Ist wohl eine bequemere Art, dieses zu lernen, als wenn man die Gesellschaften fleissig besucht, wo am meisten Böses geredet wird? Man wähle sich nur zwo der besten, und die besten sind diese, wo eine Betschwester oder ein Müssiggänger das grosse Wort führen; so lernt man die ganze Stadt kennen, und auch diese beiden Gesellschaften lerne man kennen, weil gewiss keine die andre schonen wird. *Philen* ist mildthätig. Er ernährt mit seinem eignen Brodte die Kinder einer Wittwe, welche der Mann in äusserster Armuth hinterliess, weil er zu ehrlich war. Philen hat wohl Ursache, mildthätig zu seyn, denn drey von diesen Kindern sind sein. *Herkomheim* ist ein Gerechtigkeit liebender Advokat, wel-

welcher sich ein Vergnügen daraus macht, Witwen und Waisen beyzustehen. Im Ernst? Warum nicht? denn Herkommann ist ein Erbschleicher. Aber *Suffen*, der Patriot, wird doch ohne Tadel seyn? Suffen, welcher mit Thränen die Noth der Unterthanen sieht, und der Regierung flucht? Suffen ist ein Misvergnügter, den der Hof beleidigt hat, weil er ihm das Amt nicht geben wollte, das er suchte, um die Unterthanen selbst zu drücken. Wie lehrreich ist die Schule derer, die von andern Böses reden! Ohne diese Gesellschaft würde ich niemals Gelegenheit gehabt haben, den Philen, den Herkommann, den Suffen kennen zu lernen.

Aber werde ich auch Gelegenheit haben, mich selbst kennen zu lernen? - - - Warum nicht? mein Herr. Sind Sie allein so tugendhaft, oder so ehrwürdig, daß man von Ihnen allein nichts Böses reden wird? Ich möchte es Ihnen wohl im Vertrauen entdecken, was man von Ihnen sagt; aber verdrüslich müssen Sie nicht werden. Man spottet über Ihre pedantische Mühe, die Sie sich machen, andre kennen zu lernen. Der gute Mensch glaubt, er sey weise genug, die Fehler andrer zu entdecken; bey der klugen und gesetzten Miene, die er sich giebt, ist es nur der Geiz und der Hochmuth, der ihn abhält, lasterhaft zu seyn. In Gesellschaft redet er wenig, damit man glauben soll, er sey im Stande, sehr vernünftig zu reden, wenn er sich nur entschliessen wollte zu reden. Sein Anzug ist reinlich und ohne Pracht;

aber

aber er hat keinen Kredit. Wenn er von der Religion mit Ehrfurcht ſpricht; ſo geſchieht es, um diejenigen in der Stadt auf ſeine Seite zu ziehen, deren Zorn am gefährlichſten iſt. Ungeachtet er unverheurathet iſt, ſo wird er doch niemals anders, als mit einer gewiſſen Ehrfurcht, vom weiblichen Geſchlechte reden; aber, wollen Sie etwan einen Roman wiſſen? In zwo Minuten will ich - - - Verzeihen Sie mein Herr; warum ſehen Sie ſo wütend aus? Sie verſtehn mich unrecht. Ich hatte gar nicht in Willens, Sie zu beleidigen. Nur aus Freundſchaft gab ich mir die Mühe, Ihnen das Böſe wieder zu erzählen; das man in allen Geſellſchaften von Ihnen ſpricht. Sie ſollten das Glück haben, Sich kennen zu lernen, und nur in dieſer Abſicht redete ich ſo viel Uebels von Ihnen.

Und wenn die Begierde, Böſes zu reden, weiter gar keinen Nutzen hätte, als dieſen, daß ſie uns gegen andre und gegen uns ſelbſt aufmerkſam und vorſichtig macht; ſo verdiente ſie ſchon, auch dieſes einzigen Nutzens wegen, alle Hochachtung. So gar diejenigen, die am meiſten eigenſinnig und von dem Vorurtheile nicht abzubringen ſind, daß die Begierde, Böſes zu reden, ein Laſter ſey, auch dieſe würden ſie wenigſtens für ein ganz unentbehrliches Laſter halten, wenn ſie dieſen Nutzen gelaſſen überdenken wollten. Die Dieberey, ob ſie ſchon ihren eignen Gott hatte, war dennoch auch bey denen ein Laſter, die dieſen Gott anbeteten; und gleichwohl fanden die Lacedemonier einen

ſo

ſo groſsen Nutzen darinnen, daſs ihre Jugend ſchlechterdings eine Geſchicklichkeit im Stehlen erlangen muſste, wenn man ihr nicht den Vorwurf machen ſollte, daſs ſie künftig ein ſehr unnützes Mitglied des Staats ſeyn würde. O, machten doch dieſe Worte einen Eindruck in die Herzen unſrer Aeltern! O, kœnnten ſie ſich doch entſchlieſsen, ihre Kinder, die ihnen die Natur anvertraut hat, in Zeiten an die wichtige Kunſt, Uebels zu reden, zu gewœhnen! Zu ihrer eignen Ehre, zum Nutzen des Vaterlandes, und vornehmlich zum Nutzen ihrer Kinder würde es gereichen, wenn ſie dadurch vorſichtig gegen ſich ſelbſt und gegen andre gewœhnt würden. Dieſer Theil der Erziehung iſt vornehmlich ein Werk der Mütter. Von ihren Hœnden wird es das Vaterland fodern. Die Natur verlangt es ſelbſt. Sollte wohl die Natur, die nichts umſonſt thut, den Müttern die Triebe, Bœſes von andern zu reden, umſonſt ſo verſchwenderiſch mitgetheilet haben?

Es giebt wenige Fehler, die der menſchlichen Geſellſchaft ſo beſchwerlich ſind, als der Hochmuth. Der Hochmüthige ſelbſt leidet dabey; aber derjenige noch mehr, der ſeinen Umgang nicht vermeiden kann. Der Theolog und der Philoſoph, arbeiten gemeinſchaftlich daran, das Herz des Menſchen demüthig zu machen. Jener beweiſt es ihm aus Staub und Erde, und dieſer noch gründlicher daraus, daſs unmœglich ein Ding zugleich ſeyn und auch nicht ſeyn kœnne. Für beide Beweiſe habe ich alle Ehrfurcht die

ein unphilosophischer Laye für alle Theologen und Philosophen haben muss; und dem unerachtet bin ich verstockt genug, zu glauben, dass man einen Hochmüthigen dadurch, dass man Uebels von ihm spricht, in einer Viertelstunde weit zahmer und menschlicher machen kann, als durch eine lange traurige Predigt, und eine Reihe von finstern Schlüssen.

Ehe ich schliesse, werde ich Gelegenheit haben, hievon noch einmal zu reden. Bis dahin, verspare ich es, weitläuftiger zu seyn.

Ich übergehe zugleich noch eine unzählige Menge andrer Vortheile, welche ein ieder Mensch für sich und das ganze gemeine Wesen überhaupt dadurch erlangt, wenn einer von dem andern Uebels spricht. Da das Vergnügen, welches wir dabey empfinden, so gross ist: so ist wohl nichts geschickter, uns in den traurigen Stunden unsers Lebens aufzuheitern. Wir vergessen unsre eigne Thorheit, da wir uns mit der Thorheit andrer belustigen. Durch eine beständige Uebung, Böses von andern zu reden, machen wir den Witz lebhaft. Kann wohl bey unsern Zeiten etwas wichtiger seyn, als dieses, da ein lebhafter Witz mehr gilt, als ein scharfer Verstand? Auch diejenigen werde ich auf meiner Seite haben, die den Werth einer Sache finanzmässig beurtheilen. Wie gross ist der Einfluss, den die Begierde, Uebels von andern zu schreiben, und dieses zu lesen, in Handel und Wandel hat. Holland ist nie reicher gewesen, als eben zu der Zeit, da alle Pressen beschäff-

schäfftigt waren, über die Schwachheiten eines alten Königs zu spotten, dessen Jugend ihm so schrecklich gewesen war. Holland zog durch diese Schatzung die Reichthümer ganzer Länder zu sich, und gab uns dafür seinen Witz. Peter Marteau in Kœln, den die witzige Welt auch alsdann noch nennen wird, wenn seine Schriftsteller längst vergessen sind, der ward reich, und wodurch anders, als durch die Begierde der Welt, Böses zu reden?

Sollte wohl, meine Herren, noch jemand an der Wahrheit meines behaupteten Satzes zweifeln, dass diese Begierde, Böses von andern zu reden, einen unendlichen Einfluss in die Glückseligkeit eines ganzen Staates habe? Und müssen Sie nunmehr nicht gestehen, dass eine Handlung, welche der Grund der menschlichen Gesellschaft ist, welche das Vergnügen über alle Familien ausbreitet, welche uns Gelegenheit schaft, andre und uns selbst kennen zu lernen, welche uns aufmerksam und vorsichtig macht, welche den Stolz des menschlichen Herzens so sehr demüthigt, welche macht, dass wir das Bittre dieses kümmerlichen Lebens vergessen, welche ganze Länder bereichert und die Seele eines Staats belebt, müssen Sie nicht gestehn, sage ich, dass eine solche Handlung keinen geringern Ursprung, als die Menschenliebe, haben kann, und dass derjenige wohl verdient, als ein wahrer Patriot verehrt zu werden, der sich angelegen seyn lässt, diese Handlung allgemein zu machen?

Ich

Ich ersuche Sie, meine Herren, noch um eine kleine Aufmerksamkeit, und bitte mir die Erlaubniss aus, gelehrt zu seyn. Ich habe mir diese ganze Zeit über Gewalt angethan, mit meiner Gelehrsamkeit an mich zu halten: länger ist es mir nicht mœglich. Ich stehe zu viel aus. Ich muss mich schlechterdings meiner Belesenheit entschütten, oder ich erlebe den Preis gewiss nicht, den ich von ihrer Akademie erwarte. Ich will Ihnen die Wahrheit meines Satzes aus dem Alterthume unterstützen. Mit einem Worte, ich muss allegiren, denn ich bin ein Gelehrter. Ich werde Ihre Geduld nicht misbrauchen, darauf kœnnen Sie sich verlassen.

Die Götter würden ohne den Momus *) einen sehr unvollkommnen Himmel gehabt haben. Es war iemand unter ihnen nöthig, vor dessen Begierde, Böses zu reden, sie sich scheuen musten. Ihr Umgang würde endlich zu schlæfrig geworden seyn; sie würden zu wenig auf sich selbst Achtung gegeben haben.

Dieses sahe Julian **) wohl ein. Damit es an der Tafel seiner Götter nicht zu traurig seyn mœchte, setzte er den Silen an die Seite des Bac-

*) *Momus, μωμος*, Deus reprehensor Hesiodo, in Theogonia. Was ich sonst noch hievon hætte sagen kœnnen, das findet der geneigte Leser in Basilii Fabri Sozani Thesauro eruditionis scholasticae.

**) Vid. ΙΟΥΛΙΑΝΟΥ ΑΥΤΟΚΡΑΤΟΡΟΣ *Καισαρος*

Bacchus: denn ohne ihn würde auch Bacchus, der Gott der Freuden, schlæfrig geworden seyn. Silen mufste von den Göttern und von den Kaisern Uebels reden, und die Götter vergnügten sich dabey *). Wollen wir Menschen über eine Sache eifern, die Jupiter sich selbst gefallen læfst? Wollen wir ein Vergnügen von uns verbannen, ohne welches auch die Götter nicht aufgeräumt seyn kœnnen?

Die Fabel vom Prometheus **) hat man bisher ganz unrecht verstanden. Sie sagt, er habe Menschen geschaffen. Kœnnen wir dieses nach den Worten nehmen, da wir wissen, dafs Menschen waren, ehe Jupiter und Prometheus geboren wurden? Die Begierde, Bœses zu reden, war damals nur ein Vorzug der Götter. Prometheus lernte es unter ihnen und brachte dieses Ge-

*) Παντων δε των Θεων κυκλω καθημενων ὁ Σειληνος, ἱματιακος ἀχρι δονων μονον τα Διονυσου κυκλω και νεω, και τα παρα του Δια παρεκλησιν, πλησιον ἱστα, τροφευς τε ὡν και παιδαγωγος καθητο, περι αλλα φιλοπαιγμονα και φιλογελωτα και χαριτοδοτην ὀντα τον Θεον ἐν θεατροις, και δη και το συμποτικον τα πολλα, και γελοιαζειν.

**) Prometheus Iapeti, vnius ex Titanibus et Climenes Filius. Fabula nota ex Hesiodo et Metamorphosi Ouidii. Wie viel kœnnte ich hier abschreiben, wenn ich wollte!

Geheimniſs unter die Menſchen. Dadurch machte er ſie geſellſchaftlich, vorſichtig, witzig, mit einem Worte, er machte ſie menſchlich. Dieſes, und nichts anders, war das Feuer, das er vom Himmel entwandte, und wodurch er die kälten und ſchlæfrigen Menſchen belebte. Durch dieſes Feuer, durch dieſen vom Himmel entwandten Trieb, Bœſes zu reden, ſchuf er die Menſchen, die vorher nur Kreaturen waren, zu vernünftigen Kreaturen und machte ſie den Göttern æhnlich *). Jupiter ward eiferſüchtig darüber. Sonſt hatte er nur Urſache gehabt, ſich vor den zuſammengeſetzten Kræften der rebellirenden Menſchen zu ſcheuen; nun ward ihm auch ihr Witz furchtbar. Für die Verrætherey ſollte Prometheus büſsen. Daſs er die Menſchen glücklich und witzig gemacht, daſs er die Begierde, Bœſes zu reden, dieſes Feuer vom Himmel entwandt hatte, das durfte Zevs nicht beſtrafen; ſeine miſsgünſtige Eiferſucht würde zu merklich geweſen ſeyn: man ſuchte alſo, ſo lange man konnte, einen ſcheinbaren Vorwurf zur Ungerechtigkeit. Er hatte dem Jupiter Knochen für Fleiſch vorgelegt **), dafür ſollte er büſsen.

*) *Lucian*, im Geſpræche: *Prometheus* oder *Caucaſus*. Ἐγω δε - - ἀνενοησα ὡς ἀμεινον ἐιη ὀλιγου ἐσον τω πηλω καβοντα, ζωα τινα σοφωτερα καὶ ἀνω βλεποντα (daſs muſs alles figürlich verſtanden werden!) τας μορφας μεν ἡμιν ὁμοιας προεσοικοτα - - Τουτ' ἐστιν ἃ μεγαλα ἐγω τως Θεως ἠδικηκα.

**) Lucian hat im nur angeführten Geſpræche alle Klag-

büßen. Man fühlte gleichwohl, daß diese Ursache lacherlich war: er hatte also Menschen geschaffen, boshafte Geschöpfe, und besonders Frauenzimmer *). Aber würde Jupiter Gelegenheit gehabt haben, sich bald in einen Stier, bald in einen Schwan zu verwandeln, wenn Prome-

gen zusammengenommen, wenn er den Mercur mit dem Prometheus diese Unterhandlung halten läßt: ΠΡΟΜΗΘ. Ὦ Κρόνε καὶ Ἰάπετε, καὶ σύ, Γῆ μῆτερ; οὐκ ἀπόνοιά ὁ κακοδαίμων, οὐδὲν δεινὸν εἰργασμένος; ΕΡΜ. Οὐδὲν δεινὸν εἰργασω, ὦ Προμηθεῦ, ὃς πρωτὰ μὲν τὴν γοῆν τὴν ἱερὸν ἐγχειρεῖς θεὸς, εἶτως ἀδικον ἐποίησω καὶ ἀπάτηλὴν, ὡς αὐτὸ μὲν τὰ καλλίστα ὑπεξελέσθαι, τὸν Διὰ δὲ πάρελογίσασθαι; ὅτα κακυψὰς ἐργαστὴ δημιε; - - ἔπειτα δὲ τὴς ἀνθρωπὺς ἀνεπλασας; πανουργότατα ζῶα, καὶ μαλιστὰ γε τὰς γυναικὰς. Ἐπὶ κάσι δὲ τὸ τιμιώτατον κτῆμα τῶν Θεῶν (Diese Worte sind wohl zu merken) τὸ πῦρ κλεψας, καὶ τοῦτο δόντας τοῖς ἀνθρώποις. Τοσαυτὰ δεινὰ εἰργασμενος, φὴς, μηδὲν ἀδικησας ἑαυτὸν; κ. τ. λ.

*) In dem darauf folgenden Gespräche des Lucians, zwischen dem Prometheus und dem Jupiter, findet dieser daß grœlste Verbrechen darinnen, und sagt dem Prometheus, er habe noch viel schwerere Fehlen und schwerere Strafen verdient: ἀνθ' ὧν τοιαῦθ' ἡμῖν ζῶα τὰς ἀνθρώπους ἐπλασας - - καὶ τὰς γυναῖκας ἐδημιουργησας.

theus dieſes grauſame Verbrechen nicht begangen hätte *)? Prometheus blieb immer unſchuldig: man muſste alſo das wahre Verbrechen nennen. Er hatte das Feuer vom Himmel geſtohlen und es den Menſchen mitgetheilt **). Ohne ſich nunmehr weiter entſchuldigen zu dürfen, (denn ein Prinz, der Unrecht hat, läſst ſich zum dritten male nicht widerſprechen) ward er aus dem Himmel geſtoſsen und vor den Augen der beneidenswürdigen Menſchen, ſeiner Geſchöpfe, an den Caucaſus geſchmiedet ***). Kœnnen Sie es

*) Ich bleibe beym Lucian, weil ich ihn einmal vor mir liegen habe. Prometheus ſagt: ὁ δὲ μάλιστα με κτείνει, τοῦτ' ἐστὶν ὅτι μεμφόμενοι τὴν ἀνθρωπότητα, καὶ μάλιστα τὰς γυναῖκας, ὅμως ὁρᾶτε αὐτὰς, καὶ ὁ διαλοιπὸς κατιόντες, ἀεὶ μὲν ταῦροι, ἀεὶ δὲ σατῦροι καὶ κύκνοι γενόμενοι θεοὺς ἐξ ἀνθρώπων ποιοῦσθαι ἀξιοῦντες.

**) Vulkan war darüber am meiſten empfindlich. Seine Verbitterung wider den Prometheus gieng ſo weit, daſs er nicht einmal ſein Richter, ſondern ſein Ankläger ſeyn wollte. Μὴ Δί, heiſst es: ἀλλὰ κατηγόρου ἀντὶ δικαστοῦ, ἵνα μὲ ἔχῃς, ὅτι τὸ πῦρ ὑφεῖλόμενός σου ψυχρὸν μοι τὸν κάμινον ἀπολελοιπας. Kann man dieſes wohl nach dem todten Buchſtaben verſtehn, ohne etwas ungereimtes zu denken?

**) Dieſes ſagt der Anfang des lucianiſchen Geſprächs. Ich kœnnte ihn auch abſchreiben. - - Ehen! iam ſatis eſt! Gelehrt genug ſehn meine Noten aus, ſo ge-

zu verantworten, meine Herren, wenn Sie ein Geschenk des Prometheus verdächtig machen wollen, welches die Götter nur für sich allein zu besitzen wünschten, welches sie den Sterblichen missgönnten und worüber der grosmüthige Prometheus zum Märtyrer werden muste?

Bey den weisen und vernünftigen Griechen war die Kunst, Uebels zu reden, ein Theil des öffentlichen Gottesdienstes. Männer und Weiber stunden bey den Eleusinischen Festen zu beiden Seiten der Brücke, und sagten denen, die in Procession über diese Brücke giengen, die bittersten Vorwürfe *). Gleiche Freyheit hatte das Volk bey den Ithyphallischen Festen **). Den Ephesiern war zu dergleichen feyerlichen Muthwillen ein Tag im Januar heilig. Das

 trau-

gelehrt, dass, so Gott will, sie niemand lesen wird. Aber ich lese sie selbsten: und ein wahrer Gelehrter schreibt allemal mehr für sich, als für andre.

*) Vid. Meursius Attic. Lect. V. 31. Graecia feriata p. 73. Eleusin. 27. Casaubonus ad Strabon. p. 400. Suidas in Γεφυρίζειν et Ἀχαιά, et ibi Kuster. Kuster ad Aristoph. Acharn. v. 709. Bochart. Geogr. Sacr. P. II. L. 1. c. 21. Valckenner. Animadv. ad Ammonium p. 209. Hesychius v. Γεφυρίσαι et ibi Alberti. Wie gelehrt muss der Mann seyn, der so viel Titel von Büchern weis! werden meine Leser von mir denken, wenn sie billig sind.

**) — — Sed truncum forte dolatum,
Arbutis antiquae numen, venerare Ithyphalli.
Columell.

traur ge Beyſpiel des Thimotheus hätte Sie, meine Herren, wohl abſchrœcken ſollen, wider dergleichen Freyheit zu eifern *).

Auch bey den Römern hatte die Gewohnheit, Bœſes zu reden, einen heiligen Urſprung **). Man ſuchte die erzürnten Götter durch Spiele zu verſœhnen, welche der Grund zu den Feſcenniniſchen Bitterkeiten und vielen feyerlichen Gelegenheiten waren, von andern Uebels zu reden. Cæſar, welcher Gallien und Germanien zitternd gemacht hatte, war bey dem öffentlichen Einzuge eine Spœtterey ſeiner eignen Soldaten. Seinen Stolz zu demüthigen, ſeine Fehler ihm mitten unter dieſem ſchmeichelnden Pompe erinnerlich zu machen, ihm zu zeigen, daſs er noch ein Menſch ſey, dieſen Zweck zu er-

*) Ephesii die 22. Januarii celebrabant festum καταγωγια dictum, quo licebat honestos quosque viros et foeminas verbis et factis vexare et insultare. Quod cum Timotheus, ad quem Paulus epistolam scripsit, tollere vellet, trucidatus a plebe fuit. Conf. du Cange Gloss. Graec. sub Καταγωγια.

**) Liv. Lib. VII. c. 2. etc. Et hos ex insequenti anno pestilentia fuit. - - quum vis morbi nec humanis consiliis nec ope diuina leuaretur, victis superstitione animis ludi quoque scenici - - inter alia coelestis irae placamina instituti dicuntur - - ludiones ex Etruria accîti - - imitari deinde eos iuuentus simul inconditis inter se iocularia fundentes versibus coepere - - Iuuentus histrionibus fabularum actu relicto, ipsa inter se more antiquo ridicula intexta versibus iactitare coepit, etc.

erlangen, fangen ſie bey ſeinem Triumphwagen öffentlich: er ſey ein kahler Ehebrecher*). Ein ſchrecklicher Vorwurf für einen Kaiſer, der ſich über keine von ſeinen Handlungen, aber über ſeinen kahlen Kopf untröſtlich, ſchämte**)!

*) Sueton. in Cæſ. c. 51. Ne prouincialibus quidem matrimoniis abſtinuiſſe vel hoc diſticho apparet, iactato aeque a militibus per Gallicum triumphum:

Urbani, ſeruate vxores, moechum caluum adducimus.

Aurum in Gallia effutuiſti, (ein vornehmer Troſt für unſre junge Deutſche, die nach Paris reiſen,) hic ſumſiſti mutuum.

Im 49. Cap. ſagt Suedon: Gallico denique triumpho milites eius inter caetera carmina, qualia currum proſequentes ioculariter canunt, etiam vulgatiſſimum iſtud pronunciauerunt:

Gallias Cæſar ſubegit, Nicomedes Cæſarem, etc.

**) Caluitii deformitatem iniquiſſime tulit, ſaepe obtrectatorum iocis obnoxiam expertus. Ideoque et deficientem capillum reuocare a vertice aſſueverat, et ex omnibus decretis ſibi a ſenatu populoque honoribus, non aliud aut recepit aut vſurpauit libentius, quam ius laureae perpetuo geſtandae. Suet. in Caeſ. c. 45.

Dieſer war auch einer von den bitterſten Vorwürfen des Silens, da er vom Cæſar ſagte: Κιναιδος, ως ἑρας, ἐστ' μεγας και παλος, ἐμοι γων, εἰ και μηδεν ἀλλο, τα γων περι την κεφαλην ἐστι προσομοιος. S. Iul. Cæſ.

Wünschen Sie es nicht, meine Herren, daſs ich anfange, von den Saturnalien zu predigen *), Sie würden erſchrecklich viel Gelehrſamkeit auszuſtehen haben. Ich würde von dem Jupiter, da er noch als ein Kind den Zähnen ſeines Vaters entfloh **), anfangen und beym Davus des Horaz aufhœren, und vielleicht da noch nicht aufhœren ***).

Alle dieſe gelehrte Nachrichten, die ich hier angeführt, und die ich aus Mitleiden gegen Sie auch nicht angeführt habe, erlæutern meinen Satz, daſs die Erlaubniſs, von andern Bœſes zu reden, vornehmlich auch dieſe Ablicht gehabt, diejenigen in einem gewiſſen Grade der Demuth zu erhalten, welche das Glück, oder ihre Tapferkeit ****), oder ihre Weisheit weit über andre Menſchen zu

*) V. Macrobium, Athenæum, und alle Gelehrte, die dieſe beide geplündert haben.

**) Πρωτον δε φασι, Ρεαν ὀρχησασαν τη τεχνη - - και ἡ τα μυστικα ἐυρατο της τεχνης ἀυτη. ἐκ γαρ τουτου ἐπιχωριοι, διεσωσαντο ἀυτην τον Διος, ὁτε καθαπερ εἰκοτως ἐν ὁ Ζευς ὁ φιλιππος ὁμολογων ἀυτοις ἐυφυες γαρ δια την ἀυτων ὀρχησιν της πατρωας ἐδοκησε. S. den Lucian vom Tanzen.

***) Horat. Sat. 7. Lib. II.

****) - - - - - - - - et sibi consul
Ne placeat, curru servus portatur eodem.

Wer von meinen Leſern nicht begreifen kann, wie dieſe Stelle hieher kœmmt, der bedenke nur, daſs ich den Iuvenal noch nicht angeführt hatte.

zu erheben scheinen. Wie heilig *) sollten uns diejenigen Mittel seyn, welche die Menschen so tugendhaft machen!

Weil man nur von griechischen und lateinischen Sachen gelehrt reden kann: so will ich mich bey dem nicht aufhalten, was ich zum Beweise meines Satzes aus den folgenden und neuern Zeiten anführen könnte. Ich finde darinnen unzählige Exempel.

Der König der Britten wird von den witzigen Köpfen und Bootsknechten in London alle Tage daran erinnert, dass er ein Mensch sey. Nirgend ist seine Majestät kleiner, als auf der Themse.

War bey Ihnen in Frankreich, das berühmte Narrenfest etwas anders, als eine Schule der Demuth für die Geistlichen Ihres Landes? Sie war ein wenig ausschweifend und beynahe rasend, ich kann es nicht läugnen; aber eben diese Raserey hatte einen mystischen Verstand, den Herr Tilliot nicht wahrnehmen wollte, weil er gar zu vorsichtig war **).

Ich wundre mich, dass die Engländer und auch Ihre Landsleute, uns Deutschen die Hof-

*) Der berühmte Rabbi Ben-Maimon in seinem מורה נבוכים sagt hievon nicht ein Wort.

**) Memoires pour servir a l'histoire de la Fête des Fous, qui se faisoit autre fois dans plusieurs eglises, par Mr. du Tilliot.

narren vorwerfen *), welche bey uns so einen grofsen Theil der fürstlichen Beluſtigungen, und dieſes mit Recht, ausmachen. Sie ſuchen darinnen einen Beweis eines unausgearbeiteten Geſchmacks? ich aber ſehe ſie an als einen Beweis der deutſchen Freyheit, die uns billig ſo ſehr am Herzen liegt, und die wir, beſonders gegen Sie, meine Herren, nicht eiferſüchtig genug vertheidigen kœnnen. Ich kœnnte zum Ruhm unſrer autoriſirten Narren ſehr vieles ſagen; aber das iſt ſchon Ruhm genug, daſs ſie den Beyfall unſrer Fürſten mit Lachen erlangen, um welchen ſich ſo viele Hofleute Zeitlebens ængſtlich und koſtbar, und oft wohl umſonſt bemühen. Es iſt wahr: die Scherze dieſer Narren ſind immer niedrig; aber wie vortheilhaft iſt dieſes für den Witz mancher Hofleute, die auch ſcherzen! Werfen Sie uns nicht vor, daſs ihr Anzug etwas barbariſches und gothiſches an ſich habe. Bey uns gehen die Narren buntſchæckig und reden albern; In Frankreich gehen ſie ſchwarz und plappern die witzige Sprache eines jungen Abbé; In Engelland hüllen ſie ſich in einen Frok und murren politiſch: mit einem Worte, iedes Land hat ſeine Narren, nur geſtehn ſie es nicht in allen Lændern. Alle dieſe Vorzüge unſrer deutſchen Hofnarren und noch hundert andre, übergehe ich mit Stillſchweigen, und will nur dieſes erinnern, daſs ſie wegen ihrer privilegirten Freyheit, Uebels zu reden, einem Hofſtaate ganz unent-

*) Von hundert Stellen will ich nur das XLVII. Stück im I. Theile des engliſchen Zuſchauers anführen.

entbehrlich zu seyn scheinen. Der Hofmann muss sich scheuen, Thorheiten zu begehen, um ihren öffentlichen Vorwurf zu vermeiden; und der Prinz lernt durch dieses Mittel seine Hofleute kennen, die sich sonst so wohl vor ihm zu verstellen wissen. Ja sich selbst lernt der Prinz durch dieses Mittel kennen, welches noch weit schwerer ist. Mit einem Worte: derjenige weise Spruch: *wenn man die Wahrheit nirgends fände, so muss man sie doch bey den Prinzen finden!* dieser weise Spruch, den man so oft hört und doch so oft nicht versteht, redet nur von unsern deutschen Hofnarren!

Welches alles zu erweisen war!

Vielleicht haben Sie, meine Herren, in Willens, mir noch einige Einwürfe wider den bisher behaupteten Satz von der edlen Quelle der Begierde, Böses zu reden, und wider den allgemeinen Nutzen zu machen, den diese Begierde über die ganze menschliche Gesellschaft ausbreitet. Sie wollen etwan sagen: ich hätte einen deutlichern Unterschied fest setzen sollen, zwischen der nothwendigen Verbindlichkeit, andern ihre Fehler liebreich vorzuhalten und zwischen der boshaften Neigung, die Uebereilungen andrer auszubreiten, oder gar denen, die unschuldig sind, Fehler anzudichten; ich hätte das Heilige einer vernünftigen und bessernden Satyre mit dem niederträchtigen Splitterrichten und den Pasquillen des Pöbels nicht vermengen sollen; es sey eine Tugend, offenherzig zu seyn, es sey eine wichtige Kunst, diese Offenherzigkeit durch

durch einen muntern und lebhaften Scherz angenehm und zugleich die bitterſten Wahrheiten ertræglich zu machen; aber eben dieſe Kunſt ſey unendlich weit von derjenigen unterſchieden, welche man mit keinem gelindern Namen, als mit dem Namen einer niedertræchtigen Verunglimpfung belegen kœnnte; dieſe ſey ein Grund zu ewigen Verbitterungen zwiſchen denen, die ſonſt die beſten Freunde waren; niemand ſey empfindlicher, wenn Bœſes von ihm geredet werde, als derjenige, der es von andern am meiſten rede, und dieſer verdiene es doch am meiſten; ein Menſch, der in den Geſellſchaften herumſchleiche, Unſchuldige zu læſtern, ſey weit gefæhrlicher, als jener, der uns den verbargnen Dolch in die Bruſt ſtœßt; die abſcheulichſten Verbrechen . . .

Gut, meine Herren! ich verſtehe alles, was Sie ſagen wollen! Ich kœnnte Sie widerlegen; aber ich ſehe an meiner Uhr, daſs ich ſchon eine Minute længer geredet habe, als es die Geſetze der Akademie erlauben. Ich würde noch eine halbe Stunde Zeit nœthig haben, Ihnen Ihren Irrthum zu benehmen; aber darüber würde ich den aufgeſetzten Preis verlieren. Glauben Sie denn, daſs ein Philoſoph um deswillen ſchreibt, damit er Wahrheiten ausfindig mache? Er ſchreibt, um bezahlt zu werden; und ich, meine Herren, ich bin ein Philoſoph!

Realregiſter.

Vorbericht des Verlegers.

Ich habe, wie es bey uns immer gewöhnlich iſt, vorſtehende Schrift von einer unbekannten Hand zugeſendet bekommen. Der Verfaſſer bittet mit einer wahren Autordemuth, daſs ich mich entſchlieſſen möchte, ſie zum Drucke zu befördern; er thut dieſes auf eine ſo verbindliche Art, daſs ich unmöglich ſo hart ſeyn können, ihm ſein Bitten abzuſchlagen. Inzwiſchen befürchte ich, wenn ich es aufrichtig geſtehen ſoll, daſs ich dabey ſchwerlich auf meine Koſten kommen dürfte. Ich weis in der That nicht, was ich aus dem Werkchen eigentlich machen ſoll. Es ſcheint mir ein Zwitter von Witze und von Gelehrſamkeit zu ſeyn. Und ich weis nicht, ob ich es ſagen darf: beynahe bin ich auf die Gedanken gekommen, daſs es, ich möchte mich zwar nicht gern an den Herrn Autor verſündigen, aber, wie geſagt, Gott gebe, daſs ich lüge, mit einem Worte, ich halte es gar für eine Satyre! Mein Herr Gevatter, ein Mann, der nicht unrecht iſt und immer weiter ſieht, als andre, findet ſehr vieles darinnen, das ſich auf die korſiſchen Unruhen beziehet. Das dachte ich nun eben nicht, wenigſtens ſteht nicht ein Wort von den Korſen darinnen; aber der Henker mag den Schriftſtellern trauen. Dem ſey aber, wie ihm ſey, ich

ich halte es für eine gelehrte Abhandlung: denn witzig kann sie unmöglich seyn, weil so erschrecklich vieles Griechisch darinnen steht. Inzwischen ist es wahr, daſs sie weit über die Hälfte sehr ungelehrt aussieht: denn auf den ersten Seiten ist nicht eine einzige kleine Note. Das ist noch mein Trost, daſs sie lateinisch gedruckt ist. Aber zur Hauptsache zu kommen, damit dieſes Büchlein eine recht gründlich gelehrte Miene erlangen und auch denen nützlich seyn möge, welche, als mannliche Gelehrte nicht den spielenden Witz, sondern das Solide lieben; so habe ich mir die Mühe gegeben, bey einer Pfeife Tabak einen Versuch von nachstehenden Realregister daraus zu fertigen, daſs ich künftig weiter ausführen werde. Der unbekannte Herr Autor wird mir diese Freyheit nicht ungütig nehmen. Hätte ich gewuſst, wo er anzutreffen wäre, so würde ich ihn um Erlaubniſs hiezu gebeten haben. Aber der Himmel mag wiſſen, unter welchem Dache er steckt: denn, als ein witziger Autor, der er doch wohl seyn will, wohnt er vermuthlich fünf Treppen hoch. Wie gesagt, das Realregister habe ich selbst dazu gemacht. Sollte der Herr Autor den Preis von der Akademie zu Pau erlangen; so will ich nun eben nicht sagen, daſs er ihn in Ansehung meines Realregisters erlangt habe; aber man weiſs doch das zehntemal die Ursachen nicht, warum etwas in der Welt geschieht. Inzwischen mag er ihn behalten.

Ver-

Versuch eines Realregisters.

Advokate,

Gewissenhafter, ist einmal einer gewesen 24. Ob das Ernst sey? ibid. ist als ein ehrlicher Mann verhungert 25. Ein Kennzeichen einer weisen Regierung, wo die Advokaten verhungern 26. Sind einem Staate nothwendig 27. Geschichte von Heuschrecken 27. Von welchen Advokaten eigentlich die Rede sey? 28. Warum die Richter wider die Advokaten eifern? 30. Die Fabel vom Wiesel und der Katze ib. Anatomie eines Advokaten 39.

Akademie,

Die zu Dijon ist grosmüthig 5. die zu Pau soll sich daran spiegeln ib. Der Autor ist in Leipzig zu erfragen ib. Der Autor droht, die Akademie lächerlich zu machen 9. Wie er sich sonst an der Akademie rächen will, wenn er den Preis nicht kriegt 10. In diesem Falle schreibt er nur für die Ehre, und ist zu gros, als dass er sich aus dem Preise etwas machen sollte 11. Klagen des Autors über die Parteylichkeit der Franzosen 12. Will diese Klagen widerrufen, wenn er den Preis kriegt ib.

Autor

ist demüthig 3. und droht ib. könnte sich selbst vergöttern 9. will es aber nicht thun ib. schreibt nur wegen der Ehre 7. bittet flehentlich um den Preis 7. 8. 9. 10. 11. 29. 30. 32. Autor schämt sich

sich 5. in welchen Fällen sich ein Autor schämen dürfe 6. Autor beweist gründlich 8. denkt mit den Fingern 9. Autor giebt seinen Gegnern einen Stich 15. schimpft ib. hat noch mehr Verdienste 19. ist berühmt ib. schreibt mehr für sich, als für andre 20. ist mit sich wohl zufrieden 14.

Autorparole

siehe Meineide.

Ammen

lehren uns die Gespenster 19. Vom Einflusse der Ammen in unsern Gemüthscharakter 20. Wie die Amme eines Kunstrichters gewesen seyn müsse 21.

Betschwestern

sind würdige Præsidentinnen in der Gesellschaft, wo Uebels geredet wird 24. Warum die lüderlichsten Weibspersonen in ihrem Alter die grausamsten Betschwestern werden? 39.

Belustigung

Ob aus der Belustigung eines Menschen sein Gemüthscharakter zu schliessen 9. Wird verneint ib. und mit Exempeln bewiesen ib. Gelehrte belustigen mit sich selbst 10.

Bibliothek

ist eine Art von Tapeten 15. Ein deutscher Graf fodert sechs Ellen Bücher, um ein Local auszufüllen 19.

Buhlen

18. der Autor buhlt um den Preis der Akademie zu Pau 7. das Buhlen ist allen Ständen gemein 15. von der geistlichen Coquetterie, ib. dass sie eine ehrgeizige Begierde sey, fromm zu scheinen

nen ib. Die meiſten Verketzerungen entſpringen daraus ib. Ob ein Autor mit ſich ſelbſt coquettire? ib. Mannsperſonen coquettiren mehr, als die Frauenzimmer 16.

Coquetterie

ſiehe Buhlen.

Caſar

Julius, viel Bœſes von ihm 87.

Chronoſtichica

machen ihrem Erfinder Ehre 18. ſind der einzige Witz gewiſſer Gelehrten 30. der Witz wird dadurch geſchærft und der Verſtand ruht dabey aus 31. Angſt eines Verfaſſers, dem noch ein L fehlt ib. Welche Kœpfe dazu die geſchickteſten ſind ib.

Charlatan

ſiehe Marktſchreyer.

Deutſche

ſchreiben nicht gern kleine Werkchen 4. Warum junge Deutſche ſo gern nach Paris reiſen? 7. warum ſie gemeiniglich nærriſch und ungeſund zurück kommen? ib. Warum die Franzoſen die Deutſchen verachten? 19. Warum die Deutſchen ihre eignen Landesleute verachten, wenn ſie aus Paris zurück kommen? ib. Warum die deutſche Sprache den Franzoſen ſo ekelhaft iſt? 37. Eine Stelle aus dem Sueton: aurum in Gallia effutuiſti, heic ſumſiſti mutuum, wird jungen Deutſchen zum Troſt angeführt 38. Deutſche lieben die Hofnarren 40. thun daran Recht ib. iſt ein Zeichen der alten deutſchen Freyheit ib.

Dummheit

ein Mittel reich zu werden 16. In welchen Stænden man am meiſten damit verdienen kann? ib. Klugheit hat mehr Leute unglücklich gemacht, als die Dummheit ib. Iſt eine groſse Kunſt, zu rechter Zeit dumm zu ſeyn 17.

Dichter.

Warum itzt alles von Poeten wimmelt? 19. Ob es bey des Horaz Zeiten nicht eben ſo viel Dichter gegeben habe, als itzt? ib. wo ſie hin ſind? ib. Welche Art von Dichtern bey Hofe noch in einigem Anſehen iſt? 27. Woher das komme? ib. Wodurch ſich die Poeten um ihren Kredit bringen? 14. Ob ſie mehr Schuld daran ſind, als der Hof? 15. Ein Vorſchlag, wie das Anſehen der guten Dichter zu retten 16. Warum unſre Mæcenaten, wenn ſie auch noch ſo billig und vernünftig ſind, zwar einen wirklich groſsen Dichter bewundern, aber doch verhungern laſſen? 16. Lob der Kœche ib.

Ehrgeiz.

Was das heiſse, wenn ein Autor ehrgeizig heiſst? 19. Berechnung des Autorehrgeizes nach itzigem Münzcours ib.

Ehe.

Warum alte Junggeſellen am liebſten über die Ehen ſpotten? 34. Warum die Ehen nicht mehr im Himmel geſchloſſen werden? 36.

Eiferſucht

iſt gemeiniglich ein Kennzeichen eines bœſen Gewiſſens 13. Mænner, die als Junggeſellen am meiſten geſündiget haben, ſind am meiſten eiferſüch-

süchtig 14. Eifersucht eines witzigen Kopfes geht über alle Eifersucht 19.

Einwurf.

Dem Autor werden verschiedne Einwürfe wider seinen Satz gemacht 43. Hat nicht Zeit, sie zu beantworten ib. Kœnnte es wohl thun ib. Einem Schriftsteller Einwürfe zu machen, ist gefährlich 17. bey welchen Gelehrten es am meisten gefährlich sey? ib.

Financen

werden durch die Begierde, Bœses zu reden, vermehrt 28. S. Projektmacher.

Frauenzimmer.

Die von einer zweydeutigen Aufführung werden entschuldigt 11. Warum alte Jungfern gern beten? 13. Wie lange sie verliebt seyn dürfen? 14. Warum sie über junge Mædchen sich so christlich ærgern? 14. Ob junge Mædchen Unrecht thun, wenn sie im sechzehnten Jahre das wünschen, was alte Jungfern schon vor 40 Jahren sich gewünscht haben? ib. Warum alte Junggesellen so gern Bœses vom Frauenzimmer reden? 43. Frauenzimmer geht auf die Heurath 37. Warum das billig sey? ib Liebæugeln und coquettiren ist nichts anders, als auf die Heurath ausgehen ib.

Franzosen.

Die Deutschen geben ihnen viel Vorurtheile Schuld 18. Der Autor wird binnen Jahr und Tag sehen, ob dieser Vorwurf gegründet ist ib. Der Autor bewundert ihre Akademien, besonders weil sie Preise austheilen 29. Der Autor

verharrt, mit demuthsvoller Hochachtung 7. Hat ein groſses Vertrauen zu ihrer Einſicht ib. Iſt wegen des aufgeſetzten Preiſes ſehr gleichgültig ib. und droht ib.

Gewiſſen.

In welchen Fällen das Gewiſſen zu brauchen 16. Erklärung einer Stelle aus dem Panciroll, de rebus deperditis, 19. des gemeinen Mannes altväteriſche Begriffe vom Gewiſſen 30. Beſchreibung vom Gewiſſen eines Hofmanns 32. eines Generalpachters ib eines Domherrn ib. Der Autor macht ſich ein Gewiſſen 40. Ob das Heucheley ſey, wenn der Autor das ſagt? ib.

Geizige

ſind Patrioten, weil ſie für andre verhungern 13. Warum die Autores beſtändig wider den Geiz eifern? 29. Autores ſind ſelbſt geizig ib. in welchen Fällen ſie es nicht ſind? ibid.

Geſchenke

ſind bey uns nicht gebräuchlich 13. Was an deren Stelle eingeführt iſt 14. Wie ſie nach dem Stylo curiæ genennet werden 15. von ſchuldiger Erkenntlichkeit ib. von gehorſamſter Bezeigung ib. von geringer Vergeltung auf Abſchlag, wegen auſserordentlicher Bemühung ib. von einer Hand voll Devotion ib. Was das heiſst: mit Devotion klimpern ib. Ob das ein Nationalwort ſey? ib. Vom Porte-bras eines Klienten ib. Was das in Sachſen heiſse: der Kandidat hat ſchöne Studia? ibid.

Geld-

Goldmacher.

Warum alle herumirrende Goldmacher Bettler sind? 29. Von ihrer Quakerey 49. Von der Grosmuth dieser Goldmacher, die allemal andre und niemals sich selbst reich machen wollen ib. Dass sie den Galgen nicht verdienen 43.

Gespenster,

wo sie herkommen? 16. Warum sie an den wenigsten Orten mehr mode sind? 9. Warum sich der Teufel am liebsten von alten Weibern sehen lässt? 33.

Gewichte.

Werth eines deutschen Buchs wird nach Pfunden ausgerechnet 9. Des Autors Vater schrieb einen Centner geheime Nachrichten 6. Woher die Berechnung der Verdienste nach Pfunden bey den Deutschen komme? 7. Ist ein bequemes Mittel, den Werth eines Buchs zu bestimmen ib. alle Parteylichkeit der Kunstrichter wird dadurch vermieden ib. Diese Urtheile sind gemeiniglich so zuverlässig, als die übrigen Urtheile von Büchern ib. Vorschlag zu einer Kunstrichterwage ib. Autor seufzt über die Kunstrichter 13, Fürchtet sich aber gar nicht ib. Thut wenigstens so ib. Zuruf des Autors an seine Kollegen, wie sie es machen sollen, dass ihre Bücher bey den Kunstrichtern ins Gewichte fallen 13.

Griechen

waren weise 37. Griechische Noten sehen gelehrt aus 36. Warum der Autor so gern Griechisch allegirt 37. Ob man nöthig habe, die Sprache zu verstehen, die man allegirt? ib. Es giebt sich, wie das Griechische, wo das herkomme? 19.

warum die Gelehrten kein Griechiſch mehr lernen? 30.

Geſchmack.

was das heiſst? 8. warum ein jeder glaubt, daſs ſein Geſchmack der beſte ſey? 9. ob nicht oft der Geſchmack des Kutſchers beſſer ſey, als deſſen, den er fährt? 10. Recept. wie ein guter Geſchmack zuwege zu bringen, wenn man den Geſchmack eines Kammerjunkers und eines Profeſſors zuſammen miſcht 10.

Herkules.

ein Kritikus 4. miſtet aus ib. wird vergœttert 5. der Autor ſieht ein, daſs er wichtigere Thaten verrichtet, als Herkules 9. verlangt dem ungeachtet nicht vergœttert zu werden ib. ob dieſes Kompliment einem Schriftſteiler von Herzen gehen kœnne? 10. Schuldigkeit der Lefer in dergleichen Fællen 11. Wie die Fabel zu verſtehen, daſs Herkules geſponnen habe? 19. Vom Zeitvertreibe junger Officiers, die in Garniſon müſsig ſtehen ibid.

Hof.

Wer wider den Hof am meiſten eifre? 24.

Ketzer.

Schon die Prieſter des Saturnus verketzerten 12. Ketzerfabrik 13. Warum gemeiniglich da die meiſten Ketzer gemacht werden, wo die Geiſtlichen am dümmſten ſind? 14.

Komödie,

Warum diejenigen am heftigſten darwider eifern, die

so die meisten Komœdien spielen 32. Beytrag aus der Kirchengeschichte ib.

Kupfer.

Warum die Schriftsteller sich so gern in Kupfer stechen lassen? wie es komme, dass die Kupferstiche der Gelehrten meistentheils ernsthaft und tiefsinnig aussehen? 20. warum Monsieur Rousseau wider das Kupfer geschrieben hat? 39.

Leipzig.

Darinnen redet man Uebels von andern 2. Han- und Wandel wird dadurch in die Höhe gebracht 21. Warum daselbst mehr Uebels geredet wird, als anderwærts? 23. Verdienste der Gelehrten um die Kunst, Uebels von andern zu reden ib. In welcher gelehrten Sprache sich am besten reden læst? 24. Der Autor ist in Leipzig zu erfragen 5.

Latein.

Siehe Rœmer.

Mæcenat.

Siehe Zueignungsschrift. Warum es keine armen Mæcenaten gebe? 59. Wie man es anfangen müsse, einen Mæcenaten freygebig zu machen? 60. Ob ein deutscher Kaufmann ein Mæcenat seyn kœnne? 61. Der Autor erinnert sich eines Exempels 62. Mæcenat schenkt einem Autor ein abgetragnes Kleid 64. Wird bey der zweyten Auflage abgesetzt ib.

Mütter.

Sind schuldig, ihre Kinder die Kunst zu lehren, Bœses von andern zu reden 19. Ihnen hat

die Natur dazu die Gaben im reichen Maaße verliehen ib.

Maler.

Begehen Fehler wider die Wahrscheinlichkeit 16, haben mit den Poeten grose Freyheit 19. werden besser bezahlt, als Poeten ib. bilden sich auch mehr ein ib. warum ein schlechter Maler erträglicher sey, als ein elender Poet? 36.

Magistrat.

Siehe Väter der Stadt.

Messe.

Wenn ein junger Geistlicher die Messe geschwind zu lesen pflegt? 4.

Marktschreyer.

Dessen Unterschied von einem Gelehrten, der lauter neue Wahrheiten ankündiget 19.

Nachwelt.

Für die Nachwelt schreiben die Schriftsteller 13. Ob die Itztlebenden verbunden sind, ihre Bücher zu lesen? ib. Grammatikalische Anmerkung über das Wort; Nachwelt 14. Nachwelt heißt im mystischen Verstande der Autoren so viel, als der Magen, ib.

Natur.

Jeder ahmt die Natur nach 3. Was daraus für den Witz für traurige Folgen kommen ib. Horazens Mæv glaubte auch, er ahme die Natur nach ib. Und - - - glaubt es noch itzt ib. Was der Natur schwerer sey, einen witzigen Kopf, oder einen Wechsler hervorzubringen? ib. Wie man den Fehlern der Natur zu Hülfe kommen könne? 4. Ob es nicht dadurch am leichtesten geschehe,

sehe, wenn die Wechsler genöthigt würden, die witzigen Köpfe zu Erben einzusetzen? ib. Warum die Frauenzimmer so gern an der Natur meistern? 7. Was die erste Gelegenheit zur Schminke gegeben? ib. siehe Schminke.

Obrigkeiten.

Siehe Magistrat.

Philosophen.

Sind gemeiniglich hypochondrisch 9. wie das komme? ib. Ob sie über die Thorheiten der Menschen sich wirklich ärgern 10. warum sie sich über die ihrigen nicht ärgern? 11.

Projektmacher.

Ob sie die Projekte für sich oder für den Staat machen? 19. die leichtesten Projekte sind, wenn man die Abgaben verdoppelt 24. warum die Projektmacher nur vom landesherrlichen Interesse und von ihrem niemals reden? 25. warum sie so gern Patrioten heißen? 26.

Politisch.

Geheime politische Nachrichten schrieb des Autors seliger Herr Vater in folio 4. einen ganzen Centner ib. warum man so gern geheime Nachrichten schreibt? 6. Ein Gelehrter übersieht in seinem Großvaterstuhle die ganze politische Welt 9.

Pedanten.

Wer der erste gewesen? 5. Bey Hofe giebt es mehr Pedanten, als auf Schulen 6. Von Frauenzimmerpedanten 9. Von der Pedanterey eines Petit Maitre ib.

Poet.

Siehe Dichter.

Querini,

Kardinal, warum unſre Gelehrtgn ſo gern an ihn ſchreiben? 19.

Richter.

Wie nützlich ein ungerechter Richter ſey? 13. von der Gewohnheit, im Finſtern zu richten 19. Warum dieſe abgeſchaft? ib. Warum ſie wieder eingeführt werden kœnnte? ib. Daſs man auf dieſen Fall dem Richter nur die Hœnde frey laſſen dürfe 20.

Religion.

Wer darüber ſpottet? 22. Die Religion eines ehrlichen Mannes 38. ihre groſse Bequemlichkeit ib. Junge Deutſche, wenn ſie aus Paris kommen, bringen gemeiniglich die Religion eines ehrlichen Mannes, einen entkræfteten Kœrper und Schulden mit 40.

Rabbi.

Der berühmte Rabbi Ben Maimon ſagt davon nichts 43.

Römer.

trugen keine Hüte 40. Wie es gekommen, daſs ihre Kinder ſchon im fünften Jahre Latein redeten? 32. Ob alle diejenigen Gelehrte ſind, die Latein kœnnen? ib. Latein iſt nicht mehr mode 33. Ob ein Gelehrter in der lateiniſchen Sprache beſſer ſchimpfen kœnne, als ein Kutſcher in der deutſchen? 15. Ob es ſchon bey den Rœmern Pedanten gegeben? 13. Warum man diejenigen ſo gern Pedanten nennt, die kritiſch Latein lieben?

ben? 14. Anekdoten von deutſchen Micheln ib. Daſs dieſe oft die gröſsten Pedanten ſind ib. in der Note b.

Schrift.

Durch welchen Zufall gegenwärtige Schrift entſtanden? 3. Nachricht von vielen andern Schriften des Verfaſſers, die alle wichtig ſind 4. Warum die Autores mit ihren Schriften ſo wohl zufrieden ſind? 5.

Stolz.

Was der kriechende Stolz ſey? 27. Warum diejenigen am meiſten ſtolz ſind, die ſich am tiefſten beugen? 29. Berechnung der Grade des Stolzes, vom Portier bis in die Garderobe 30. warum ein armer Poet mehr Stolz habe, als ein reicher Wechsler? 32. Ob ein witziger Kopf bey einer Zueignungsſchrift an einen Wuchrer im Ernſte ſtolz bleiben könne? 33. Warum ein Frauenzimmer, die auf ihre Schönheit ſtolz iſt, doch bey zunehmender Häſslichkeit nicht demüthig wird? 17. Daſs man nur aus Stolz andern ihren Hochmuth vorwirft 18. Der Autor weis ſich dabey auf eine feine Art zu entſchuldigen ib.

Schminke.

Was die erſte Gelegenheit zum Schminken gegeben? 7. War bey den alten Baktriern in den älteſten Zeiten eine Art der Strafe für Weibsperſonen, welche nicht mehr erröthen 8. Wird in folgenden Zeiten bey ihnen eine Art der Galanterie ib. Scholia zur Stelle des Lucans: - - - - tinxere ſagittas ib. Die Mode zu ſchminken, wie ſie auf uns gekommen ib. Ob ſie die

Go-

Gothen eingeführt? ibid. Ob man sich von einem Frauenzimmer um deswillen könne scheiden lassen, weil sie sich beständig geschminkt, und man das vor der Hochzeit nicht gewust hat? 19.

Trauer.

Warum eine junge Wittwe in der Trauer am meisten reizend sieht? 11. Vier Exempel aus dem Alterthume von jungen Wittwen, die ihre alten Männer im Ernste betrauert haben 12. Eines von diesen Exempeln ist noch zweifelhaft 13. Der Autor giebt der Akademie zu Pau einen wohlgemeinten Rath, im künftigen Jahre demjenigen den Preis zuzutheilen, welcher vier dergleichen Exempel aus neuern Zeiten beybringen wird 14. Die Bedingungen, so dabey erfordert werden ib. Ein Exempel weis der Autor in seinem Lande ib. Zu noch einem ist ihm Hofnung gemacht ib. sagt sich vom Preise los ib.

Vorurtheile.

Ein Weiser schämt sich nicht, sie zu bekennen 18. Sind der Grund aller menschlichen Zufriedenheit 32.

Vater der Stadt.

Warum der Magistrat mit den Bürgern unzufrieden ist? 22. wie alt ein Vater der Stadt seyn muss? 38. Von einem Vater der Stadt im Flügelkleide ib. Vater der Stadt lässt sich zum erstenmale barbiren ib. Freude seiner Mama über die Erstlinge des Barts ihres wohlweisen Sohnes ib.

Verdienste.

Eines Autors 4. sind unendlich 5. jeder Autor ist

ist darinnen sein eigner Zeuge ib. warum ihre Verdienste so selten belohnt werden? 3. Ein herzlicher Seufzer über alle Verleger ib.

Wahrheiten.

Gelehrte suchen lauter neue 22. Warum sie mit den alten nicht zufrieden sind ib. Definition einer neuen Wahrheit 23. Die meisten Wahrheiten erfinden die, so die Wahrheit am wenigsten leiden kœnnen 24. Nachricht von einem Gelehrten, welcher nach vielen Wahrheiten endlich auch die erfunden, dass er gar nichts weis 30. ein alphabetisches Verzeichniss vieler itztlebenden Gelehrten, welche dieses noch nicht erfunden 31. Der Autor erwæhnt seiner eignen Person mit einem sehr bescheidnen Stolze 2. Erwartet von seinen Lesern darüber eine Schmeicheley ib.

Wissenschaften.

Schœne, siehe Kastraten.

Zueignungsschriften.

Sind gemeiniglich Satyren auf die Mœcenaten 49. aus der Zueignungsschrift kann man schliessen, wie hungrig der Autor sey 50. warum die Dedikationen abkommen? 62. Nachricht von verschiednen Mœcenaten, die nicht lesen kœnnen, und doch gut bezahlen 63.

Zorn.

Warum die Moralisten gemeiniglich so viel Galle haben? 26. Ueber wen sich die Schriftsteller am meisten erzürnen? ib.

Zahnarzt

siehe Marktschreyer.

ER-

ERRATA.

Ich war halb todt, da ich nach Hause kam und vorstehendes Realregister so gedruckt fand, wie es hier ist. Im Koncepte hatte ich die Seiten des Manuscripts beygesetzt; und bey meiner Abwesenheit hatte der Korrektor vergessen, sie nach dem gedruckten Exemplar zu ändern. Es ist also nicht eine einzige Zahl richtig allegirt; und die Messe ist zu nahe vor der Thüre, als dass ich Zeit hätte, es umdrucken zu lassen. Wer kann sich helfen! Es wird dieses Register noch immer seinen Nutzen haben: denn man kann doch mit einem Blicke die Realien, übersehen, so in diesem Werkchen anzutreffen sind. Bey einer neuen Auflage will ich es ändern; itzt werden es meine Käufer thun.

Das Mährchen vom ersten Aprile.

Aus dem Holländiſchen in das Hochdeutſche übersetzt.

Art Benzelaars van Saerdam

Zueignungsſchrift an ſeine liebe Amme,

Aaf je Praatmoer van Sloten.

Liebe Amme,

Ich erinnere mich der langen Abende noch immer mit Vergnügen, an denen ich, als ein junger Knabe, auf deinem Schooße ſaß und meinen zitternden Arm ängſtlich um deinen Hals ſchlung, wenn du uns das fürchterliche Märchen vom Seehunde, das traurige Mär-

Mährchen vom verwünschten Prinzen ohne Kopf, oder das fromme Mährchen vom lahmen Esel erzähltest. Damals konnte ich mir noch nicht vorstellen, daß der Nutzen hievon und die Lust zu Mährchen, die mir durch dergleichen Erzählungen beygebracht ward, einen so wichtigen Einfluß in mein Glück und in mein ganzes Leben haben sollten. Nur dir habe ich es zu danken, meine liebe Amme, daß ich in männlichen Jahren alle Mährchen von den Verdiensten gewisser Gelehrten, von neuen tiefsinnigen Wahrheiten und von der Einsicht einiger Privatpersonen in die Kabinette der Prinzen mit eben dem Vergnügen habe lesen und anhören können, wie dein Mährchen vom redenden Affen. Ich bin an Höfen gewesen, und man hat mich lieb gewonnen, da ich auf ihre Mährchen von Gnadenversicherungen, von Freundschaft, von Verdiensten um das Vaterland eben so aufmerksam war, als ich auf dich hörte, wenn du uns das lustige Mährchen vom bezauberten Schlosse in der Luft erzähltest. Du siehst wohl, liebe Amme, daß dein Säugling sich aller deiner Wohlthaten mit Vergnügen erinnert. Damit du aber auch sehen sollst, daß ich nicht unerkenntlich bin; so schenke ich dir hier ein Mährchen vom ersten Aprile, welches ich bey meinem letzten Aufenthalte in Batavia von einem Brahminen bekommen habe. Nimm es an und lies es, und behalte mich lieb. Lebe wohl.

Erstes

Erſtes Buch,

enthält

das Mährchen vom erſten April.

SIT. MIHI. FAS. AVDITA. LOQVI.

Virg.

Es war einmal ein alter König auf der mächtigen Inſel Chuckock, welchen die Götter und ſeine Unterthanen liebten, weil er fromm und gerecht war. Juocamoſamma hieß ſein wahrer Name, ob ihn ſchon einige Chroniken ohne Grund Camoſamma nennen. Zur Belohnung ſeiner Tugenden ließ ihn der Himmel alle Glückſeligkeiten eines Fürſten genießen. Die Nachbarn ſuchten ſeine Freundſchaft, und überließen ihre Streitigkeiten ſeinen billigen und uneigennützigen Ausſprüchen. Seine Feinde unterſtunden ſich nicht, ihn zu beleidigen: denn ſie würden dadurch den Zorn aller benachbarten Prinzen wider ſich erregt haben. Er hatte viele getreue Diener an ſeinem Hofe, und nicht einen einzigen Schmeichler. Er gab nur wenige Geſetze, weil ſein Exempel das Land tugendhaft machte; und wenn er ein Geſetz gab, ſo war es noch in zwanzig Jahren eben ſo unverbrüchlich und eben ſo heilig, als es in der erſten Woche geweſen. Die Unterthanen waren in ihrer Arbeit freudig und unermüdet,

weil sie wußten, daß sie für sich und ihre Kinder arbeiteten. In seinem ganzen Lande war kein Bettler: denn niemand gieng müßig, niemand verschwendete, und ein jeder war genügsam; so gar die Priester seiner Götter waren es. Er strafte selten: denn sein Volk war tugendhaft, nicht aus Furcht vor der Strafe, sondern aus Furcht, seinem Fürsten zu mißfallen. Mit einem Worte: ein jeder Unterthan war sein Freund. So glücklich war der alte Juocamosamma!

Aber er hatte keinen Erben; und auch damit war er zufrieden, weil er mit allem zufrieden war, was er für den Willen der Götter hielt. Desto untröstbarer war seine Gemahlinn. Sie knicte Tag und Nacht vor dem Bilde der Fekula-Pussa und bat um einen Sohn. Sie that sieben Wallfahrten auf den Gipfel des Fusinogamma. Der König war mit dieser ungestümen Andacht wenig zufrieden; aber er schwieg still, so bald sie ihm vorstellte: das Wohl der Unterthanen erfodere einen Thronerben. Ihre Unfruchtbarkeit war eine Folge der Bosheit des alten Zauberers Ciongock, den ihr Großvater beleidigt hatte. Endlich erbarmte sich die Göttin Pussa über sie, und gab ihr von ihren schwarzen Kirschen aus Japan zu essen: sogleich hörte die Bezauberung auf, und sie ward schwanger.

Ciongock gerieth darüber in Wut; er schwur den Untergang der Mutter und das Unglück des Sohnes. Die guten Feen, welche allerseits Freundinnen der tugendhaften Königinn waren, hörten den Schwur und erzitterten: denn sie kannten die Gewalt des Zauberers, welcher verwegen genug war, die Götter und die Feen zu trotzen. Ihre Freundschaft verband sie, auf Mittel zu denken, wie sie den traurigen Folgen dieses Schwurs vorbeugen könnten.

Sie

Sie versammelten sich bey der Niederkunft der Königinn. Joimane, die ansehnlichste unter den Feen, nahm den neugebornen Prinzen auf ihren Schoos; sie küßte ihn dreymal auf das Herz und sprach: sey ein Freund der Götter! Asaide, eine gütige Fee und große Freundin der Menschen, nahm ihn in die Arme und sprach: regiere, wie dein Vater! Jimzime, welcher Name eine einsame und wohlthuende Fee bedeutet, berührte siebenmal mit ihrem Daumen seine Zunge und seine Hand, und sprach: sey weise und reich! Alcimedore, eine junge und lebhafte Fee, küßte ihm die Augen und den Mund, und sprach: sey liebenswürdig.

Da dieses geschehen war, legten sie das Kind an die Brust seiner Mutter, welche vor Freuden außer sich und eben im Begriffe war, ihnen die aufrichtigsten Versicherungen ihrer Dankbarkeit zu geben, als der Zauberer Ciongock in einer finstern Wolke über ihrem Sopha erschien, das Kind mit einem grausamen Lächeln ansah und mit fürchterlicher Stimme herabrief: ich aber will dein Feind seyn! So bald er dieses gesagt hatte, hüllte er sich in einen schwarzen Dampf, und zog langsam und brausend über die Gefilde von Chiekock. Die Feen erblaßten, und die unglückliche Mutter überlebte diese schreckliche Erscheinung nur wenige Minuten.

Joimane übernahm die Erziehung des Prinzen. Zwar wußte sie wohl, daß ein Zauberer zu unvermögend sey, die Geschenke der Feen zu zernichten; und um deswillen war sie überzeugt, daß der junge Prinz, der den Namen T'Siamma bekommen hatte, ein Freund der Götter und ein gütiger Regent, liebenswürdig, weise und reich werden würde; aber sie kannte

auch die Gewalt des schrecklichen Ciongock, und wußte, daß dieser tausend Wege finden würde, den Ruhm und die Vortheile zu verhindern, welche der Prinz von diesen Geschenken der Feen erwarten konnte. Um deswillen wandte sie bey seiner Erziehung alle Sorgfalt an, ihn zur Standhaftigkeit und Gelassenheit zu gewöhnen. Sie wiederholte ihm diese Vermahnungen bis in sein achtzehntes Jahr, da er nach den Gesetzen des Landes die Regierung übernehmen konnte. Sie führte ihn selbst zu dem erledigten Throne, übergab ihn dem Beystande der versammelten Räthe, umarmte ihn noch einmal mit einer mütterlichen Zärtlichkeit und sprach: **Prinz! sey deines Vaters würdig, und vergiß nicht, daß die Tugend ihre Freunde belohnt, wenn sie auch von der ganzen Welt verkannt wird!** Hier schwieg sie, sah ihn zum letzten male liebreich und mitleidig an, und schwung sich auf einer blauen Wolke in die Höhe, um nach ihren glücklichen Wohnungen zurück zu kehren, oder in einem andern Lande die Erziehung eines jungen Prinzen zu übernehmen, welches sie, als eine Freundinn der Menschen, ihre einzige und liebste Beschäftigung seyn ließ, da sie wußte, daß durch die tugendhafte Erziehung eines einzigen Prinzen Millionen Menschen glücklich werden.

Ciongock saß eben an dem Eingange seiner traurigen Höhle und sann auf Verderben, als er die Soimane in der Luft erblickte. Er verbarg sich: denn der verruchteste Bösewicht erschrickt bey dem unvermutheten Anblicke eines Tugendhaften. Nunmehr wußte er, daß T'Siamma den Thron bestiegen hatte und weiter nicht unter dem Schutze der Fee war. Er brüllte vor Freuden, und rüstete sich, sein Vorhaben auszuführen.

„Ja,

»Ja, T'Siamma, dein Feind will ich ſeyn, wie ich »der Feind deiner Aeltern geweſen bin. Sey immer»hin ein Freund der Götter, ſey tugendhaft, ſey weiſe »und gerecht; alle dieſe Geſchenke der Feen ſollen dir »unnütze ſeyn. Ich will mich der Herzen der Unter»thanen und deiner Nachbarn bemächtigen. Deine »Frommigkeit ſollen ſie für Heucheley halten. Du »wirſt regieren, wie dein Vater; und doch wird ſich »das Volk wider dich auflehnen. Sey immerhin lie»benswürdig und weiſe; man wird dich doch verach»ten. Du ſollſt nach Schatten greifen; deine größten »Unternehmungen ſollen ſich endigen, wie ein lächerli»cher Traum verſchwindet.«

Das ſagte der drohende Ciongock mit einer rauhen Stimme. Er lachte dreymal, und dreymal ſeufzte die Natur. Er ſetzte ſich auf ſeinen Wagen, welchen vier graue Drachen zogen, und eilte nach der Inſel Chiekock, ſein Vorhaben auszuführen. Die Dichter erzählen, daß die Blätter unter ihm verwelkt und die Vögel verſtummt ſind, da er durch die Lüfte fuhr.

Inzwiſchen hatte das Volk erfahren, daß T'Siamma den väterlichen Thron beſtiegen habe. Es verſammelte ſich vor den Thoren des Pallaſts, und verlangte, ſeinen neuen König zu ſehen. Der Ruhm von ſeiner Weisheit und Güte hatte ſich ſchon ſeit vielen Jahren im Lande ausgebreitet. Das Volk betete ihn um deswillen an; und hätte er auch dieſe großen Gaben nicht beſeſſen, ſo würde es ihn doch geliebt haben, weil er der Sohn ihres Juocamoſamma war.

T'Siamma wollte ſich dieſe Gelegenheit zu Nutze machen, und ſo wohl die Ehrfurcht als die Liebe ſei-

ner Unterthanen gewinnen, wenn er sich in der Majestät eines Königs und zugleich in der Freundlichkeit eines liebreichen Vaters zeigte. Die Könige in Chiefock redeten, wider die Gewohnheit der morgenländischen Könige, öffentlich zu ihren Unterthanen. T'Siamma, dessen Zunge die göttliche Fee siebenmal berührt hatte, nahm sich vor, seinen Unterthanen bey dieser feyerlichen Gelegenheit zu sagen, daß er sie liebe. Er freuete sich, als ein guter König, daß er ihnen dieses sagen konnte. Die Thüren des Pallastes wurden geöffnet. Und der König erhob sich vom Throne zu seinem Volke.

In eben diesem Augenblicke langte der Zauberer über der königlichen Burg an. Er sah die freudige Ungeduld des Volks und knirschte mit den Zähnen. Er murmelte drey schreckliche Worte: sogleich kehrte sich das bezauberte Volk um und lief nach einer andern Seite des Schlosses, eine Bande chinesischer Gaukler zu sehen, die der Zauberer dahin gestellt hatte, den Pöbel zu belustigen. Man urtheile einmal von der Bestürzung des T'Siamma, welcher bey dem Austritt aus dem Zimmer keinen von seinen Unterthanen fand, und welcher erfahren mußte, daß sie ihn verlassen hatten, um einer Bande Gaukler nachzulaufen. Er betrübte sich darüber; aber er gab sich auch alle Mühe, die Leichtsinnigkeit des Volks zu entschuldigen. Er wartete lange Zeit vergebens auf die Zurückkunft des Volks, und kehrte endlich bekümmert in sein Schloß zurück. Sogleich endigte sich die Bezauberung. Das Volk versammelte sich von neuem und ward ungeduldig, daß es so lange auf seinen König warten sollte.

Man hinterbrachte dem Könige diese Ungeduld des Volks, welches ihn zu sehen verlangte. T'Siam-

ma

ma war ein zu gütiger Fürst, als daß er vermögend gewesen wäre, seinen Unterthanen eine Bitte abzuschlagen, welche ein Beweis ihrer Ehrfurcht und Liebe war. Er gieng etliche mal in seinem Zimmer auf und ab, um sich von der vorigen Bestürzung zu erholen, und zu überlegen, wie er in wenigen Worten seine Unterthanen am nachdrücklichsten an ihre Pflicht erinnern, und sie zugleich von der liebreichen Vorsorge, mit welcher er ihr König seyn werde, versichern könne. Er eilte nunmehr, seinem Volke sich vorzustellen, welches ihn mit einem jauchzenden Zuruf und allgemeinen Händeklatschen empfieng. Einem gütigen Könige kann nichts angenehmers seyn, als die Freude seiner Unterthanen. Er wartete, bis das Geräusch des Volks sich würde gelegt haben, um mit ihm zu reden. Das Jauchzen verdoppelte sich, und T'Sjamma brannte vor Begierde, ihnen die Worte zu sagen, von denen er hofte, daß sie bey der Freude seines Volks einen noch einmal so starken Eindruck haben müßten. Da das Volk nicht aufhören wollte, zu jauchzen; so gab er ihnen das gewöhnliche Zeichen, daß er reden wolle, und erwartete ein ehrerbietiges Stillschweigen; aber das Lärmen verdoppelte sich. Nunmehr war es kein Jauchzen oder Händeklatschen mehr; es war ein wildes und wüstes Geschrey eines trunkenen Pöbels. Der König erschrack, seine Räthe erblaßten. Sie würden es für einen Aufruhr gehalten haben; aber sie sahen, daß das Volk sich ruhig hielt und nur bey einem unaufhörlichen Jauchzen und Händeklatschen zu rasen schien. Mit einem Worte: es war dem Könige nicht möglich, zu seinem Volke zu reden. Er kehrte zurück und überdachte sein Schicksal mit der Traurigkeit eines liebreichen

Vaters, welcher nicht mehr weis, wie er seinen Kindern helfen soll, die auf ihn nicht hören wollen.

Alles dieses war ein Werk des Zauberers, welcher die Freude seiner Unterthanen in einen ausschweifenden Unsinn verwandelt hatte, damit sie, wie die Trunknen, nicht wissen sollten, was sie sahen, oder was sie hörten.

T'Siamma merkte wohl, daß ihm eine mächtigere Hand widerstund. Er erinnerte sich der weisen Vermahnung seiner gütigen Zolmane, welche ihn beständig aufgemuntert hatte, standhaft und gelassen zu seyn, wenn er auch unglücklich wäre. Sie hatte ihm merken lassen, daß er einen mächtigen Feind habe; aber daß dieser Feind ein Zauberer und zwar der grausame Ciongock sey, das hatte sie ihm niemals sagen wollen, damit er den Muth nicht gänzlich fallen lassen und nicht müde werden möchte, seinem Unglücke zu widerstehen.

Ciongock freute sich, wie sich ein Böswicht freut. Er sann auf neue Mittel, wie er den tugendhaften T'Siamma kränken könne; und da er einer von den gefährlichsten und grausamsten Zauberern war; so nahm er sich vor, die Frömmigkeit und Weisheit des gütigsten Königs seinen Unterthanen und Nachbarn lächerlich zu machen.

Die Gesetze des Reichs erfoderten, daß der neue König in den ersten dreyßig Sonnen seiner Regierung eine Wallfahrt zu dem Haine des großen Namu-Amida thun sollte. T'Siamma unterwarf sich diesem Gesetze mit Vergnügen, da es ihn zu einer heiligen Handlung verband und da er den meisten Theil seiner Unterthanen beysammen sehen sollte. Er zog fort, in Begleitung der Aeltesten seines Reichs, und hatte die an-

ansehnlichsten Geschenke auf einen weißen Elephanten geladen, um sie seinem Gotte zu heiligen.

Ciongock sahe wohl, daß er alles verlieren würde, wenn er geschehen ließe, daß die Unterthanen ein öffentliches Zeugniß seiner Frömmigkeit und Andacht sähen; aber daß er desto mehr gewinnen würde, wenn er dem Volke diese Frömmigkeit verdächtig machen könnte. Er that es.

Der König näherte sich dem Haine, und legte sich dreymal auf sein Angesicht nieder, um sich zu dem Anschauen des Namu-Amida zu heiligen. Seine Unterthanen, die ihn in unzähliger Menge am Haine erwarteten, freuten sich über ihren König, und fielen dreymal mit ihm nieder, und beteten für ihn: denn das fromme Beyspiel eines Königs macht fromme Unterthanen, und die Frömmigkeit macht treue Bürger. Nun zog er mit seinem Gefolge nach dem Tempel. Die Priester tanzten ihm in langen weißen Kleidern, und mit Kränzen in den Händen entgegen, um ihn zu segnen, und seine Geschenke unter sich zu theilen. Sie ließen ihn ihre Kränze küssen, und fragten im Namen ihres großen Gottes nach den Geschenken. Er befahl, daß man den Elephanten herbey führen sollte; aber, wie bestürzt war er, und wie wütend waren die Priester, als man, an statt des aufgeputzten Elephanten, einen grauen Esel brachte, der zween Körbe mit Reiß und Bohnen trug! Sie warfen den Staub gen Himmel, hörten die Entschuldigungen des Königes nicht, und riefen dem Volke zu: Sie sollten die Beschimpfung ihres Gottes rächen, und den ungläubigen T' Siamma erwürgen. Das Volk fieng schon an zu murren. Der unglückliche König flüchtete sich in sein Schloß, wo er

drey Tage lang verschlossen blieb, und auf seinen Knien rohe Bohnen aß, um den Zorn des schrecklichen Tamu-Amida zu versöhnen: denn er glaubte, daß dieser auf ihn erzürnt sey und aus Zorn seine Geschenke in so verächtliche Sachen verwandelt habe. Am vierten Tage versammelte er den großen Rath. Es ward beschlossen, der König solle durch einen seiner verschwiegensten Knechte drei Priestern Geschenke senden und solche verdoppeln. Er that es. Die Priester ließen sich endlich großmüthig bewegen, die Geschenke anzunehmen, und ihr Gott ward versöhnet.

Seit diesem Zufalle blieb der König immer traurig: denn die Gnade seiner Götter und die Liebe seiner Unterthanen verloren zu haben, das waren diesem guten Könige zwo schreckliche Sachen. Die Räthe merkten seine Schwermuth, welche weder die Geschäfte seiner Regierung, noch die öftern Lustbarkeiten zerstreuen konnten. Sie riethen ihm an, er solle sich vermählen. Es vergiengen dreyßig Monden, ehe er sich entschließen konnte. Endlich stellten sie ihm vor: das Wohl seines Landes erfodere dieses; und sogleich entschloß er sich.

Man schickte Gesandten an den König der benachbarten Insel Saykock, die um seine Enkelinn werben sollten; eine Prinzeßinn, welche so tugendhaft, so weise und so schön war, daß man ihr den schmeichelhaften Namen Zizixi beygelegt hatte. Der König freute sich über die Gelegenheit, die man ihm gab, sich mit dem Sohne seines alten und besten Freundes auf eine so genaue Art zu verbinden. Er gab seine Einwilligung zur Vermählung; er bat aber zugleich, daß T'Siamma selbst zu ihm kommen und die Prinzessinn von seiner

Hand

Hand annehmen sollte, damit sie sich mündlich unterreden könnten, wie das gute Vernehmen zwischen beiden Reichen und das Wohl ihrer beiderseitigen Unterthanen am sichersten zu befestigen sey. Eine einzige von diesen Ursachen würde schon vermögend gewesen, den T'Siamma zu dieser Reise zu bewegen.

Er segelte also mit einem prächtigem Gefolge von hundert Schiffen ab. Zur Ueberfahrt nach Saykock brauchte man nur wenige Zeit. T'Siamma sahe schon den Hafen. Er näherte sich ihm, ungeduldig vor Liebe, Freundschaft und Begierde, seine Unterthanen glücklich zu machen. Der alte König von Saykock stand mit seinen Dienern und seinem Volke am Ufer, seinen Freund zu erwarten; als ein jählinger Sturm die Flotte ergriff, aus dem Hafen zurück warf und mit solcher Heftigkeit um die ganze Insel Saykock herum trieb, daß er mit der dritten Sonne schon wieder vor dem Hafen war. Die Inwohner entdeckten seine Flotte, die Freude breitete sich durch die ganze Stadt aus, und der König eilte mit seinem Hofe nach dem Hafen, seinen Freund und Sohn zu empfangen, den er schon verloren gegeben hatte. Sie sahen sich, sie winkten einander, um ihr Vergnügen über diese unvermuthete Zurückkunft auszudrücken; das Ufer und die Flotte ertönten von dem Jauchzen des freudigen Volks; aber, eine schreckliche Nacht umhüllte die Flotte. Es war nicht möglich, weiter zu kommen; man zog die Segel ein, damit die Schiffe nicht an einander scheiterten. In dieser ängstlichen Unbeweglichkeit blieb die Flotte liegen. Der Nebel verzog sich; aber wie erschrack T'Siamma, da er sah, daß er nicht mehr vor dem Hafen, sondern an den Ufern von Chiekock, nicht weit von seiner Burg, war. Er warf sich auf

dem

dem Verdecke seines Schiffes nieder, betete zu seinen Göttern, und befahl, die Segel von neuem aufzuspannen. Er flog zum dritten male nach der Insel Say-Kock seinen Wünschen entgegen. Zum dritten male kam er in den Hafen und fand den König mit seinem Volke wieder versammelt, welche eine außerordentliche Freude über diese dritte Ankunft empfanden. Der alte König stand am Ufer; er reichte seinem Freunde die Hand, welcher eben im Begriffe war, aus dem Schiffe zu steigen, als das Volk auf dem Schiffe und auf dem Lande, Verrätherey! Verrätherey! rief. T'Siamma sprang ins Schiff zurück und suchte sein Volk zu besänftigen. Der alte König riß seinen Unterthanen die Waffen aus den Händen. Er rief ihnen zu; aber niemand hörte auf ihn. Das Geschrey auf dem Lande und auf den Schiffen war, wie das Geschrey zweyer feindlichen Heere, die sich erwürgen. Die Flotte des T'Siamma kehrte zurück und flohe, und keiner von seinem Gefolge hatte den Muth, sich umzusehen, bis sie in dem Hafen von Chiekock angelangt waren. Hier versammelten sich die zerstreuten Schiffe. T'Siamma, welcher wohl merkte, daß ihn eine mächtigere Hand hinderte, trat traurig ans Land. Sein Gefolge erwachte, wie von einem unruhigen Traume, und sie wußten nicht, was ihnen wiederfahren war, oder warum sie geflohen waren. Sie schämten sich vor ihren Weibern, sie schlugen die Augen vor ihrem Könige nieder; aber dieser gute König erkannte wohl, daß es nicht ihre Schuld sey. Er richtete sie auf und unterwarf sich dem Willen der Götter, welcher ihm unbegreiflich war.

Ciongock freute sich grimmig: denn er sahe die Angst des Königs, welche dieser vor seinem Volke zu ver-

verbergen suchte. Seine Verbindung mit der tugendhaften, weisen und schönen Tizizi war ein zu großes Glück für den T'Siamma, als daß ihm dieser wütende Zauberer solches ungestört hätte überlassen sollen. Denn er war es, welcher den Sturm erregte, welcher die Nacht über die Schiffe verbreitete, und welcher Wut und Mord unter das Volk hauchte.

Der alte König von Saykock war fromm, aber nicht abergläubisch. Dieser dreyfache Zufall hielt ihn nicht ab, die Unterhandlung von neuem anzufangen. Das sahe er wohl, daß diese Hinderungen kein Werk der Götter waren: er kannte seine Götter und wußte, daß diese das Vergnügen zweyer tugendhaften Personen und das Glück zweyer mächtigen Reiche nicht hindern. Er hielt also alles, was ihm begegnet war, für einen ungefähren Zufall, und wollte, daß die Vermählung vollzogen werden sollte; nur das wollte er nicht zulassen, daß T'Siamma zum vierten male zu ihm käme. Um deswillen setzte er sich selbst mit einem kleinem Gefolge in ein Schiff, und landete in Chiekock an, ohne daß sich T'Siamma dessen versah. Man meldete ihm die Ankunft des alten Königs. Er erstaunte und eilte ihm mit offnen Armen entgegen, den Freund seines Vaters und seine göttliche Tizizi zu umarmen. Er küßte dem Alten den Bart; und als ihn der Alte gesegnet hatte, so übergab er ihm die Prinzessinn, welche sich zu den Füßen des T'Siamma niederwerfen wollte. Dieser fieng sie in seine Arme auf und zog ihr, zur Versicherung seiner ewigen Treue, nach der Gewohnheit des Landes, in Gegenwart des Hofs und des ganzen Volks, den Schleyer vom Gesichte.

Man

Man kann wohl glauben, wie heftig sein zärtliches Verlangen war, diejenige zu sehen, welche ganz Morgenland für die schönste Prinzessinn hielt; aber man stelle sich auch das Schrecken vor, das ihn überfiel, als er die unangenehmste und häßlichste Gestalt vor sich erblickte. Ein übelverwachsener Zwerg mit einem kahlen Haupte, einer geranzelten und mit Haaren bewachsenen Stirne, triefenden und schielenden Augen, herabhangenden welken Backen, einem spitzigen Kinn, und hervorragenden schwarzen Zähnen; das war die Gestalt der göttlichen Zizizi.

T'Siamma blieb einige Minuten unbeweglich vor ihr stehen. Er sahe sie, er sahe ihren Vater, er sahe das Volk an und warf ihr endlich den Schleyer über das Gesicht. Die unglückliche Prinzessinn weinte, und wußte die Ursachen dieses allgemeinen Erstaunens und traurigen Stillschweigens nicht. Der ehrwürdige Greis verhüllte das graue Haupt in seinen Rock; unter dem Volke erhob sich ein mißvergnügtes Murren, und hoch in der Luft hörte man ein lautes Lachen, wie das Lachen eines Riesen ist, der in seiner gewölbten Höhle vom Weine taumelt und jauchzet. Der alte König erkannte diese Stimme des Zauberers. Er enthüllte sein Gesicht, warf den Staub gen Himmel und rief dreymal den Namen des mächtigen Mamu-Amda. Das Lachen des Zauberers verwandelte sich in ein wildes Heulen, welches sich in den entfernten Wolken verlor; aber die unglückliche Prinzessinn behielt ihre Häßlichkeit, von der sie nichts wußte.

Der alte König nahm sie bey der Hand, und gieng mit ihr und dem T'Siamma in das Zimmer, wo er sie also anredete: Ich sehe nunmehr, meine Kinder, daß

daß die alten Drohungen eines der mächtigsten Zauberer erfüllt sind; aber zu meiner Beruhigung weis ich auch dieses, daß ich nur noch wenige Monden lebe, und mit meinem Tode die Zauberey sich endigen wird. T'Siamma, sey großmüthig und gerecht; verstoß meine Tochter nicht; liebe sie und erwarte bald ein bessres Vergnügen. Und du, meine Tochter, hier umarmte er sie, du wirst nicht immer unglücklich bleiben. Ertrage dein Unglück! Tugend und Weisheit hat dir die Hand des mächtigen Zauberers nicht rauben können; nur die vergängliche Schönheit war es, die er auf einige Zeit verstören konnte. Hier stellte er seine Tochter vor den Spiegel, damit sie die traurige Verwandlung erfahren sollte. Sie sahe sich, sie erschrack, sie fiel halb ohnmächtig in die Arme des Vaters zurück, und vergoß über den Verlust ihrer Schönheit bittre Thränen; denn sie war ein Frauenzimmer; aber sie faßte sich auch nach einigen Minuten wieder: denn sie war ein vernünftiges Frauenzimmer. Die Hand unsers Feindes, sagte sie, hat eine Zerstörung angerichtet, die ich ohnedem einige Jahre später von der Zeit erwarten mußte. Ich werde mich zu beruhigen suchen; aber, du, Prinz, so redete sie den T'Siamma an, du bist von deinem Versprechen befreyt. Ich kehre wieder mit meinem Vater zurück. Ich liebe dich zu sehr, als daß ich von dir verlangen sollte, mich zu lieben. Lebe ohne mich vergnügt.

T'Siamma, welcher Zeit gehabt hatte, sich von seiner ersten Beraubung zu erholen, ward durch diese Anrede empfindlich gerührt. Er nahm sie bey der Hand, umarmte sie, und schwur, sie ewig zu lieben. Die feyerliche Vermählung ward vollzogen. T'Siamma bewunderte seine Gemahlinn; aber der Pöbel

in Chiekock sang spöttische Lieder von seiner neuen Königinn. Sie erfuhr es und lachte: denn ein Weiser lacht mitleidig über den Witz des Pöbels. Sie bemühte sich, ihrem Gemahle zu gefallen; und dieser war so weise und gerecht, daß er ihre Verdienste bald einsah und sie mit Hochachtung liebte. Sie bemühte sich auch, das Volk von ihrer Tugend und ihrem Verstande zu überführen; und diese Mühe blieb vergebens, denn sie war häßlich. Lag sie in dem Tempel vor ihren Göttern und betete andächtig; so sagten die starken Geister zu Chiekock, daß sie, als der fromme Pöbel, andächtig bete, weil sie nicht vernünftig denken könne. Redete sie, wie der weiseste Brauch und den Göttern, von der Natur und von den heiligsten Pflichten der Menschen; so nannte man sie eine traurige Pedantinn. War sie gefällig und freundlich gegen diese, nicht denken sie sprach; so gab man ihr eine gemeine und niederträchtige Aufführung Schuld. War sie freygebig; so nannte man es eine übel angebrachte Verschwendung. Mit einem Worte: Der Pöbel am Hofe und der Pöbel in der Stadt, fand nichts als Untugenden und lächerliche Fehler an ihr: denn sie war sehr häßlich.

Diese allgemeine Verachtung war ihr sehr empfindlich. Sie wußte die Ursachen derselben; sie wußte, daß diese Ursachen aufhören würden, so bald ihre Bezauberung aufhörte. Sie wünschte aus Liebe zu ihrem Gemahle, zu ihrem Volke und zu sich selbst, daß sie ihre vorige Gestalt wieder bekommen möchte; aber mitten in diesem Wunsche hielt sie inne und zitterte, wenn es ihr einfiel, daß dieser Wunsch nicht anders, als durch den Tod ihres Großvaters, den sie so sehr liebte, erfüllt werden könnte. Sie wünschte, daß er noch lange leben möch-

möchte; und damit dieses desto gewisser geschähe; so verlangte sie, häßlich und ungestaltet zu bleiben *).

Ihr gemeinschaftlicher Feind, der unversöhnliche Liongock, wußte wohl, daß diese Zauberey durch den Tod des alten Königs aufhören werde; er wußte auch, daß dieser Tod in wenigen Monaten erfolgen müsse. Er konnte urtheilen, wie sehr T'Siamma und seine Gemahlinn sich alsdann lieben würden, da nicht einmal ihre Häßlichkeit diese Liebe hatte hindern können. Ein solches Glück gonnte der Grausame seinem Feinde nicht. Er merkte wohl, daß T'Siamma, so großmüthig er auch war, doch mit Ungeduld auf die Zeit ihrer Verwandlung wartete. Er, als ein Zauberer, war allein vermögend, die stillen Wünsche der Königinn zu entdecken, die sie nach ihrer Schönheit that, so oft ihr die Betrachtung des Volks unerträglich ward. Alles dieses sah er und spottete ihrer Wünsche: denn er hatte einen grausamen Einfall, den König durch die Schönheit seiner Gemahlinn noch weit unglücklicher zu machen, als er ihn durch ihre Häßlichkeit gemacht hatte.

Es war an einem Morgen, als die Königinn mit Anbruch der Sonne in ihrem Zimmer vor dem Bilde des Gottes Nsum lag und für die Seele ihres sterbenden Großvaters betete, dessen gefährliche Krankheit man ihr

*) Hier muß ein Fehler im Originale seyn: denn kein Frauenzimmer, wenigstens in Europa keines, wird einen so widernatürlichen Wunsch für das Leben ihres Mannes, geschweige ihres Großvaters, thun.

ihr gemeldet hatte. Sie war eben im Begriffe, vom Gebete aufzustehen, als sie von einem Schlage, wie der Schlag eines starken Donners ist, niedergeworfen ward. T'Siamma hörte es; er eilte nach ihrem Zimmer und fand sie ohnmächtig auf der Erde liegen, aber mit einer Schönheit, die ihn blendete, so schrecklich ihm, sonst dieser Anblick war. Er nahm sie in seine Arme und sie kam in wenigen Augenblicken wieder zu sich selbst. Der König war in großer Unruhe, wie er ihr diese glückliche Verwandlung entdecken sollte, da er es nicht anders thun konnte, als ihr zugleich die Nachricht von dem Tode ihres Großvaters, den sie so zärtlich liebte, zu entdecken. Sie saß noch auf seinen Knieen und zitterte vor Schwachheit. Sie sahe ihren Gemahl und die Umstehenden mit einer wilden Unordnung an; wie ein Kranker, der von einem schweren Traum erwacht. Endlich erblickte sie ihre eigne Gestalt in einem Spiegel. Sie riß sich aus den Armen ihres Gemahls, drängte sich durch die Bedienten des Hofs und blieb einige Minuten unbeweglich vor diesem Spiegel stehen. Ja, ich bin es! rief sie mit einer ungemäßigten Freude. Sie setzte sich vor dem Spiegel nieder, zog ihre schwarzen Haarlocken durch die weiße Hand und bewunderte die Schönheit von beiden. Von ungefähr lächelte sie, und sie fand dieses Lächeln schön. Sie wiederholte es und gab sich Mühe, auf verschiedne Art zu lächeln, um zu versuchen, welches Lächeln eigentlich ihrem Munde und ihren Zähnen am vortheilhaftesten sey. Sie ward nicht müde, ihre Augen zu betrachten. In einer einzigen Minute machte sie die Blicke einer Zärtlichen, einer Spröden, einer Gebieterinn, einer Schmachtenden, einer Traurigen, und tausend Blicke, in welchen sich der Leichtsinn eines europäischen Frauenzimmers

vor

vor dem Spiegel ist. Mit einem Worte: sie buhlte mit sich selbst; und fand endlich, daß die Blicke der Gebieterinn ihren schwarzen Augen am anständigsten wären. Mit dieser Miene wandte sie sich um und erwartete die Anbetung derer, die um sie waren. Ihr Gemahl, welcher mit Erstaunen alle diese ungewohnten Bewegungen an ihr wahrgenommen hatte, stund ganz betrübt neben ihr, ohne von ihr gesehen zu werden. Er nahm sie bey der Hand; aber sie zog ihre Hand kaltsinnig zurück und sah ihn an. Endlich schien sie sich zu erinnern, daß er ihr Gemahl sey. Sie überließ ihm die Hand nachläßig, ohne auf die Zärtlichkeit Acht zu haben, mit welcher er sie küßte. Er wagte es endlich, sie an den Tod ihres Großvaters zu erinnern. Der Wille der Götter, sagte er mit einer ängstlichen Miene zu ihr, seine Weisheit, seine Tugend, das Glück der Unsrigen, das schwächliche Alter deines Großvaters . . . Ist er todt? unterbrach sie ihn ganz gelassen. T'Siamma sah traurig auf die Erde. Also ist er todt! wiederholte sie nochmals und zuckte mit den Achseln. Aber er war alt und verdrüßlich; sein . . . Indem sie dieses sagen wollte, so entdeckte sie im Spiegel, unter ihrem linken Auge, ein kleines fast unmerkliches Blätterchen. Aber, große Götter! schrie sie, was ist dieses? Sie ward unruhig, sie verlangte die Aerzte und sank kraftlos auf einen Sopha nieder.

T'Siamma stand vor ihr, wie ein Träumender. Er sah seine Gemahlinn, als die schönste Person des Morgenlandes, vor sich; aber ohne Zärtlichkeit, ohne Empfindung der Tugenden, die ihr sonst so eigen waren. Er sah einen schön gemalten Körper, welcher nur mit sich beschäftigt war, nur sich liebte und die Hochachtung der Menschen erwartete, ohne sie verdie-

ten zu wollen. Er schlug an seine Stirne und bat die Götter, sie möchten ihm diese Schonheit wieder nehmen, welche so viele Tugenden verdrängt hätte; aber die Götter wollten ihn noch nicht hören, und der Zauberer freute sich über seine Verwüstung.

Bey dem Pöbel hatte diese Verwandlung eine ganz andre Wirkung. Er betete ihre Schönheit an. Wenn sie nur die Lippen öffnete, so ward sie bewundert, noch ehe sie redete. Sie redete mit ihrem Papagey, und was sie mit ihm redete, war Weisheit. Unter diesem Pöbel waren viel Dichter: Sie besungen ihre Schönheit, und die Königinn spendete Reiß unter sie aus. An gewissen feyerlichen Tagen theilte sie ein sparsames Allmosen unter die Armen der Stadt, um dem Volke ihre weißen Hände zu zeigen; man nannte diesen eitlen Hochmuth wohlthätige Tugend: denn ihre Hände waren rund und wohl gemacht. Mit einem Worte: Der Pöbel in Chiekock, der die tugendhafteste Königinn verachtet hatte, weil sie häßlich war, der vergötterte nunmehr ihre Schönheit und hielt ihre Thorheiten für Tugend.

Der unglückliche Gemahl ward durch diese Schönheit nicht verblendet. Er liebte Sie noch, aber weit zärtlicher liebte er sie damals, als sie zwar häßlich, aber tugendhaft war. Er brachte die Stunden in ihrer Gesellschaft sehr mißvergnügt zu: denn gegen alle war sie freundlich, gefällig und aufgeräumt, nur gegen ihren Gemahl nicht. Gegen seine Liebkosungen war sie immer unempfindlich und kalt. Wollte er sie küssen; so klagte sie über Schmerzen am Haupte. Verlangte er, daß sie mit an seiner Tafel speisen sollte; so wenbete sie eine Andacht vor und fastete. Redete er mit ihr und sagte ihr die zärtlichsten Schmeicheleyen; so

spielte

hielte sie mit ihrem kleinen Drachen. Redete er nicht mit ihr: so warf sie ihm seine Unempfindlichkeit vor. Was ihm gefiel, tadelte sie. War er aufgeräumt; so vergoß sie Thränen, daß er bey ihrem Kummer noch scherzen könne. In den traurigen Stunden, wenn er seinen Schmerz weiter nicht bergen konnte, machte sie ihm bittre Vorwürfe und klagte, daß er sie nicht mehr liebe, daß er allemal aufgeräumt und nur in ihrer Gegenwart immer traurig sey.

Das Exempel der Königinn breitete sich durch die ganze Stadt aus. Die Weiber der Vornehmen ahmten sie nach. Die Aerzte hielten es für eine Krankheit; aber sie wußten kein Mittel dawider. Sie gaben dieser Krankheit einen gelehrten Namen und nannten sie: Ongasauwara-Sinano *); das war alles, was sie thun konnten. Unerachtet dieses gelehrten Namens, blieben die Männer bey dem mißvergnügten und sich widersprechenden Eigensinne ihrer Weiber unglücklich. T'Siamma sahe die Zerrüttung mit Betrübniß, welche dadurch in den ansehnlichsten Familien verursacht ward. Er gewöhnte sich, gegen seine Gemahlinn gelassen, nachsehend und immer gefällig zu seyn. Die Großen im Reiche ahmten ihn hierinnen nach. Sie machten dadurch ihren Ehestand erträglich, aber ihre Weiber nicht vernünftiger. Die Chronikenschreiber

*) Der berühmte *Pere du Halde* erzählt eben diese Geschichte, aber nur mit einigen Veränderungen. Er drückt das Ongasauwara Sinano durch seine *Vapeurs* aus, und ich weis nicht, ob er es getroffen hat.

von Chiekock wollen behaupten, daß sich um diese Zeit die Herrschaft der Weiber angefangen habe; aber der gelehrte T'Sinrsia macht diese Gewohnheit noch etliche tausend Jahr älter.

In diesen bekümmerten Umständen lebte T'Siamma etliche Jahre lang, und war endlich so glücklich, sein Elend gewohnt und ruhig zu werden. Aber auch diese traurige Ruhe gönnte ihm der Zauberer nicht.

Er breitete ein Gerücht in Chiekock aus, daß zween mächtige Prinzen in Siam mit einander in Krieg verwickelt wären. Der Schwächste von ihnen war ein Freund und Bundsgenosse des T'Siamma. Dieser brach mit seiner Armee auf, ihm beyzustehen. Er landete glücklich an, schiffte seine Truppen aus, und fand, daß das ganze Land in Ruhe war. Sein Freund hielt dieses für einen feindlichen Einfall und ward entrüstet. Er verband sich in Eil mit andern benachbarten Fürsten und überfiel die Völker des T'Siamma welcher nicht im Stande war, der Macht zu widerstehen und mit vieler Noth den Rest seiner Truppen auf die Schiffe flüchten konnte.

Dieser unglückliche Zufall schlug seinen Muth gänzlich nieder. Es war ihm unerträglich, daß er ein Spott der benachbarten Fürsten seyn und für einen bundbrüchigen Freund angesehen werden sollte. Er eilte nach seinem Lande zurück, um sich vor den Augen der Welt und seiner Unterthanen zu verbergen.

Er kam an den Hafen; aber er fand seine Unterthanen in den Waffen, welche ihm und den Seinigen

gen den Eingang verwehreten. Der Zauberer, welcher wußte, daß die Götter ihm nur wenige Zeit noch seine Bosheiten ungestraft zulassen würden, hatte sich vorgenommen, den letzten und empfindlichsten Streich wider den T'Siamma auszuführen. Er hatte, als dieser abwesend war, seine Gestalt angenommen und das Volk in die Waffen gebracht, da er ausprengte, daß eine fremde Macht sein Reich überfallen wollte. Das war die Ursache des Widerstandes, welchen T'Siamma fand. Aber sein Muth und seine gerechte Sache überwanden auch diese Hindernisse. Er trat an das Land. Das Volk sahe ihn und erstaunte: denn es sahe auch den Zauberer in der Gestalt des T'Siamma. Der Zauberer hatte die Priester durch Geschenke gewonnen. Die unglückliche Zirizi hielt ihn für ihren Gemahl und liebte ihn seit einiger Zeit wirklich, weil er ihr tausend kindische Schmeicheleyen vorsagte und ihr alle Stunden neue Gelegenheit gab, ihre Eitelkeit zu beruhigen. Die Weiber der Großen im Reiche hatten gar zu viel Ursache, auf ihrer Seite zu seyn; sie bedienten sich also der Gewalt über ihre Männer, und nöthigten sie, die Partey der Königinn zu nehmen. Der Pöbel war ohnedem schon auf ihrer Seite. Also blieben nur noch wenige Tugendhafte und Getreue übrig, welche dem wahren T'Siamma anhiengen. Er verlangte, in Gegenwart seiner Gemahlinn und des Volks, seinen Feind zu sehen und mit ihm um sein Recht zu kämpfen. Der Zauberer gieng es ein, da er seiner Macht gewiß genug zu seyn glaubte. Sie begegneten beide einander in einer fruchtbaren Ebene vor der Stadt. Der Zauberer führte die Königinn an der Hand, und ward von einer unzählichen Menge Volks begleitet. T'Siam-

ma erstaunte nunmehr selbst über die Aehnlichkeit ihres Feindes. Er war wütend, daß er seine Gemahlinn an der Hand dieses Räubers sehen sollte. Er zog das Schwerd und rief: Göttliche Joimane! stärke meinen Muth und diesen Arm! So bald er dieses gesagt hatte, sprang er auf den Zauberer los, welcher ihn aber, ohne aus seiner Gelassenheit zu kommen, zu Boden warf und erwürgen wollte.

In diesem Augenblicke stürzte die göttliche Joimane, die Freundinn und Beschützerinn ihres T'Siamma, in einer Wolke von Feuer auf den Zauberer herab. In ihrer linken Hand hielt sie einen Talismann, welchen der eingegrabne Name des Namu-Amida den Gottlosen schrecklich machte. Der Zauberer erblickte diesen Namen und zitterte. Er wollte fliehen, aber er sank zur Erde nieder. Er verwandelte sich in einen schrecklichen Riesen, und war so vermegen, wider die Fee zu kämpfen. Diese hielt ihm den Talismann vor; und er stürzte zum zweyten male, wie ein Kind, zur Erde. Er verwandelte sich in einen hohen Felsen, um gegen die Kraft des Talismanns unempfindlich zu seyn; aber er schmolz, wie Schnee, zusammen. Noch zum dritten male versuchte er, zu entkommen, verwandelte sich in einen Strom, und riß den unglücklichen T'Siamma, welcher ohnmächtig auf der Erde lag, mit sich fort. Die Fee merkte dieses zu spät. Sie warf sich in den Strom, den T'Siamma zu retten. Durch die Gewalt des Talismanns vertrocknete der Strom, und es blieb nichts übrig, als ein faules stehendes Wasser; aber mitten in demselben

lag

lag der T'Siamma ohne Empfindung ausgestreckt, und blieb todt.

Das war das Ende des grausamen Zauberers, welcher noch in dem letzten Augenblicke seiner Wut den tugendhaften T'Siamma zugleich mit in sein Verderbniß hinriß. Nur die weisen Götter wußten, warum sie dieses geschehen ließen.

Die Fee netzte den Leichnam mit ihren Thränen. Sie wollte der Nachwelt ein Andenken seines großen Muths und seiner standhaften Tugend hinterlassen. Sie hielt also den Talismann an seine Stirne, und es erhob sich mitten aus diesem todten See ein Fels von weißem Marmor, welcher den Leichnam des T'Siamma in sich verschloß.

Unter diesem schrecklichen Kampfe der Fee und des Zauberers war das Volk geflohen. Die Königinn lag ohnmächtig an dem Fuße eines Baumes und wußte von allen diesen traurigen Veränderungen nichts. Sie ermunterte sich durch ein Wort der Fee, welche ihr das Schicksal ihres Gemahls, die Bosheit des Zauberers und die Rache der Götter erzählte. Sie legte ihr den Talismann auf die Brust, und in diesem Augenblick verschwand alle Eitelkeit und Thorheit, welche durch die Zauberey des Ciongock zeither ihren Verstand umnebelt hatte. Sie war vor Bekümmerniß außer sich. Sie wollte mit den Göttern zanken; aber die Fee erinnerte sie an ihre Gottesfurcht, an ihre Tugend und an ihre Weisheit. Sie ward ruhig; sie küßte den Namen des mächtigen Namu-Amida, und beweinte ihren Gemahl, ohne ungeduldig zu murren. Die Fee verließ sie. Fizizi baute ihrem Ge-

mahl einen prächtigen Tempel auf dem Marmorfelsen, welcher seinen Leichnam verschlossen hielt. In diesem Tempel war sie die oberste Priesterinn bis an ihren Tod. Das Volk betete ihn an. Er ward der Gott der Unglücklichen, welche ihren Wünschen immer nahe sind, ohne sie jemals zu erlangen, und welche, so lange sie leben, vergebens hoffen.

Sein Tod geschahe, nach der Zeitrechnung der Inwohner zu Chiekock, am siebenten des Monden Ni-ada, welcher nach dem europäischen Kalender der erste April ist. Dieser Tag war dem Volke besonders heilig. Sie giengen hinaus in die Ebene nach dem Tempel ihres Gottes T'Siamma, und stellten sich, als wenn sie ihn ängstlich suchten. Sie riefen ihn, und wenn sie ihn nicht fanden; so warfen sie Steine in den faulen See Cicongock, um das Andenken des Zauberers zu verfluchen. Die Aeltern sagten an diesem feyerlichen Tage zu ihren Kindern: Gehet hinaus und suchet den T'Siamma, er wird euch etwas schenken; die Kinder giengen, und warfen Steine in den See, wenn sie ihn nicht fanden. Das Weib sagte zu ihrem Manne: Gehe hinaus und suche den T'Siamma, er wird dir sagen, ob ich dich mehr liebe, als andre Männer; der Mann gieng, und rächte sich an dem See, wenn er ihn nicht fand. Die Mutter sagte zu ihrer Tochter: Gehe hinaus und suche den T'Siamma, er wird dir den Mann nennen, durch dessen Liebe du glücklich werden sollst; die Tochter gieng, und kehrte traurig zurück, weil sie diesen Mann nicht erfuhr. Der Weltweise sagte zu seinen Schülern: Gehet hinaus und suchet den T'Siamma, er wird euch eine Weisheit lehren, gegen welche die meinige

ligie nur Thorheit ist; sie giengen und suchten ihn, und klagten es ihrem Lehrer, daß sie keine Weisheit gefunden hätten.

Dieses war die Art, mit welcher die Inwohner das Andenken ihres unvergeßlichen T'Siamma feyerten. Sie fasteten an diesem Tage und das ganze Land war traurig.

Nach tausend Jahren war die Religion in Chiekock verächtlich, da das Land einen König bekam, der sich der Religion seiner Väter schämte. Die Großen des Volks waren starke Geister, und nur der arme Pöbel betete noch. Um diese Zeit fiel auch die Hochachtung, die man für das Andenken des T'Siamma hatte. Sein Gottesdienst verkehrte sich in Völlerey und pöbelhafte Ausschweifungen. Sie sandten einander noch immer zu dem T'Siamma, aber nicht tugendhaft, nicht weise zu werden, nein, nur ihren Muthwillen zu kützeln. Und fanden sie noch einen, welcher fromm und treuherzig genug war, sich zu dem T'Siamma schicken zu lassen, den hielten sie für einen Narren. Dem Pöbel gefiel endlich dieser Scherz auch, und für den Pöbel gehörte er eigentlich. Er bemächtigte sich dieses Witzes, und behielt ihn bey, nachdem die Vornehmen des Landes anfiengen, sich desselben zu schämen. Diese Gewohnheit breitete sich durch Siam in Japan aus, und ist endlich zu uns Europäern herüber gebracht worden.

Nunmehr ist der siebente Tag des Monden Niadda ein Fest der Narren in Chiekock; und der europäische Pöbel feyert es zu gleicher Zeit am ersten April.

Zweytes Buch,

enthält

sieben mal sieben Wahrsagungen

vom ersten April.

RIDE, SI SAPIS. *Mart.*

Warnung

an alle unverheurathete Frauenzimmer.

So viel Mühe sich der Autor auch gegeben hat, alles zu vermeiden, was den zärtlichen Ohren seiner Leserinnen, und besonders unverheuratheter Frauenzimmer, anstößig seyn möchte; so wenig hat er es doch von der achten bis zur neunzehnten Wahrsagung vermeiden können. Er warnt sie daher wohlmeynend, diese Stellen vorsichtig zu überschlagen. Es würde ihm nahe gehen, wenn sie darinnen etwas finden sollten, worüber sie erröthen, oder empfindlich werden müßten.

1.

Einem von meinen Lesern sind sieben mal sieben Wahrsagungen verdächtig. So bald er diesen Titel zu Gesichte bekömmt, so bald fällt ihm das Sprüchwort ein: daß Sieben gemeiniglich die Zahl eines Lügners sey; und um deswillen hat er ein schlechtes Vertrauen zu diesen Wahrsagungen. Sie irren Sich, mein Freund; lesen Sie weiter; es ist auch für Sie eine Wahrsagung darinnen. Sie werden gestehen müssen, daß ich nicht lüge, wenn Sie anders sich selbst kennen.

2.

Phänest 1) hat an einem feyerlichen Tage die Pracht und die Lustbarkeiten des Hofes mit angesehen; diese Lebensart gefällt ihm. Er versetzt einen Theil seines väterlichen Gutes, kauft sich reiche Kleider dafür, und läßt sich heute um eilf Uhr zum ersten male bey Hofe sehen. Man bewundert seinen Verstand und seinen Rock; man sucht seine Freundschaft; man erbietet sich zu allen möglichen Diensten. Der unerfahrne Phänest kennt die Sprache des Hofes noch nicht. Er träumt schon von lauter hohen Ehrenstellen, von Gewalt und Reichthume; aber in kurzem wird er merken, daß alles nur ein Traum gewesen ist. Er wird wieder auf sein Landgut flüchten, und suchen, durch eine genau eingeschränkte Wirthschaft in zehn Jahren so viel zu ersparen, als er es sich in einem Jahre hat kosten lassen, dem Hofe lächerlich zu seyn.

3.

1) Kennen Sie den Herrn F***T*** nicht?

35

Massidien 2) hat in der Stadt, wo der Hof wohnt, seit zwanzig Jahren ein ansehnliches Vermögen, durch alle nur erfinnliche, sowohl vornehme, als niederträchtige Ausschweifungen zerstreut. Weil er für den Prinzen ein besonders Galakleid, ein andres für die Gemahlinn des Prinzen, und für einen jeden Vetter und für eine jede Muhme des fürstlichen Hauses wenigstens eine reiche Weste gehabt; weil er zwanzig Jahre in dem Vorzimmer müßig geplaudert hat; weil er sich sein Geld bey Hofe hat abgewinnen lassen; weil er seine Gesundheit in der Gesellschaft einiger Frauenspersonen vom Theater eingebüßt hat; so glaubt er, ein Recht zu haben, von dem Prinzen eine Belohnung seiner treuen Dienste und eine Schadloshaltung für das ansehnliche Vermögen zu fordern, welches er, nach seiner Art zu reden, im Dienste des Fürsten zugesetzt hat. Er entschließt sich also, diesen Morgen ernstlich um ein Amt, oder, welches bey ihm einerley ist, um eine Pension anzusuchen. Man hört sein Bitten an und macht ihm ein gnädiges Kompliment; er bittet noch einmal, und man verweist ihn zur Geduld; er bittet zum dritten male, und nunmehr findet man seine Bitte sehr unbescheiden. Man wird ihn fragen, worinnen denn eigentlich die wichtigen Dienste bestehen, die er dem Hofe mit Aufwendung eines so ansehnlichen Vermögens geleistet habe? Dieser Frage hatte er sich nicht versehen. Er geht mißvergnügt über den Hof zurück, lebt noch einige Zeit in der Stadt von den Wohlthaten seiner Bekannten, von der Leichtgläubigkeit einiger Wucherer

a) Seine Gläubiger werden es gleich errathen, daß ich den Herrn von N. . . meyne.

ter und von seiner eignen Unverschämtheit. Endlich flieht er aufs Land und füttert sich in etlichen adelichen Familien zu Tode, wo er der gnädigen Frau viel Nachtheiliges von den Hofdamen erzählt, der Fräulein ein paar abgesetzte Operarien vorheult, den Junker die Geographie von allen verdächtigen Häusern der Residenz lehrt, und mit dem alten Ritter, beym Kamine, über die Regierung und den Undank des Hofs patriotisch seufzet.

4.

Der Prinz wird nach der Tafel einige Minuten mit dem Grafen N . . 3) am Fenster stehen, sehr vertraut mit ihm reden und ihm einigemal etwas ins Ohr sagen. Es sind in der That nur gleichgültige Dinge, die er mit ihm spricht, und die Geheimnisse, die er ihm ins Ohr sagt, dürfen alle wissen, nur die Prinzessinn nicht. Gleichwohl macht diese gnädige Vertraulichkeit eine große Bewegung am Hofe und im Gehirne des armen Grafen. Der Hof weis, daß der Prinz den Grafen zu gut kennt, als daß er ihn hoch schätzen, oder ihn seiner Vertraulichkeit würdigen sollte. Man hält ihn für einen Mann, der zu den kleinen Behaftigungen des Hofes zu trocken und zu ernsthaften Verrichtungen zu albern sey; in der That hat der Prinz auch bisher niemals mit ihm geredet, als wenn er nach der Uhr, oder nach dem Wetter fragte. Und gleichwohl redet er itzt mit ihm allein, und redet ihm ins Ohr, und klopft ihn auf die Achsel. Nunmehr ändert auch der Hof seine Begriffe, die er sich von dem Grafen machte. Kaum hat ihn der Prinz verlassen,

so

3) Der Graf E . . ist Ihnen der unbekannt?

so drängt sich die ganze Antichambre zu ihm. Die Großen reden vertraut mit ihm und bitten, daß er morgen mit ihnen speisen möge; die Hofleute von der mittlern Klasse lächeln zu allem, was er spricht, finden seine Scherze sehr fein, und zucken die Achseln geheimnißvoll, wenn er seiner Natur die Gewalt anthut, ernsthaft und vernünftig zu reden; die Kleinen weichen ihm ehrerbietig aus dem Wege, damit er desto vornehmer auf- und abgehen, und sie desto mehr bemerken könne. Der gute Graf taumelt von diesem ungewohnten Glücke. Er kann es noch nicht begreifen, daß er es ist, dem man alle diese Freundschaft und Hochachtung bezeugt. Endlich läßt er sichs gefallen, und er laßt sichs um so viel lieber gefallen, da er bisher der einzige am Hofe gewesen ist, der an seinen Verdiensten nicht gezweifelt hat. Nun überrechnet er schon sein künftiges Glück, da er gewiß glaubt, daß er der Vertraute des Prinzen sey. Er hat Feinde, und diese will er es empfinden lassen, daß sie seine Feinde gewesen sind. Er hat Schulden; diese will er nicht bezahlen, denn nunmehr würde sich das noch weniger für ihn schicken, als vorher. Aber er will Schätze sammeln, und was ihn noch beunruhigt, ist die Ungewißheit, welche Güter im Lande er eigentlich an sich kaufen will. Zu seinem guten Glück ist er noch nicht vermählt. Er läßt in Gedanken alle Fräulein die Musterung passiren, und bedauert die guten Kinder, daß er nur eine von ihnen heurathen kann. Mit dergleichen angenehmen Träumen beschäfftigt sich der arme Graf, und weis nicht, daß es nur Träume vom ersten Aprile sind. Noch an eben dem Tage kömmt er an dem Hof zurück. Er nähert sich dem Prinzen mit einer gewissen Vertraulichkeit, zu welcher er sich seit drey Stunden berechtigt

zu

zu seyn glaubt. Der Prinz sieht ihn gleichgültig an; er redet mit allen, die um ihn stehen, nur mit dem Grafen nicht. Diese veränderte Scene ist ihm ein Räthsel. Er wagt es endlich, dem Prinzen etwas ins Ohr zu sagen; der Prinz hört es, ohne seine Miene zu ändern, oder ihm zu antworten. Er wiederholt seine stille Frage noch einmal; der Prinz antwortet ihm mit einem unzufriedenen Nein! und kehrt ihm den Rücken zu. Der arme Graf tritt beschämt zurück; er vergißt alle Schlösser, die er kaufen, und alle Fräulein, die er heurathen wollte. Die Antichambre verachtet ihn eben so sehr, wie gestern. Er steht überall im Wege; man drängt ihn zurück. Er bietet sich an, daß er morgen mit Seiner Excellenz speisen wolle; aber nun besinnen sich Seine Excellenz, daß sie morgen selbst zu Gaste sind. Er sagt etliche artige Einfälle, und niemand lächelt mehr. Er geht zu denen, die ihm vor drey Stunden ehrerbietig auswichen; sie bleiben stehen, sie merken ihn nicht, und, die ihn noch merken, die sind so vertraut, Tabak von ihm zu fodern. Zum größten Unglücke kömmt der Kaufmann in das Vorzimmer, dem der ganze Hof schmeichelt, weil der ganze Hof ihm schuldig ist. Er hat in seiner Schreibestube von der gnädigen Vertraulichkeit des Prinzen gegen den Grafen gehört; um deswillen ließ er alles liegen und eilte nach Hofe, um dem Grafen sein ganzes Vermögen anzubieten, in der Hofnung, dasjenige wieder zu bekommen, was er ihm bereits schuldig war. Aber schon auf der großen Treppe erfährt er die geschwinde Veränderung; er geht also in das Vorzimmer, sucht den Grafen und mahnet ihn trotzig. Der Graf eilt beschämt nach Hause, verflucht den Hof und den unglücklichen Tag, ohne sich zu besinnen, daß dieser Tag der erste April ist.

5.

Endlich hat Hypsäus 4) den Schritt gethan, den er sich seit langer Zeit zu thun wünschte. Er hat heute das ansehnliche Amt übekommen. Zwar den Verstand hat er nicht, der zu dem Amte erfodert wird; aber den hat er sich auch eben nicht gewünscht. Genug, daß er die Besoldung und den Rang hat. Er wird dafür sorgen, daß er jemanden miethet, der in seinem Namen den Verstand und Fleiß anwendet, den das Amt erfodert. Nunmehr glaubt Hypsäus vollkommen glücklich zu seyn. Aber seine große Dummheit und Nachläßigkeit wird nun desto mehr in die Augen fallen, je ansehnlicher der Posten ist, in welchem er steht. Die Stadt fängt an, öffentlich über ihn zu lachen, da sie ihn vorher nur im Stillen verspottet hat. Die Einkünfte muß er denen abgeben, die für ihn arbeiten. Er wird also auf den ersten April künftigen Jahres von seiner Ehrenstelle nichts übrig haben, als die Schande und die Verantwortung.

6.

Sehen Sie jenen Mann mit der tückischen und menschenfeindlichen Miene, welcher sich die Stirne wischt und sich ganz ermüdet auf das Kanapee wirft? Das ist Neran 5)! Erst vor einer Minute hat er das große Werk zu Stande gebracht, an dem er seit einem halben Jahre gearbeitet hat. Durch die niederträchtigsten Schmeicheleyen, durch Bestechungen, die ihn den dritten

4) Der Herr Rath M. . . mit der wichtigen Miene eines O. . .

5) Der Mann ist mir zu tückisch, den mag ich nicht nennen.

ten Theil seines Vermögens gekostet haben, durch Verunglimpfung der redlichsten Männer, die er für Nebenbuhler hielt, hat er sich diesen Morgen in das Amt gedrängt, bey welchem er hofft, daß man ihm eben so niederträchtig schmeicheln werde, als er gethan, und ihn eben so bestechen werde, als er es thun müssen. Hier sitzt er und dichtet, an welchem von seinen Feinden er sich zuerst rächen will. Schon hungert ihn nach dem Vermögen andrer, welches er, als seine Beute, ansieht. In der That wird er verschiedne unglücklich machen. Aber der Elende, der heute hier auf dem Kanapee von seinem Glücke und dem Untergange seiner Feinde träumt, weis nicht, daß, ehe noch ein Jahr verläuft, Unschuld und Tugend siegen werden und er in dem Gefängnisse verschmachten soll.

7.

Wer ist das kleine junge Männchen, welches dort an jener Tafel eine ganze Gesellschaft ehrwürdiger und erfahrner Männer mit einer so unanständigen Lebhaftigkeit zu übertäuben sucht? Und wer ist die ansehnliche Frauensperson, welche dort an der Thüre horcht und vor Freuden Thränen vergießt? . . 6) Ist das möglich? Also ist dieser Knabe heute zum erstenmale von dem Prinzen in die Versammlung der Räthe aufgenommen worden? und gleichwohl ist er schon so weise, daß er denenjenigen unbescheiden widerspricht, die ihn vor zwanzig Jahren auf den Armen trugen? Und das ist seine Frau Mutter? Sie weint vor Freuden, daß der Himmel ihren Sohn mit so vieler Weisheit und Lunge ausgerüstet hat. Ihre Freude wird nicht lange dauern. Das weise Kind, welches heute vor Gelehr-

6) Viel Glücks, hochweiser *N. N.*

samkeit bersten möchte, wird in drey Monaten erfahren, daß er ein elender Ignorant sey. Er wird verstummen und alsdann wird er erträglich seyn.

8.

Heute wird der unglückliche Ball seyn, auf welchem so viele zärtliche Thoren den Grund zu ihrem Mißvergnügen legen werden.

Der junge Herr 7) in weißen Strümpfen und mit den reichen Aufschlägen, flattert um seine Schöne, wie die Motte ums Licht. Er sieht ein Paar schwarze Augen, er fühlt eine weiche Hand, er schielt nach dem Palatine, und wird so heiß vor Liebe, daß er schmelzen möchte. Morgen wird er seine Göttinn besuchen und seufzen; übermorgen wird er seine Liebe entdecken; in vier Wochen wird er ihr Mann seyn; und in vier Monaten möchte er sich vor den Kopf schießen, so oft es ihm einfällt, daß er die Thorheit gehabt hat, der Mann eines Frauenzimmers zu werden, dessen unvorsichtige Ausschweifungen ihn vor der ganzen Stadt lächerlich machen.

9.

Selinde, 8) ein stilles, tugendhaftes, und wie man versichern will, fast einfältiges Mädchen, nimmt die Schmeicheleyen des jungen Seladons für Ernst an. Er thut ihr Versicherungen und Schwüre, die sie in dem Hause ihrer Mutter, die eben so stille, tugendhaft

7) Der süße Herr S = =, der dort rechter Hand wohnt, wenn man nach dem Markte zugeht.

8) Arme E = = l du dauerst mich, und doch weis ich nicht, wie deinem guten Namen wieder aufzuhelfen ist.

haft und eben so einfältig ist, niemals gehört hat. Sie nimmt diese Schwüre für Ernst auf, und fängt an, diesen Flatterhaften zu lieben. Die Mutter läßt es geschehen, daß er sie oft und zu allen Zeiten besucht; die zufriedne Tochter küßt der gefälligen Mutter die Hände dafür. Seladon redet von nichts, als von dem Glücke, das er sich wünscht, die Hand eines so liebenswürdigen Kindes ewig zu besitzen. Das einfältige Kind schweigt sittsam, und wünscht es in ihrem Herzen selbst. Die Mutter lächelt, halb andächtig, und halb, als erinnerte sie sich ihrer Jugend und sagt: wie Gott will, ihr Kinder! Der Leichtsinnige hat die Absicht gar nicht, Selinden zu heurathen. Er liebt ihre Schönheit und will versuchen, wie weit er diesen Roman ausführen könne. Aber die Tugend des Mädchens und der Mutter sind ihm beständig ein unüberwindliches Hinderniß. Man warnet die gute Mutter. Sie bittet ihn, seine Besuche zu unterlassen, welche der ganzen Stadt so verdächtig würden; aber er ist so niederträchtig, daß er sich in öffentlichen Gesellschaften gewisser Vertraulichkeiten berühmt, die den guten Namen der treuherzigen Selinde zweydeutig machen. Sie hofte, der Ball würde die Gelegenheit zu ihrem künftigen Glücke seyn; aber durch eben diese einfältige Treuherzigkeit hat sie ihren guten Namen verloren, welchen ihre Unschuld nicht retten kann. Seladon ist ein Böswicht; und einem Böswichte, der etwas Nachtheiliges von einem Frauenzimmer erzählt, glaubt die lästernde Welt immer lieber, als einem Frauenzimmer, welches seine Unschuld eidlich erhärtet.

10.

Aber Seladon bleibt nicht ungestraft. Er hat an eben diesem Abend eine Bekanntschaft mit der Toch-

ter 9) eines Kaufmanns gemacht, die er nebst der Bekanntschaft mit Selinden zugleich unterhält. Denn ein junger Mensch von Verdiensten, wie Seladon, muß mehr als ein Mädchen auf einmal betrügen. Und diesesmal wird Seladon selbst betrogen. Die Tochter des Kaufmanns hat nicht Ursache, spröde zu seyn. Ihr Vater hat ausgerechnet, daß er kaum noch ein Jahr lang im Stande seyn werde, seinen ehrlichen Namen vor der Welt zu erhalten. Seladon ist bemittelt genug, ihn noch einige Zeit zu retten. Der Vater räth der Tochter, diese Beute nicht fahren zu lassen. Sie thut alle Anfälle einer verschlagnen Buhlerinn auf ihn, und thut sie mit gutem Erfolge, weil ihr dergleichen Anfälle nicht neu sind. Noch einige Zeit bleibt Seladon ungewiß, weil er sehen will, wie weit er sein Glück bey Selinden treiben könne. So bald aber dieser Roman abgerissen wird; so kann er sich weiter nicht aus dem Netze entwickeln, das ihm die Tochter des Kaufmanns legt. Nun ist der Flatterhafte gefangen; und kurz nach der Hochzeit erfährt er die zerrüttete Wirthschaft seines Schwiegervaters; ja, was noch weit empfindlicher ist, er erfahrt, daß seine Frau ihn nicht zuerst geliebt hat. Er muß zu beiden stillschweigen: denn ein Mann, dem sein eignes Gewissen Vorwürfe macht, wird selten Muth genug haben, seiner Frau dergleichen Ausschweifungen vorzuwerfen, und zwar einer Frau, welche so viel Muth hat, wie diese, ihrem Mann es fühlen zu lassen, daß sie Frau ist. Nun hängt Seladon traurig den Kopf. Er verliert sein Vermögen, welches er in die Hände des Schwiegervaters geben müssen. Er verflucht seine Wahl;

9) Die Mademoiselle S . . ist es, die der Himmel geschaffen hat, den ungetreuen Seladon zu bestrafen.

Wahl; aber ganz im Stillen verflucht er sie, damit es seine Frau nicht höre, vor der er sich scheut. Er kann niemals Selinden begegnen, ohne sich zu schämen. Wie unglücklich ist der Ball vom ersten April für den armen Seladon 10)!

11.

T . . 11) und E . . 12) sehen sich diesen Abend zum erstenmale; sie finden in ihrem beiderseitigen Umgange etwas, das ihnen gefällt; sie fangen an, sich zu lieben; noch an diesem Abende entdecken sie einander ihre Liebe. T . . freut sich und überläßt es aus Bescheidenheit dem Ausspruche ihrer Mutter. E . . ist ein tugendhafter und ehrlicher Mensch; aber er hat kein Geld, kein Amt, und weis auch noch nicht, wenn? und wo? er beides finden soll: T . . hat eben so wenig Vermögen, und kann sich nur sehr kümmerlich mit ihrer Mutter ernähren. Sie lieben sich beide zu aufrichtig, als daß sie einander dieses verschweigen sollten; aber sie lieben sich auch beide zu stark, als daß sie vernünftig nachrechnen sollten, wie viel sie etwan künftig brauchen möchten. Ihre Mutter, ein christliches Weib und eine große Freundinn des Ehestandes, macht ihnen Muth: Sie sollen beten und arbeiten, so wird es ihnen nicht fehlen! Wie sehr beruhigt dieser mütterliche Segen unser zärtliches Paar! Sie heurathen

10) Der leichtsinnige E . ., er ist unglücklich, aber er hat die Strafe verdient.

11) 12) Ich könnte wohl ihre Namen ganz nennen: denn T . . und E . . sind zu arm, als daß sie sehr bekannt wären; aber doch dauern sie mich, daß sie nunmehr bekannt werden sollen.

sich, und für grosser Liebe merken sie in den ersten vier Wochen ihren Mangel nicht. Nun wird ihre jugendliche Liebe etwas ernsthafter. Sie vermissen die unentbehrlichsten Sachen in ihrer Wirthschaft; sie klagen es der Mutter und diese zuckt die Achseln. Sie beten, und haben doch kein Brodt. Sie wollen arbeiten, und es findet sich keine Arbeit und kein Amt für ihren Stand. Sie lieben einander noch eben so aufrichtig; aber desto empfindlicher ist ihnen der Mangel, den keines vor dem andern verbergen kann. Sie und ihre Mutter können nicht begreifen, wie das möglich ist, daß der Himmel eine so aufrichtige Liebe darben läßt; aber sie bedenken nicht, daß die aufrichtigste Liebe unvernünftig seyn kann, und daß der Himmel nicht schuldig ist, unsre Thorheiten zu segnen, wenn wir auch schon diese Thorheiten mit Gebet anfangen.

12.

Kleant . . , 13) ich weis nicht, ob ihr ihn kennt? Kleant, der eigennützige Hagestolz, hat selbst keine Verdienste, als das Geld, und also kennt er auch, außer dem Gelde, keine Verdienste weiter. Man hat immer die Absicht gehabt, sein Vermogen in vernünftigere Hände zu bringen, und um deswillen hat man sich Mühe gegeben, ihn zu verheurathen. Man schlägt ihm ein Frauenzimmer vor, die sehr tugendhaft ist. Aber hat sie Geld? fragte er. »Sie ist von einer gu»ten ansehnlichen Familie.« Aber vielleicht hat sie eben um deswillen kein Geld? »Sie ist zu allen denen Kün»sten und Wissenschaften angeführt worden, die ein »Frauenzimmer zu einer vernünftigen Mutter, einer

haus-

13) Mit Ihrer Erlaubniß, Herr N . . T . . , daß ich Sie ein wenig bekannter mache.

»häuslichen Frau und einer liebenswürdigen Freundinn »machen.« Hum! spricht Kleant, aber was bringt sie mit? Dort tanzt dieser Kleant, und zwar tanzt er mit Orimenen 14), einem Frauenzimmer von dreyßig Jahren, welche von ihrem Vater die Kunst gelernt hat, bey einem mittelmäßigen Vermögen die Miene eines Frauenzimmers zu behaupten, welches große Reichthümer besitzt, und nur aus Bescheidenheit und guter Wirthschaft diese Reichthümer nicht gestehen will. Mit dieser tanzt er, und mitten im Tanzen rechnet er nach, wie viel er wohl gewinne, wenn er dieses Frauenzimmer zur Frau bekommen könne. Alle ihre Kapitalien tanzen vor seinen Augen herum, und wenn er ihr die Hand reicht, so geschieht es mehr mit der Bewegung eines Menschen, der Geld empfangen soll, als der die Hand einem Frauenzimmer zum Tanze giebt. Die Menuet ist geschlossen. Er führt sie an das Fenster, er redet schüchtern mit ihr, sie wird roth; er küßt ihr die Hand, sie neigt sich, und er drückt die Hand mit Entzücken an seinen Mund. Nun sind sie einig. Des Wohlstands wegen will man noch vorher den Vormund darum fragen. Der arme Kleant! Er ist seines Glücks gewiß; gleich nach Ostern wird die Hochzeit vollzogen. Nun fragt Kleant nach ihrem Vermögen, und ihr Vermögen besteht in ungültigen Papieren, weitläuftigen Ansprüchen und in der Hofnung, einen reichen Vetter in Ostindien zu beerben, wenn er unverheurathet und ohne Testament sterben sollte.

13.

Warum ist Leonore, 15) die Tochter des reichen

G 5

14) Das ist meine Nachbarinn, die kostbare *A . . .*

15) Die unglückliche *T . . .*

chen Kaufmanns, so aufgeräumt? Noch vor einer Stunde saß sie ganz tiefsinnig und unzufrieden, und war gegen alle, die sie zum Tanze aufforderten, frostig und beleidigend, nur gegen den Baron von X... 16) nicht. Der vergoldete Baron, der eben itzt mit ihr tanzt, hat ihr, oder vielmehr ihrem Gelde, vor einigen Minuten eine förmliche Liebeserklärung gethan. Leonore ist ein hochmüthiges Bürgermädchen, welches nichts so sehr wünscht, als einen hohen Rang und den Titel einer Excellenz: Der Baron hat beides, aber auch viele Schulden. Sind wohl in der Welt zwo Personen, die sich besser für einander schicken? Die Liebeserklärung von diesem Abende ist der Grund zu einer Vermählung, mit welcher der Baron so geschwind als möglich eilen wird, um eine ruhige Messe zu haben. Nun ist der Baron Herr von ihrem Vermögen, und nun läßt er es die glückliche Leonore empfinden, daß ihre Person, ohne dieses Vermögen, gar keinen Werth hat. Er schämt sich, sie an den Hof zu bringen, an welchen doch zu kommen, die eitle Leonore so sehr gewünscht hat. Sie fühlt die Spötterey seiner Familie, und darüber würde sie sich allenfalls trösten lassen; aber das ist für sie eine schreckliche Sache, daß sie sich auf ein entferntes Landgut ihres Gemahls begeben soll, um daselbst einsam und unbemerkt, in der Gesellschaft der Weiber ihrer Verwalter und Pachter zu leben, um ihren Mann dadurch von dem schimpflichen Vorwurfe einer ungleichen Heurath zu befreyen. Würde Leonore wohl so lustig tanzen, wenn sie die unglücklichen Folgen dieses Balls voraus wissen sollte!

14.

16) Zu deutsch, der Herr Baron von D...

114

Was muß wohl dort der Herr Sekretär 17) mit der großen Perucke in seine Tafel schreiben? Er lacht so laut, daß man kaum noch den Baß von der Musik hört, und läßt sich von der witzigen Kalliste etwas diktiren. Kalliste 18) ist ein Frauenzimmer, welches von allem dem nichts versteht, was man gemeiniglich von der Sorgfalt und dem Fleiße eines Frauenzimmers fodert; aber sie hat viel gelesen, sie ist witzig und so gelehrt, daß sie in Gesellschaft andrer Frauenzimmer gähnt und andre Frauenzimmer in ihrer Gesellschaft einschlafen. Der Sekretär liest Akten und Zeitungen, und ist gleich so witzig, als er es bey seinem Amte nöthig hat; aber gleichwohl macht er die Mode unsrer Zeit mit. Er bewundert den Witz, wo er ihn findet, und bewundert ihn allemal aus vollem Halse. Kalliste legt ihm ein Sinngedicht auf eine Frau vor, die das Unglück hat, dem Herrn Sekretär zu mißfallen. Das ist schon Ursache genug für ihn, diesen Witz zu bewundern. Er schreibt es in seine Tafel; er fragt nach dem Verfasser; Kalliste erröthet. Ha! Ha! schreyt der Sekretär, soll mich der Teufel, das Ding haben Sie gemacht! Kalliste muß es gestehen. Der Sekretär blökt ihr einige Schmeicheleyen vor und spricht: so eine Frau möchte ich haben, wie Sie sind! Gott straf mich, so eine Frau! Er läßt es bey diesem zärtlichen Sturme nicht bewenden. Weil aber Kalliste des Wohlstandes wegen ihn noch diesen Abend in Ungewißheit lassen muß, so wird er morgen von neuem ansetzen, er wird auch

17) Der Herr Sekretär K. . ., ein Mann, dessen ganze Länge witzig ist.

18) Die gekrönte S . . .

auch morgen noch das Jawort und in vierzehn Tagen Kalliſten zur Frau bekommen; aber in vier Wochen möchte er ſie gern wieder los ſeyn. Wenn er zu Bette gehen will, ſo fehlt Kalliſten noch ein Reim; er muß allein ſchlafen. Wenn er aufſteht, ſo ſchläft Kalliſte noch, weil ſie geſtern den Reim ſehr ſpät fand. Wenn er nach Hauſe kömmt und eſſen will; ſo hat Kalliſte über einer ſchönen Stelle aus dem Voltäre vergeſſen, die Küche zu beſtellen. Geht er wieder in ſein Amt, ſo verſammelt ſich eine Menge witziger Herren bey ſeiner Frau, welche ſich der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften wegen allemal in Abweſenheit des Mannes, bey ſeiner Frau verſammeln. Er kömmt Abends nach Hauſe; er findet den Tiſch voll Bücher und wieder kein Eſſen darauf. Er flucht, und ſie erklärt ihm aus dem Seneka eine vortrefliche Stelle vom Zorne. Er fragt: ob ſie ihn ganz wolle verhungern laſſen? und ſie antwortet ihm mit einem gelehrten natura paucis contenta! Er lärmt über die witzigen Geſellſchaften, die ſeiner Ehre ziemlich zweydeutig wären; aber ſie erklärt ihm ſehr tiefſinnig die beruhigende Lehre von der harmonia praeſtabilita. Er legt ſich für Verdruß zu Bette; aber die witzige Kalliſte weckt ihn wieder auf und lieſt ihm ein Sonnet vor. Wie unglücklich wird der unwitzige Sekretär mit der witzigen Kalliſte leben!

15.

Glauben Sie etwan, daß dort im Erker der junge Menſch bey ſeiner Großmutter ſitzt? Nichts weniger. Er ſagt einer alten reichen Wittwe 19) zärtliche

19) So zärtlich waren die Schmeicheleyen ihres erſten Mannes C = = nicht.

he Schmeicheleyen vor, welche bey ihrem fünf und funfzigsten Jahre noch wollüstig genug ist, sie anzuhören. Die Frau besitzt ein erstaunendes Vermögen, ist immer ungesund, nimmt von drey Aerzten Arzeney, und also wird sie in fünf Jahren gewiß sterben. So rechnet Adraſt, 20) welcher geschickt, aber arm ist. In der Hofnung, daß er sich länger nicht, als fünf Jahre, mit ihr quälen werde, verlangt er ihre Hand und bekömmt sie, und dieser neue Ehestand gedeiht der alten Frau so gut, daß sie noch in ihrem fünf und siebzigsten Jahre so munter seyn wird, als heuer. Armer Adraſt!

16.

Roſamunde 21) steht ganz tiefsinnig unter dem Spiegel. Murner, 22) ein alter Wucherer von zwey und sechzig Jahren fodert sie zum Tanze auf und taumelt mit ihr eine Menuet. Dieser verdrüßliche Alte wird morgen ihr Bräutigam. Roſamunde wird von ihrem Vater gezwungen, dem Manne, der Tonnen Goldes hat, ihre Hand zu geben. Das gute Kind dauert mich: denn Murner wird noch zehn Jahre nach ihrem Tode leben, welcher in den ersten fünf Jahren ihres Ehestandes für Verdruß über ihren geizigen, ekelhaften und plumpen Mann erfolgt. Aber sie würde mich noch mehr dauern, wenn ich nicht wüßte, daß sie ihren natürlichen Widerwillen gegen den verdrüßlichen Alten durch die eigennützige Hofnung beruhigte, daß er in ein paar Jahren sterben und sie durch sein

20) Der Herr Licentiat E . . r.

21) Dieſes Schlachtopfer heißt N . . in.

22) Und dieſer ihr Henker heißt M . . .

sein Vermögen in den Stand setzen werde, den jungen Krill 23) glücklich zu machen.

17.

Warum eilt Polidor 24) so geschwind und so unruhig nach Hause? . . Ist das möglich! so ist seine Frau in diesem Augenblicke gestorben, welcher er seit etlichen Jahren durch tausend niederträchtige Beleidigungen das Leben bitter und die Lust zum Tode angenehm machen wollen! Er findet sie todt. Wie leicht ist ihm das Herz! er schickt noch diesen Abend zu Agnesen, 25) die er seit einigen Jahren mehr geliebt hat, als seine Frau, und läßt ihr den Tod der letztern melden. Agnese versteht diese Botschaft und freut sich; und Polidor freut sich noch mehr, da er nun keine Hinderung weiter sieht, Agnesen öffentlich für seine Frau zu erkennen. Was für aufrichtige Thränen würde itzt Polidor über den Tod seiner rechtschaffnen und unglücklichen Frau vergießen, wenn er wissen sollte, daß ihn heute über ein Jahr, um eben diese Zeit, seine Agnese bey den Haaren zum Zimmer hinausschleppen wird, weil er sie in ihrer Einsamkeit mit einem Kaufmannsdiener stören wollte, dessen Glück sie, durch das Geld ihres Mannes, zu machen denkt!

18.

Florinde 26) war auch auf den Ball gebeten; aber sie begräbt diesen Abend ihren alten Mann. Sie geht

23) Ich habe ihn schon genennt: er heißt *Krill*.

24) Der ungetreue *R . .*.

25) Wie gesagt: *Agnesen*.

26) *N . . .*, welche dort so vergnügt unter ihrem Flore lacht.

geht hinter seinem Sarge weit vergnügter, als sie hier in dieser muntern Gesellschaft tanzen würde, wenn ihr Mann noch lebte. Sie hat in drey Jahren viel mit ihm ausgestanden; aber er liebte sie aufrichtig, und zum Beweise seiner Liebe setzte er sie zum einzigen Erben ein. Nunmehr theilt sie ihre Reichthümer mit dem Herrn Lieutenant von **, welcher hier in Garnison stehet, ein irrender Ritter und ein unglücklicher Spieler ist. Wie oft wird sie an ihren verstorbnen Mann mit Thränen denken, wenn sie bey seinen Freunden um das Gnadenbrodt bitten muß!

19.

A . . wird heute diese Weißagungen in der Stille lesen, ohne sich es merken zu lassen. Ich habe sie auf dem Titelblatte gewarnet, sie solle dieselben vom achten bis zum neunzehnten Artikel überschlagen, weil für das Frauenzimmer, und besonders für unverheurathete Frauenzimmer, viel anstößige Stellen darinnen wären. Die Warnung ist Ursache, daß sie den achten und die folgenden Artikel bis zum neunzehnten zuerst gelesen hat. Sie weis gar nicht, was ich will: denn in allen diesen Stellen findet sie nichts anstößiges für das Frauenzimmer. Im Ernste, gar nichts? Desto zufriedner bin ich, meine Schöne! aber doch werden Sie hier vieles finden, daß Ihnen sehr nützlich seyn kann. Hätte ich Ihnen gerathen, diese zwölf Artikel wegen Ihrer erbaulichen Moral zu lesen; so würden Sie dieselben vielleicht gar nicht, oder nach Ihrer guten Bequemlichkeit, oder doch mit Ihrer gewöhnlichen Unachtsamkeit gelesen haben. Aber da ich bat, sie möchten diese Stellen nicht lesen, da ich Sie davor warnte, weil viel Anstößiges darinnen wäre, welches die Ohren

der

der Frauenzimmer beleidigen könnte; mit einem Worte, da ich es Ihnen verbot; so schlichen Sie sich ganz in der Stille auf die Seite, nahmen mein Mährchen vom ersten April, suchten begierig die achte Wahrsagung und lasen unermüdet, bis hieher. Und nunmehr ärgern Sie sich, daß ich das alles voraus gewußt habe. Werden Sie nun bald glauben, daß meine Wahrsagungen vom ersten April gegründet genug sind? Stecken Sie nur das Buch ein, gehen Sie wieder zur Gesellschaft, ich will Sie nicht verrathen.

20.

Wie vielerley Wege sucht sich der Mensch aus, zu seinem Glücke zu kommen, und wie selten trift er die rechten Wege! Ich sehe, daß Frontin 27) mit einem kleinen Blättchen Papier sehr vergnügt aus dem Zimmer eines Großen 28) des Hofes zurück kömmt, von dem er sein Glück gehofft hat, und von dem er es nunmehr desto gewisser erwartet, da er ihm itzt 6000 Fl. gegen einen Wechsel geliehen hat. Frontin ist ganz außer sich über die gnädige und vertraute Art, mit welcher ihm sein Mäcenat ein Amt und seine ganze Gnade versprochen hat. Aber er wird es ihm noch oft versprechen, und wenn Frontin es sich jemals einfallen läßt, die Interessen oder das Kapital wieder zu fodern, so ist er ohne Hülfe verloren. Er hätte wissen sollen, daß die Wechselbriefe eines Mächtigern weiter nichts sind, als schriftliche Komplimente.

21.

27) Sein Vater, der reiche E ... hätte sein Geld aussichtiger ausgeleihnt.

28) Man wird auf verschiedne rathen, aber es ist niemand, als Ihro Excellenz der Graf M ...

21.

Wen muß heute Jarpax 29) betrogen haben, daß er dort bey seinem Geldkasten so vergnügt lächelt? Nun weiß ich es: Vor einer Stunde hat er die letzten hundert Thaler verdient, die ihm noch an dem ersparten Vermögen von 50000 Thalern fehlten. Nun setzt er sich auf die Geldsäcke und rechnet. Wir wollen ihm zuhören, ohne ihn zu stören . . . Das wären also 20. 30. 50. 14. 1. gut! Das wären also 49000 Thaler: Hier in dem Sacke 500 und 300 und 100 und hier in der Hand die 100 Thaler . . . Es ist richtig! Das macht zusammen 50000 Thaler. Gott Lob! Nun will ich nur noch 10000 Thaler darzu verdienen, und hernach mein Aker ruhig beschliessen und dem lieben Armuthe nach meinem Vermögen Gutes thun, so bald ich diese 60000 Thaler beysammen haben werde. Wie glücklich wird mein Sohn leben! Ich habe mit hundert Thalern angefangen und höre mit 60000 Thalern auf. Glücklicher Sohn! wie viel kannst du zusammen sparen, da du mit 60000 Thalern anfängst! Gott erhalte mir nur mein bischen Armuth! Ich will es gewiß auch denen genießen lassen, die darben müssen, wenigstens nach meinem Tode: denn so lange man lebt, weiß man nicht, was man selbst braucht, und mein lieber Sohn ist mir doch der nächste. . . . Wo sey Sie den lieben Sohn kennen lernen? Dort sitzt er in einem verdächtigen Hause, unter der Gesellschaft einiger Spieler, die seine Freunde sind, und einiger liederlicher Weibspersonen. In eben der Stunde, da sein Vater die letzten hundert Thaler so andächtig in

sein

29) Mark Israel 0 . .

seinen Kasten sperrt, schreibt der Sohn einen Wechsel auf 4000 Thaler, und bekommt von einem Wucherer, der fast so schlimm, wie sein Vatter ist, 1500 Thaler dafür. Von diesem Gelde wird er mit seinen Freunden und Freundinnen ein paar Wochen vergnügt leben. Der Sohn wird von neuem und mit noch mehrerm Verluste borgen, und wird nach und nach so viel Schulden häufen, daß nicht einmal die väterliche Erbschaft zulangt, sie zu tilgen. Armer Harpax! Wie sehr hast du dich heute verrechnet!

22.

Wie zärtlich drücken Aranth 30) und Javolen 31) einander die Hände! Aranth, als ein geschickter Kaufmann, hat ausgerechnet, daß er 15000 Thaler gewinnen kann, wenn er in der künftigen Messe Bankerot macht. Aber es ist eine gewisse Vorsicht dabey nöthig, um den Namen eines ehrlichen Mannes zu behaupten und zugleich zu vermeiden, daß man aus den Gesetzen keine Händel bekömmt. Er hat die Sache itzt mit seinem Advokaten, dem Javolen, überlegt. Der Plan ist gemacht; die Unglücksfälle sind alle aufs reine gebracht, und Aranth findet das Unternehmen sicher genug. In künftiger Messe also wird er den Streich wagen. Er und sein Advokat überrechnen schon den Vortheil, den sie machen wollen. Sähen sie zukünftige Dinge voraus, wie ich sie voraus sehe; so würden sie beide die Köpfe hängen. Ihre Bosheit wird entdeckt werden. Den Kaufmann wird man auf seine ganze Lebenszeit in den Schuldthurm werfen; und den Advokaten wird man

30) Mich dünkt, er heißt *A = s.*

31) *T = s Juris utriusque Doctor.*

man zu einer öffentlichen Handarbeit verdammen. Wie unglücklich ist ihnen der heutige Tag zu diesem Unternehmen! Aber sie sind zu entschuldigen. Haben sie wohl Ursache gehabt, eine so strenge Gerechtigkeit zu befürchten, von welcher man seit funfzig Jahren kein Exempel weis?

23.

Unter allen Tagen im ganzen Jahre ist besonders der erste April der Goldmacherkunst geheiligt: ich würde also Unrecht thun, wenn ich nicht ein paar Worte davon sagen wollte.

Der Mann mit der heitern und ehrlichen Miene, welcher dort vor dem Ofen sitzt und gedankenvoll das künftige Glück überrechnet, an welchem er so viele Menschen will Antheil nehmen lassen, so bald er die große Sache wird zu Stande gebracht haben; dieser Mann verdient unsre Hachachtung und unser Mitleid. Es sind gestern gleich zwanzig Jahre gewesen, daß er angefangen hat, zu laboriren, und allezeit unglücklich; aber heute hat er einen Proceß angefangen, der ihm gewiß alle seine Mühe auf einmal belohnen wird. Nun sinnt er nach, was er mit den unsäglichen Schätzen anfangen will, von denen er künftig Herr seyn wird. In seiner Vaterstadt will er eine Stiftung für hundert Arme machen. Unter seinen Verwandten hat er viele, die Noth leiden, denen will er unter die Arme greifen, daß sie Brodt verdienen können. Für die Geistlichen und Schulen setzt er jährlich drey tausend Thaler aus, die er nach seinen Gutbefinden unter sie theilen will. Alle Jahre will er fünf Knaben auf ein Handwerk thun, und fünf armen Mädchen will er eine Ausstattung geben. Er kennt zween Kaufleute, die fleißig und ehrlich, aber in ihrer Handlung unglücklich sind; denen

will er ohne Zinsen so viel Geld leihen, als sie brauchen, damit sie für sich und die Ihrigen Brodt erwerben können. Hundert tausend Thaler will er alle Jahre verbauen, damit diejenigen ihren Unterhalt bekommen, die Lust haben, zu arbeiten. So menschenfreundlich träumt Philet 32)! Dieser rechtschaffne Mann ist der einzige, dem ich die Entdeckung eines Geheimnisses gönnen wollte, welches außerdem, wenn es zu entdecken und mehr als einer Person bekannt wäre, das größte Unglück für ein Land seyn müßte.

24.

Dort sitzt Argyl 33) vor dem Ofen und bläst, daß ihm Schweiß und Ruß über das Gesicht laufen. Er arbeitet auch an der Erfindung des großen Geheimnisses; aber wie sehr ist er von dem tugendhaften Philet unterschieden! Argyl hat ein ansehnliches Vermögen auf die niederträchtigste Art verschwendet und noch viele Leute boshaft um das Ihrige gebracht. Nun macht ihn die Verzweiflung zum Narren. Er ist einem bettelnden Landstreicher in die Hände gefallen, welcher ihn diese wichtige Kunst lehren will. Argyl lechzet nach den versprochnen Schätzen, nicht, daß er tugendhaft leben, andre glücklich machen und seine Schulden bezahlen will: Keinesweges! Er will Gold machen, damit er eine unerschöpfliche Quelle habe, seine gemachten Ausschweifungen fortzusetzen. Er hat heute einen neuen Proceß angefangen. Er macht ein großes Geheimniß daraus; aber ich will ihn verrathen:

»Rec

32) Schon die ehrliche Miene macht den leichtgläubigen P * * kenntlich, wenn ich ihn auch nicht nennte.

33) Der Taugenichts R * * h.

»Rec. ℞ *fin. solvire* ſalche *in aquafort.* Ziehe »das *aquafort* davon, und dieſes wiederhole zum »drittenmale. Man gießet *deſtillirten acer.* darauf »und *ſolviret* darinnen alles, was ſich *ſolviren* will, »gießet den *acer. deſtill.* davon, und ſolches wieder»holet auch zum drittenmale. Das hinterbliebene »Salz *ſalviret in aqua pluviali, filtrire* und *coa»gulire* es *ad conſiſtentiam diſcretam*, ſo iſt er »fertig.«

Nun hat Argyl alles, was er ſich wünſcht. Aber ich wills beſſer, was er hat — die Narrentinktur.

25.

Blaſewind 34), ein herumirrender Goldmacher, iſts, welcher den rechtſchaffnen Philet und den unartigen Argyl betrügt. Er hat ſich ſchon einige Zeit von ihrer Leichtgläubigkeit ſehr bequem unterhalten. So ungeſchickt und unwiſſend er auch iſt; ſo iſt er doch fein genug, ſich die Schwäche eines jeden zu Nutze zu machen. Mit dem Philet redet er von nichts, als von guten Werken; und mit dem Argyl von nichts, als von den wollüſtigen Tagen, die auf ihn warten. Er hofft an dem Orte, wo er itzt iſt, noch viele zu hintergehen, weil es bey uns noch einige Philete und unzählige Argyle giebt. Aber Blaſewind betrügt ſich. Die Schulden, die er an andern Orten gemacht, verfolgen ihn. Er hat hier zu ſeinen Ausſchweifungen nöthig gehabt, neue Schulden zu machen; und er flieht. Er ſchmeichelt ſich an einem kleinen Hofe ein, welcher gewohnt iſt,

34) * * * *, und wer ihn von Perſon will kennen lernen, der leſe die Zeitungen, wo er in Kurzem mit Steckbriefen verfolgt werden wird.

mehr Aufwand zu machen, als die Einkünfte seines Landes ertragen: Er verspricht, diesem Mangel abzuhelfen. Man hört ihn, man giebt ihm, was er verlangt; aber man giebt auch sehr sorgfältig auf ihn Acht. Er wird über einer Betrügerey ertappt, er gesteht noch mehrere, und dort vor dem Thore auf der Höhe rechter Hand der Straße, dort wird ein vergoldeter Galgen hingebaut werden, an dem dieser tückische Landstreicher hängen soll.

26.

Moran 35) hat gehört, daß Kleider Leute machen. Bisher haben ihm seine Umstände nicht erlaubt, daß er viel auf die Kleider hätte wenden können; und eben dieses hat er für die einzige Ursache gehalten, warum er so wenig bemerkt und so wenig geschätzt worden ist. Nun will er der Welt die Augen öffnen. Er überlegt diesen Morgen die Sache mit seinem Schneider. Er läßt einige prächtige Kleider verfertigen, und damit ihm diese neue Equipage nicht gar zu kostbar falle, so kauft er ein paar reiche Westen von einem Kammerdiener. Nun bricht er hervor, und läßt sich, in allen Spaziergängen, in den Lustspielen und Vorzimmern der Großen sehen. Er erlangt seinen Zweck. Alle Welt sieht auf diese unbekannte Figur, wie man auf einen unerwarteten Kometen sieht, der einige Zeit unter den Sternen herum irrt. Man fragt, wer es sey? man erfährt es endlich, und in kurzer Zeit weis die ganze Stadt, daß er ein Mensch ohne Erziehung, ohne Wissenschaften, ohne Sitten, mit einem Worte, daß er ein unnützes glänzendes Geschöpf ist. Hätte Moran nicht besser gethan, wenn er in seinem alten Kleide unbemerkt ge-

35) E. heißt dieser prächtige Narr.

gestorben wäre? Man würde nicht gewußt haben, daß er lebe; aber das würde für ihn sehr vortheilhaft gewesen seyn.

27.

Der heutige Tag ist für die Pracht des Narciß 36) nicht glücklicher. Narciß, nachdem er lange genug sich in sich selbst verliebt hatte, verliebt sich nun auch in ein vornehmes Frauenzimmer, und ist so ungerecht, zu glauben, die Aufmerksamkeit eines Frauenzimmers zu gewinnen, dazu gehöre weiter nichts, als ein wohl gepuderter Kopf, ein kostbares Kleid, feine Wäsche, ein Band im Degen, ein paar kostbare Dosen, eine goldne Uhr und ein Ring, von dessen Werthe man sich eine Weile unterhalten kann, wenn man sonst nichts zu reden weis. Alles dieses schafft sich Narciß, und borgt es, da er kein Vermögen hat, es zu bezahlen. Er hat das Glück, ein paar Tage in dem Hause des Frauenzimmers gelitten zu werden; aber in kurzem erfährt der Juwelierer, daß er seinen Ring sehr unsichern Händen anvertraut habe. Er nimmt ihn zurück; die übrigen Gläubiger folgen ihm nach, und in kurzem ist Narciß ganz ausgekleidet und kriecht wieder in seinen alten Rock.

28.

Heute ist in dem Hause des alten Marcils 37)

36) Sein wahrer Name ist C * *, und wer mir nicht glauben will, der frage nur den Juwelierer.

37) Bisher hat er E * * geheißen; aber vermuthlich wird ihn der Sohn nöthigen, diesen Namen zu ändern, den in ganz Paris keine Marquisinn aussprechen kann, so deutsch klingt er.

alles für Freuden außer sich: denn eben heute ist sein Sohn aus Paris zurück gekommen. Im vorigen Jahre reiste er dahin, als ein junger, bescheidner und gesitteter Mensch, ein wenig einfaltig, und hieß Hanns: Heute kömmt *Monsieur Jean* zurück, ohne Gesundheit, ohne Sitten, ohne Religion, und sagt seinem deutschen Vater und seiner deutschen Mutter Thorheiten vor, und beide sind für Freuden außer sich. *Monsieur Jean* geht in Gesellschaften; alle sehen auf ihn, wie auf ein fremdes Thier. Der Einfältige hält diese Aufmerksamkeit für Beyfall; aber er wird in dieser vergnügten Einbildung nicht lange bleiben. In vier Wochen wird er einen alten und angesehenen Kaufmann auf dem Kaffeehause finden; er wird vor ihm herum gaukeln und ihn so lange beleidigen, bis dieser ehrliche Mann ihn vor der ganzen Gesellschaft versichern wird, daß *Monsieur Jean* ein Narr sey. Die ganze Gesellschaft wird diese Wahrheit durch ihren lauten Beyfall unterstützen.

29.

Celsus 38) hat diesen Morgen den Grundstein zu einem prächtigen Gebäude gelegt, welches er vor dem Thore aufführen will, um seinem Namen ein ewiges Andenken zu stiften und seinen Nachkommen eine anständige Wohnung zu bauen. Wüßte Celsus, daß ihn dieser Bau sein ganzes Vermögen kosten wird, daß er noch eben so viel aufborgen muß, um nicht die Scham-

de

38) Auf seinen Ballen steht ein *D. s. s.*, und über die Hausthüre wird es auch mit dem gewöhnlichen Kaufmannszeichen und einem heuchlerischen *Soli Deo Gloria* kommen, um zugleich seinen Vornamen und sein Vaterland auszudrücken.

ſt und den Vorwurf eines unüberlegten Unternehmens zu haben, das er nicht ausführen kann; wüßte er, daß ihn ſeine Gläubiger durch die Hand des Richters aus dem Hauſe werfen werden, ſo bald er es völlig ausgebaut hat, daß dieſer prächtige Pallaſt den Namen eines ganz Fremden und Unbekannten bekommen wird, der ihn nur noch eine kleine verachtete Handlung durch ſeinen Fleiß und ſein Glück unterhält; wüßte Celſus, daß ſeine unglücklichen Kinder in eben dieſem Hauſe um das Brodt dienen werden; wie traurig würde er ſeyn, wie hohe würde er ſich ſeines unüberlegten Ehrgeizes ſchämen!

30.

Argyr 39) hat heute zum erſtenmale den unglücklichen Einfall, ein Münzkabinet anzulegen. Sein Vermögen iſt geringe, ſeine Einkünfte ſind ungewiß; aber deſto gewiſſer die Ausgaben, die er auf die Erziehung einer ſtarken Familie wenden muß. Das alles hindert ihn nicht. Er hat heute früh das anſehnliche Münzkabinet eines ſeiner reichen Freunde geſehen; um deswillen nimmt er ſich vor, auch eines anzulegen. Er putzt alle Thaler rein, die er bekommen kann, und wo er eine Münze findet, die recht glänzt und neu ausſieht, die trägt er in ſeinen Schatz. In ein paar Jahren wird ein ſtärkeres Vermögen in dieſer Sammlung ſtecken, als er entbehren kann. Seine Kinder leiden Noth, er ſieht es, es jammert ihn; aber er ſammelt immer noch mehr in ſein Münzkabinet. Er borgt Geld mit ſechs pro Cent auf, um ſchöne Münzen zu kaufen.

39) Wer kann ſonſt ein ſolcher Thor ſeyn, als Herr
E . . ?

Endlich drängen ihn seine Schulden, und da er nicht bezahlen kann, so bemächtigen sie sich seines Kabinets. Der unbedachtsame Argyr! Seine Kinder sind bald verhungert, er selbst hat kein Brodt, und sein schon aufgeputztes Kabinet haben die Goldschmidte.

31.

Das ist heute zum fünftenmale, daß sich Mentor 40) in ein Joch spannen läßt, aus dem er schon viermal zu seinem großen Vergnügen erlöst worden ist. Aber dasmal ist es eine ganz andre Sache: denn der Vater des jungen Menschen, von dem er heute Hofmeister werden müssen, ist einer der vornehmsten bey Hofe, und hat ihm eine gewisse und anständige Versorgung versprochen. Armer Mentor! Desto schlimmer ist es für dich, wenn der Vater deines Telemachs so vornehm und mächtig ist. Führt sich dieser auf, wie es die Wünsche der Aeltern und deine unermüdete Sorgfalt verlangen; so ist es nur sein guter natürlicher Charakter, dem man es zu danken hat. Schweift er aus; so ist kein Mensch Schuld daran, als der Hofmeister. Ich habe Mitleiden mit dem rechtschaffnen Manne. Sein Amt ist in vielerley Absicht eines der wichtigsten; und doch ist ein alter Hofmeister immer derjenige, welcher am meisten getadelt und am wenigsten belohnt wird. Er macht vielleicht einen jungen Kavalier nach dem andern geschickt, sein Glück bey Hofe und in dem Lande zu finden; aber er bleibt immer Hofmeister; ungefähr so, wie ein alter Fährmann das halbe Land über den Fluß gesetzt hat, und immer auf der Fähre grau wird, und immer nicht vielmehr davon hat,

40) Und dieser ist mein Freund N. 4.

hat, als ein kleines Trinkgeld und ein nichts bedeutendes; Behüte euch Gott, mein Freund!

32.

Wie lustig geht es dort am Markte in des jungen Lindors 41) Hause zu! Heute ist der feyerliche Tag, an welchem ihn der Prinz mündig gesprochen hat. Es verkündigt dieses Glück der Stadt mit Trompeten und Pauken, und feyert dieses Fest in Gesellschaft einiger nichtswürdigen Leute, die schon lange auf sein Vermögen gelauert haben und deren Nahrung es ist, die Freundschaft junger Thoren zu suchen, die sich mündig sprechen lassen. Das Recht, das er sich erkauft hat drey Jahre eher mündig zu seyn, als er es nach der Ordnung der Gesetze seyn sollte, ist nichts anders, als das Recht, drey Jahre eher zum Bettler zu werden.

33.

Endlich hat es Polydor 42) so weit gebracht, als er es schon seit vielen Jahren gewünscht hatte, zu bringen, und als es weder sein Vater, noch Großvater haben bringen können. Hier sitzt er im Lehnstuhle, und überdenkt sein Glück und das Glück seiner Kinder, bis auf die spätesten Urenkel. Seine Frau hängt ihm zärtlich am Halse, und dankt Gott und ihrem Manne, daß sie den heutigen großen Tag noch hat erleben können. Der glückliche Polydor! Vier Wochen wird das ganze Land von nichts reden, als von ihm. Seine Fein-

41) Der junge T.. und, wenn es nach ihm geht, in kurzem der Herr von T..

42) Seit diesem Augenblicke, Ihro Hochwohlgebohrnen Gnaden, der Herr von J.. Erb-Lehn- und Gerichtsherr auf ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Feinde werden für Verdruß rasen; und seine Freunde werden stolz seyn, daß sie seine Freunde sind. Er wird auch noch immer ihr Freund seyn, ob es ihm gleich seine Umstände nicht erlauben, so vertraut mit ihnen umzugehen, wie vorher. Er muß den Hof scheuen: denn nunmehr giebt der Hof auf alle seine Schritte Acht. Was ist denn das für ein schreckliches Glück, das Polydor heute erlebt hat? er hat sich für 3000 Gulden Ahnen gekauft.

34.

Nun wird die Sache schon anders gehen. Sempron 43) kömmt eben itzt vom Rathhause und hat eine Klage übergeben. Sein Nachbar soll es schon erfahren, daß er das Recht nicht hat, in Semprons Hof zu sehen. Wenn er mir folgen wollte; so würde er es ihm nicht verwehren. Aber sein Advokat hat es ihm aus einem großen Folianten bewiesen, daß er gerechte Sache hat und daß der Streit in vier Wochen entschieden seyn muß. Auf den ersten April 1775. wird sich Sempron vergleichen und dem Nachbar erlauben, in seinen Hof zu sehen. Die Unkosten werden aus bewegenden Ursachen kompensirt: und damit Sempron den Advokaten bezahlen kann; so verkauft er das Haus. Nun hat er doch so viel erlangt, daß der Nachbar nicht mehr in seinen Hof sieht.

35.

Das war alles, was man von Philanders 44) Klug-

43) Der streitbare S . .

44) Seine gebietende Magd wird ihn zwar nur den alten Hund nennen: eigentlich aber heißt er P . . E . .

Klugheit und Wirthschaft erwarten konnte. Er hat ausgerechnet, daß es ihn sehr viel kosten würde, eine Frau zu nehmen. Er ist zu schlau, als daß er nicht merken sollte, eine Frau würde mehr Herrschaft verlangen, als ihm erträglich sey. Er nimmt also heute eine Magd zu sich und macht eine Maitresse aus ihr. Ehe noch ein Jahr vergeht, wird ihn diese Magd zur Treppe hinunter werfen, und ehe zehn Jahr vergehen, wird diese Magd sein ganzes Vermögen an sich gezogen haben, und wenn Philander essen will, so ißt er das Gnadenbrodt aus der mildthätigen Hand seiner Magd.

36.

Dort steigt Gurdus 45) vom Wagen, nachdem er vier Wochen außer Landes gewesen und von dem Prinzen in einer kleinen Verrichtung gebraucht worden ist. Es waren seine ersten Verrichtungen, darum hielt er sie für sehr wichtig. So lange er abwesend war, bildete er sich ein, daß das ganze Land nur von ihm und seinen Verrichtungen rede. Er kömmt zurück, er wundert sich, daß ihn das Land nicht durch Bevollmächtigte an der Gränze einhalen läßt. Er kömmt in die Stadt und fährt unbemerkt durch die Gassen. Er steigt vor seinem Hause ab, und der Wirth fragt ihn, ob er spatzieren gefahren sey? Also hat nicht einmal der Wirth ihn vermißt? Hätte wohl dem Gurdus, der sich alle Wochen in den Zeitungen suchte, eine größre Demüthigung begegnen können?

37.

45) Der Herr von C.. so lange er außerhalb Landes war, aber bey uns C.. schlechtweg.

37.

Nun wird Cölestine 46) ihre Lebenszeit recht vergnügt zubringen. Sie hat heute den Handel über ein Landgut geschlossen, auf welches sie nach den Feyertagen ziehen und nicht wieder in die Stadt kommen will. Sie ist die Stadt überdrüßig. Man sieht da nichts, als den Himmel und die Gasse. Tag und Nacht ist keine Ruhe; jede Familie ist der Spion der andern. Den besten Freunden darf man nicht trauen, und unter diese besten Freunde gehört Pauline, die den reichen Kaufmann geheurathet hat, auf dessen Herz Cölestine eine Hypothek hatte. Mit einem Worte, sie ist die Stadt überdrüßig; aber vor Eintritt des Winters wird sie das Landleben noch mehr überdrüßig seyn. Die Natur ist ihr zu einförmig; die Bäume stehen einen Tag, wie den andern, auf ihren Plätzen. Niemand ist da, der ihren Putz sieht; niemand, der ihr eine Schmeicheley von ihren Händen sagt; und niemand, der sich zärtlich ängstigt, wenn es ihr einfällt, unpaß zu seyn. Sie hat keinen Zeitvertreib. Von wem soll sie Böses reden? Aber der Pfarrer und seine Frau spielen Lombre . . . Ja, ja! sie spielen es freylich, aber das Fischchen nur um einen Kreuzer. Die unglückliche Cölestine! wie sehr wird ihr der Kauf reuen, über den sie heute so viel Vergnügen bezeigt!

38.

Guten Morgen, Junker Wester, 47) guten Morgen! Was macht die Frau Gemahlinn, die kleine Fa-

46) Wenn es doch T. . gestehen wollte, daß sie nur die Eifersucht zu diesem Entschlusse gebracht hat!

47) Junker A. . der Fuchsjäger.

Familie und ihr Hünerhund? . . . Das ist ja recht gut. Ich freue mich über das Wohlseyn der lieben Ihrigen. Aber was haben Sie so früh in diesem Hause gemacht? Im Ernste? Sie haben also das Haus itzt gekauft und wollen von dem Lande in die Stadt ziehen? Der Verdruß mit Ihren Nachbarn, der Proceß mit ihren unruhigen Unterthanen, die Chikanen der Advokaten, die Unredlichkeit der Pachter, und, was das klägligste ist, der Verlust der Mikeljagd, das sind freylich Ursachen genug, die Ihnen das Landleben verhaßt machen können. Aber werden Sie in der Stadt vergnügter seyn? Man wird Sie auslachen, wenn Sie gestiefelt in Spielgesellschaften gehen wollen. Wenn man von den Operarien spricht, so werden Sie zeigen, wie der Hirsch auf der Brunst schreyt. Man wird Ihnen sagen, daß morgen ein Galatag ist, und Sie werden antworten, daß morgen auch die Jagd aufgeht. Man wird Sie fragen, ob Sie morgen auf den Abend den Tamerlan mit ansehen wollen? und sie werden sehr neugierig fragen, ob er schon eingehetzt ist? die ganze Stadt wird über Sie spotten, und Sie werden glauben, daß die ganze Stadt närrisch sey. Tauschen Sie noch heute mit Cölestinen. Ziehen Sie wieder aufs Land und bereden Sie Cölestinen, daß sie bey uns bleibt; so ist jedes an seinem Orte.

39.

Timoleon 48) wird heute sein Testament bey den Stadtgerichten niederlegen. Er vermuthet wohl nicht, daß es seine Kinder umstossen werden. Er ist immer ein strenger Vater gegen seine Kinder gewesen; und diese haben mit Zittern seine Befehle befolgt. Aber Timoleon hat vergessen, ihre Liebe zu erwerben; und das

48) Mein Nachbar T . .

das ist die Ursache, daß sie nach seinem Tode über keine von seinen Verordnungen halten werden, weil sie weiter nicht Ursache haben, sich vor seiner Strenge zu fürchten. Bey der Unfreundlichkeit, mit welcher er seine Kinder regierte, haben sie keine Gelegenheit gehabt, zu lernen, wie man sich gegen einander liebreich bezeigen müsse. Die traurigen Folgen davon werden sich bey der Erbtheilung zuerst äussern. Ein jedes wird nur auf seinen Nutzen sehen, und daraus entsteht ein ungesitteter Zank, der ohnedem unter den Geschwistern immer am heftigsten ist. Dieser Zank erwächst zu einer öffentlichen Verbitterung, und es giebt Advokaten, welche sich diese Uneinigkeit so wohl zu Nutze zu machen wissen, daß sie in zehn Jahren die einzigen Erben dieser reichen Verlassenschaft seyn werden.

40.

Opim 49) ist nicht glücklicher. Er weis, daß er fremde und lachende Erben hat, die, unerachtet aller legalen Mühe, die er anwenden wird, dennoch seinen letzten Willen nicht sorgfältig genug beobachten werden. Opim ist ein Mann, der bey vielem sehr großen Vermögen viel Ehrgeiz und keinen Verstand besitzt. Er hat sich niemals Mühe gegeben, sich um seine Mitbürger verdient zu machen; was wird er nach seinem Tode für Nachruhm von ihnen erwarten können? Opim hat einen guten Einfall: er will sich seinen Nachruhm selbst bestellen. Der Bildhauer kömmt; er soll ihm ein marmornes Grabmal bauen. Ein halb Duzend heidnische Tugenden sollen um dasselbe herum sitzen und bittre

49) Der prächtige Name V. . . k. . . il. . . würde sich gewis auf seinem Grabmale vortreflich ausgenommen haben.

bittre Thränen vergießen. Selbſt der unerbittliche Todfall unzufrieden ausſehen, daß er den großen Opim hat von der Erde wegraffen müſſen. Die Fama bekömmt auch ihre Rolle. In der Mitte des Grabmals ſollen zween kleine geflügelte Buben, die ganz erbärmlich greinen, das Schild halten, welches ſich Opim ſo groß, als möglich, beſtellt, um ſeinen ganzen Titel, alle ſeine Tugenden und alle ſeine Verdienſte darauf ſetzen zu laſſen, damit die Welt doch ſehen möge, daß es auch in unſern Tagen große und tugendhafte Männer und einen Patrioten gegeben habe, der Opim hieß. So machte es, wie es Alexander mit ſeinem Lager in Indien machte, welches er ſo groß und weitläuftig einrichten ließ, daß die Nachwelt glauben ſollte, ſeine Macedonier wären Rieſen geweſen. Das Grabmal wird fertig, und es fehlt nichts, als daß noch die Schrift in das Schild eingehauen werde. Was für ein ſchweres Ende würde der ſtolze Opim haben, wenn er wiſſen ſollte, daß ſeine Erben ſich nicht einmal über die Koſten werden vereinigen können, ſeinen Namen auf das Grabmal ſetzen zu laſſen! Das prächtige Monument wird unvollkommen ſtehen bleiben. In funfzig Jahren wird man nicht mehr wiſſen, wer darunter liegt; In hundert Jahren wird es der Magiſtrat an ſich nehmen und es zu einem Grabmale ſeines alten Bürgermeiſters brauchen, welcher ſehr tugendhaft, aber zu arm war, als daß ihm ſeine Erben ein ſo verdientes Denkmal hätten ſtiften können.

41.

Nunmehr wird ſich der unzufriedne Timon 50) wohl

50) Der redliche, aber unzufriedne *A . e.*

wohl bekommen; er hat endlich ein ansehnliches und einträgliches Amt bekommen, wie er es schon lange gewünscht hat. Ich zweifle doch noch daran: denn die Unzufriedenheit ist sein Fehler, und vielleicht sein einziger Fehler, weil er ausserdem ein sehr liebenswürdiger Mensch ist. Schon als Kind war er unzufrieden. Wenn man ihm erlaubte zu spielen; so wünschte er sich ein Buch. Wenn er studiren sollte; so setzte er sich auf sein hölzernes Pferd. Der Vater widmete ihn dem geistlichen Stande, und der Sohn hatte Lust dazu; aber mit einem male fiel es ihm ein, ein Soldat zu werden. Er ward es; und wollte studiren. Auch dazu verhalf man ihm, und nachdem er etliche Jahre sehr fleißig studirt und viel gelernt hatte, so wählte er die Jagd. Auch die gefiel ihm nicht lange, und er versuchte sein Glück am Hofe. Der Zwang des Hofes machte ihm diese Lebensart in den ersten zween Monaten verhaßt; er wünschte sich also ein Amt, wo er Gelegenheit hätte, seine Gelehrsamkeit zu brauchen und dafür belohnt zu werden. Das hält schwer: denn Rang und Titel kann man bey Hofe immer eher erlangen, als Amt und Belohnung. Endlich hat er beides heute bekommen, und er ist vor Freuden ausser sich. In kurzem wird er die mühsamen Beschäftigungen des Amtes überdrüßig seyn. Er wird eine reiche Wittwe heurathen und sich auf ihr Landgut setzen. Aber mit einem Landgute hat man nichts, als Verdruß; er wird sich dafür ein Haus in der Stadt kaufen. Aber in dem nächsten Sommer ist ihm auch die Stadt zu enge. Es fällt ihm einmal wieder ein, daß er ohne Frau vergnügter gelebt hat. Nun wäre er es wohl zufrieden, wenn seine Frau stürbe. Sie stirbt; Timon ist untröstbar: denn er hat sie in der That geliebt. Nun will er wieder heurathen, und ehe ein halbes

Jahr

Jahr vergeht, heurathet er ein junges lebhaftes Mädchen. Der unglückliche Timon! Itzt hätte er wohl Ursache, sich ein besseres Glück zu wünschen; aber der Tod wird ihn überraschen, eben, da er den Mund aufthut, etwas zu wünschen.

42.

Sehen Sie dort den dicken Bürger, 51) welcher sich am Kamine mit einer kurzen Tabakspfeife auf seinen Bierkrug gelehnt hat? In diesem Augenblicke ist er dahinter gekommen, ob Oßmann wider Rußland, oder wider Persien zu Felde ziehen wird. Sehen Sie einmal, mit welcher Zufriedenheit er lächelt! Die Czarinn mag sich wohl in Acht nehmen: denn sie hat an diesem politischen Bürger einen heimlichen Feind. In seinem Handwerke ist er ein ehrlicher Mann; aber ein Narr, so bald er ein Stück Zeitung in die Hände bekommt. Und daß er heute ein doppelter Narr ist, das macht der erste April.

43.

Beobachten Sie einmal die Pharisäermine, mit welcher Orgon 52) von seinem Fenster herab auf eine Menge armer Bürger sieht, die sich vor seinem Hause versammlet haben, um einen kleinen Theil von denen zwanzig Thalern zu bekommen, die er unter sie ausspenden läßt, und allemal auf den heutigen Tag auszuspenden verordnet hat. Betrachten Sie aber auch zugleich seine Aufmerksamkeit, mit welcher er die Fenster der Gasse und die Gesichter der Vorbeygehenden untersucht, ob sie auch sein mildthätiges Christenthum genug bewundern, und ob sie auch denjenigen am Fen-

51) Meißen *N. 1.*, Bürger und Zinngießer allhier.

52) Dieser lärmende Wohlthäter heißt *T. 1.*

ster stehen sehen, aus dessen wohlthuender Hand so viel Segen auf das arme Volk herab träufelt? Wie sehr betrügt sich Orgon, wenn er glaubt, daß er durch die milde Stiftung die Hochachtung seiner Mitbürger erlangen und bey den Nachkommen sein Andenken erhalten werde! Die ganze Stadt redet heute von dieser neuen Stiftung, das ist wahr; aber die ganze Stadt erinnert sich auch heute zugleich der Ungerechtigkeit und der Meineide, mit welchen Orgon sein Vermögen zusammengescharrt hat. Die Nachkommen, so lange sie von ihm noch etwas wissen, werden eben das sagen; und erst alsdann, wenn man seinen Namen ganz wird vergessen haben, alsdann erst wird dieses Gestifte erbaulich und von einigem Werthe seyn. Orgon ist nicht ganz ohne Gewissen. Er fühlt seine Bosheiten; er weis, daß er nur wenige Jahre noch leben kann; er erschrickt, wenn er an das denkt, was auf ihn wartet. Was soll er thun? Er will das thun, womit er sich so oft auf dem Rathhause geholfen hat. Um nach dem Tode einen gnädigen Richter zu haben, drückt er heute Gott vier Louisd'or in die Hände: denn er hat gehört, man leihe dem Herrn, was man den Armen giebt, und die Armen, die hier vor seinem Hause auf ein paar Kreuzer warten, werden es schon bey ihrem Gott zu rühmen wissen.

44.

Es ist wohl noch niemals ein Mensch sich selbst so ungleich und in seinem Charakter so widersprechend gewesen, als Chamäleon 53). Seine Fehler und seine Tu-

53) Sein Name heißt I . . . . Ich wundre mich, daß er ihn nicht auch schon etlichemal verändert hat.

Tugenden sind übertrieben. Er kauft sich eine prächtig eingebundne Bibliothek und redet von nichts, als von gelehrten Editionen. Mit einemmale fällt es ihm ein, daß alle Gehrsamkeit Pedanterey sey; er verkauft alle Bücher und kauft sich eine Rüstkammer von Flinten und anderm Gewehre. Diese weis er noch weniger zu brauchen, als die Bücher; er kauft sich also Ahren dafür. Von ungefähr sieht er eine prächtige Equipage; sie gefällt ihm, er muß auch eine haben. In vier Wochen jagt er den Kutscher und Bedienten fort, verkauft seine reichen Kleider an die Juden und geht ohne Laquay in einem alten Regenrocke durch die Gassen. Er war einmal in die Gesellschaft eines rohen Engländers gekommen, und so lange er in dessen Gesellschaft herum schwärmte, so lange that er nichts, als daß er sich in Punsch besoff und die Religion lästerte. Sein alter Onkel, ein abergläubischer Mann, brachte ihn von dieser Ausschweifung zurück, und nun gieng er mit ihm in alle Predigten und Betstunden, sah Gespenster und that Gelübde. Seit einem Monate hatte er sich in den Kopf gesetzt, ein alter ehrlicher Deutscher zu seyn. Er redete Vornehme und Geringe mit einer quackerischen Vertraulichkeit an. Nichts war ihm beschwerlicher, als zu grüßen und zu danken: denn das hielt er für eine französische Tändeley. Er sagte allen Leuten Grobheiten, in der Meynung, daß es Wahrheiten wären. Er ward dadurch verhaßt; man litt ihn in keinen Gesellschaften mehr, und erst gestern hat er eine Verdrüßlichkeit gehabt, die ihm sehr empfindlich gewesen ist. Heute hat er sich also vorgenommen, artig und lebhaft zu seyn und aller Welt zu schmeicheln. Er wird es eben so ungeschickt anfangen; seine Schmeicheley wird noch mehr beleidigen, als seine Grobheit:

heit: denn allemal wird er zur Unzeit und sehr unüberlegt schmeicheln. Einem Kammerjunker wird er sagen, daß er in seinen Scherzen sehr tiefsinnig und gelehrt sey: und an einem Professor wird er den schönen Fuß bewundern, und ihn nöthigen, eine Menuet zu tanzen. Célimenen wird er sagen, daß sie ein männliches und frisches Gesicht habe; aber an dem Hauptmanne, der neben ihr sitzt, wird er die glatte Haut und die weichen Hände bewundern. Seinen Beichtvater wird er umhalsen, und zu ihm sagen: der Teufel solle ihn holen, wenn er jemals einen so guten Gesellschafter gefunden habe, als Ihro Hochehrwürden; aber mit dem Schmarotzer, den er seit vielen Jahren als seinen gefälligsten Freund um sich hat, wird er über die Bulle Unigenitus disputiren. Das ist die Lebensart, die Chamäleon heute anfängt; in ein paar Monaten wird er sie wieder ändern, weil er sich dadurch noch mehr Feinde, als durch seine Grobheit gemacht hat. Er wird sie wieder ändern; aber er wird nur in neue Ausschweifungen verfallen.

45.

Nun ist er 54) fertig! Das war der letzte Vers. Glückliches Vaterland! Endlich hat einer von deinen witzigen Söhnen ein deutsches Original zu Stande gebracht, dessen sich kein Corneille schämen darf. Was für ein Lärm wird in den gelehrten Zeitungen darüber entstehen! Die Engländer werden es gleich übersetzen lassen; die Franzosen nicht: denn diese sind auf den deutschen Witz zu eifersüchtig. Noch ist er unschlüssig, auf welchem Theater er es soll aufführen lassen.

54) Wer sonst als Er? *Quam pulchrum est, digitis monstrari et dicier: HIC est!*

sen. Koch? — Je nun, ich will es ihm endlich gönnen. — Aber seine Frau muß die Hauptrolle nehmen, sonst mache ich Schwanmanns dadurch glücklich. — So denkt der arme Autor, und weis es noch nicht, daß bey der ersten Vorstellung das Parterre lachen wird und die Logen gähnen werden.

46.

Nun ist er unsterblich! Wer? Unser deutscher Burmann 55). Er hat es aus einer Stelle des Plautus bewiesen, daß sein Gegner ein Ochse sey. Aber er weis es nicht, daß die Welt mit einer boshaften Freude auf den Beweis seines Gegners wartet und daß sie Lust hat, beide für Thoren zu halten, und, ehe fünf Jahre verflossen sind, beide zu vergessen.

47.

Aber Scriblern 56) wird man doch nicht vergessen, welcher für die Nachwelt schreibt: Gewiß wird man ihn vergessen: denn er schreibt für die Würzkrämer und Stärkenweiber. Was hat denn ihm die Nachwelt gethan, daß er ihr zumuthen will, seine Schmiererey zu lesen?

48.

57) . . . . .

55) Der handfeste C . . *Cur non dictus Hylas*

56) Κατ' ἐξοχὴν, den *Au Tor Em.*

57) Damit ich dem Witze meiner Leser etwas zu thun gebe, so will ich hier Platz zu einer Wahrsagung lassen

49.

Herr Autor! Auf ein Wort! Ihnen muß ich an diesem feyerlichen Tage auch etwas ins Ohr sagen. Also wären Sie mit Ihren sieben mal sieben Wahrsagungen größten Theils zu Stande. Und vermuthlich sind Sie mit sich selbst wohl zufrieden, daß Sie etwas angeschrieben haben, welches ganz Deutschland gefallen wird, weil es die Ehre hat, Ihnen zu gefallen. Was erwarten Sie für Ihre Bemühung? Berühmt zu werden? Man weis ja Ihren Namen nicht. Gelesen zu werden? Vielleicht. Bewundert zu werden? Sachte, mein Herr Autor, Sie verlangen zu viel! Weil Sie heute allen wahrsagen; so will ich auch Ihnen wahrsagen. Wissen Sie, was die Welt von Ihrem Werkchen sprechen wird? Der deutsche Römer 58) wird es im Buchladen sehen. Hum! wird er sprechen, wieder ein deutscher Wisch! Aber es geht ab, wird der Buchhändler sagen. . . . Ja, ja! es geht wohl ab; aber in zehn Jahren liest niemand dergleichen Quark mehr. Der Rechtsgelehrte 59) wird es in die Hand nehmen, und er wird glauben, er lese darinnen, aber eben überdenkt

sen und ihnen das Vergnügen machen, daß ein jeder an diese Stelle einen seiner Bekannten setzt, von dessen lächerlichen Thorheiten er etwas wahrsagen will. Ich weis, die Wahl wird ihnen schwer werden; aber das weis ich noch gewisser, daß keiner von meinen Lesern, ich nehme drey von ihnen aus, dieses bey an sich selbst denken wird. War diese Wahrsagung richtig?

58) *Clarissimus Dominus* R.

59) Und zwar Herr *Doctor C . .*

denkt er gewisse Gegenbeweisartikel, die noch morgen übergeben werden müssen. Hier kömmt ein Philosoph! 60) ein Exzautor! Der wird sich gewiß darüber freuen: denn er wird auf die moralische Absicht und nicht auf die Einkleidung sehen. Was soll das seyn? wird er sprechen! Ein Mährchen! Sieben mal sieben! Wie spielt man mit der Moral! Der Autor ist gewiß noch ein Kind, oder er sieht seine Leser für Kinder an. Ganz hinten im Laden hat sich ein finstrer Mensch 61) an den Tisch gelehnt und liest Ihre Schrift, und liest sie ganz durch und schmeißt sie unter den Tisch, und geht verdrüßlich hinaus, ohne ein Wort zu sagen. Wer muß dieser Mensch seyn? Aber hier kömmt ein freundlicher schwarzer Mann, 62) welcher dem Verleger ein ganz neuvermehrtes und durch und durch verbeßertes Gesangbuch anbietet. Er blättert in der Auslage; er findet Ihr Mährchen, er liest es flüchtig durch und legt es seufzend wieder weg. Darinnen steckt viel Gift! Der Verfasser scheint ein Atheist zu seyn. Ich will nicht richten, aber wenigstens ein Feind der Geistlichen muß er seyn. Sehen Sie, spricht er zum Buchhändler, sehen Sie einmal die beiden Stellen hier im Mährchen. Es sind die letzten Zeiten, gewiß, mein Herr, die letzten Zeiten! Madame M.. 63) hat von dieser

60) Man darf nur die Quartanten lesen, die seit zehn Jahren heraus gekommen sind, so wird man auf den meisten Titel finden: *Autore O.. P., .. E..*.

61) Eigentlich heißt er *R.. S..*; aber der finstre Mensch sieht es nicht gern, daß man seinen Namen nennt.

62) Ihro Wohl-Ehrwürden Herr *F..*, *Pastor* zu *U..*.

63) Madame *S..*! Ich küsse Ihnen die Hände.

Schrift gehört; sie läßt sie gleich holen. Das müssen Sie wissen, Herr Autor, daß Madame N. . . eine artige und lebhafte Frau ist, die von aller Welt Böses spricht, und die sehr empfindlich ist, wenn man etwas sagt, das auf sie gehen kann. Sie liest ihr Mährchen, und versteht es nicht. Sie liest die Wahrsagungen, und freut sich und lacht, und kömmt endlich auf eine Stelle, in welcher sie glaubt getroffen zu seyn; ob sie gleich auf hundert Personen von ihrem Charakter gehen kann. Sie beißt in die Lippen, legt das Buch weg und sagt zu ihren Töchtern: Der Autor ist ein Mensch, vor dem man sich hüten muß. Sehen Sie, Herr Autor, das wird die Welt von Ihrer Schrift sagen, und das wird die Belohnung für Ihre Mühe seyn! Wenigstens acht und vierzig Feinde haben Sie sich durch Ihre Wahrsagungen gemacht. Wie sehr haben Sie sich in Ihrer schmeichelhaften Hofnung betrogen! Aber sie hatten vergessen, daß Sie auch zu der Welt gehören, die heute den ersten April feyert.

Drittes Buch,

enthält

den Schlüssel

zu den

sieben mal sieben Wahrsagungen.

VT. NEMO. IN SESE. TENTAT. DESCENDERE. NEMO.

AT. PRAECEDENTI. SPECTATVR.

MANTICA. TERGO.

Persius.

Nach dem Urtheile der meisten Leser ist eine Satyre ohne Schlüssel ein sehr unnützes und unangenehmes Werk. Dieses Urtheil würde ungerecht seyn, wenn man Satyren schriebe, um der Welt eine Verachtung, oder einen Abscheu vor den Thorheiten beyzubringen, und wenn man Satyren läse, um sich zu bessern. Da wir aber aus der Erfahrung wissen, daß nur wenige in dieser Absicht Satyren schreiben und fast niemand in der Absicht sie liest; so sehe ich nicht, warum ich ein solches Urtheil verdammen soll. Meine Wahrsagungen werden um deswillen gefallen, da ich die Originale meinen Lesern schon einigermaßen durch die Anmerkungen kenntlich gemacht habe, und da ich sie in gegenwärtigem Schlüssel der ganzen Welt bloß stellen will. Wie sehr wird diese Schrift gelesen werden, da ich keinen Menschen schone, und da die ehrwür-

Die Fortsetzung folgt künftig.

Die versprochne Fortsetzung.

Wenn ein Satyrenschreiber die billige Absicht hat, durch seine Schriften nur die schädlichen und unanständigen Thorheiten der Menschen verhaßt, oder lächerlich zu machen, ohne einen Menschen persönlich zu beleidigen; so kann ihm allerdings nichts empfindlicher seyn, als der liebloſe Vorwitz derjenigen, welche zu allen Charaktern ein Original aufsuchen und sich mit Fertigung der Schlüssel zu seinen Satyren ohne Beruf beschäftigen.

Ich habe mich, gleich bey dem Anfange meiner Schriften, sehr weitläuftig über diesen Punkt erklärt, und meinen Lesern so wohl durch eine Aufgabe allgemeiner Abschilderungen, als durch Bekanntmachung verschiedner Briefe über die vermeynten Entdeckungen dieſer Abschilderungen gezeigt *), wie ungewiß ihre Vermuthungen sind, wie beleidigend eine solche Beschäftigung und wie unanständig sie sey.

Das schmeichelhafte Vergnügen, die lächerlichen Thorheiten an andern zu suchen, um selbst desto vollkommner zu scheinen, ist vermuthlich einem groſsen Theile meiner Leser zu angenehm, als daß dergleichen Vorstellungen vermögend gewesen wären, sie davon abzubringen. Ich habe sie bey aller Gelegenheit wiederholt, ich habe glimpflich und auch bitter gebeten, daß sie durch Fertigung ihrer Schlüssel mich nicht verhaßt und

*) S. den Vorbericht vom Misbrauche der Satyre im ersten Theile der satyrischen Schriften.

und sich hiche lächerlich machen sollten; aber meistentheils habe ich vergebens gebeten.

Da dieser vierte Theil der letzte Theil meiner satyrischen Schriften seyn soll und ich wohlbedächtig den Entschluß gefaßt habe, niemals, so lange ich noch leben werde, einige Aufsätze dieser Art der Welt bekannt zu machen *); so hielt ich es für nöthig, noch einen Versuch zu thun, ob es denn gar nicht möglich sey, meinen Lesern einen Widerwillen gegen diese lächerliche Deutungssucht beyzubringen, und ob ich sie nicht wenigstens auf diese Art überführen könne, wie ungereimt sich ihr menschenfeindlicher Witz beschäftige, wenn sie nur aufmerksam sind, Thoren unter ihren Mitbrüdern zu suchen, ohne sich selbst zu finden.

Ich ließ vor einigen Wochen das Mährchen vom ersten April an einem auswärtigen Orte, unter verstelltem Namen und auf so eine Art drucken, daß ich gewiß hoffte, unerkannt zu bleiben. Die sieben mal sieben Wahrsagungen, welche in der That nichts, als ganz allgemeine Charaktere enthalten, bezeichnete ich in den Anmerkungen durch willkührliche Buchstaben und sagte meinen Lesern in das Ohr, wie etwan die Originale heißen möchten. Im dritten Buche versprach ich einen deutlichen Schlüssel dazu zu geben, und brach eben da ab, wo ich glaubte, daß die deutende Neugier gewisser Leser am stärksten seyn würde.

Ich habe dadurch alles erlangt, was ich suchte, und noch mehr, als ich zu erlangen wünschte. Ich ha-

*) S. den Vorbericht zum vierten und letzten Theile der satyrischen Schriften.

habe erfahren, daß beynahe keine Hoffnung mehr übrig sey, diesen Lestern eine Schoosssünde abzugewöhnen, die ihrer Neugier und ihrer Eigenliebe so angenehm ist. Viele haben sich die wenigen Wochen hindurch beschäftiget, theils abgeschmackte, theils lächerliche, theils gefährliche Auslegungen zu machen, nachdem einer oder der andre von ihnen abgeschmackt, lächerlich oder boshaft war. Und am meisten haben sich diejenigen mit Fertigung der Schlüssel den Kopf zerbrochen, von denen ich doch mit gutem Gewissen nicht einmal verlangen kann, daß sie denken sollen. Viele haben ihre Vermuthungen aus dem Formate, andre aus einer gewissen Art der Orthographie, und noch andre von dem Drucke und Papiere abgeleitet. Man hat den Verfasser an verschiedenen Orten gesucht, und ich habe das Vergnügen gehabt, unbemerkt, hinter meinem ausgestellten Bilde, gute und böse, gegründete und unvernünftige Urtheile, von Schustern und von Kenzern zu hören. Ich werde keine von allen beantworten; aber das ist mir nahe gegangen, daß ich habe erfahren müssen, wie man rechtschaffne und unschuldige Männer, die ich zum Theil woher niemals gekannt habe, durch dergleichen ungerechte Auslegungen lächerlich zu machen und zu beschämen gesucht hat.

Dieser ehrenrührige Muthwille einiger meiner Leser nöthigt mich, nicht länger verborgen zu bleiben. Sie werden sich schämen, wofern es anders nicht zu spät ist, dergleichen von ihnen zu hoffen, wenn ich ihnen den Schlüssel zu denen Anmerkungen gebe, die den Charaktern in den sieben mal sieben Wahrsagungen untergesetzt sind. Sie werden nunmehr finden, und ich wünschte, sie fänden es zu ihrer Demüthigung, wie sehr sie sich

übertrift haben, wenn sie glauben, den süßen Herrn S** zu kennen, welcher dort rechter Hand wohnen sollte, wenn man nach dem Markte zugeht. a) Sie werden sich wundern, daß der eigennützige Hagestolz N** T** derjenige nicht ist, an den sie dachten. b) Sie werden es dem Herrn Sekretär E** abbitten, daß sie ihm Liebe zum Witze gegeben haben, welches doch sein Fehler gar nicht ist. c) Der Clarissimus Dominus R. kann vielleicht ein Pedant seyn; aber ich kenne ihn nicht, und verlange nicht, ihn zu kennen, und doch dauert er mich, weil ich nicht ihn allein, sondern alle Pedanten gemeynt habe. d). Herr I** Pastor zu U** e) ist eine Wohlehrwürden in der Luft; ich weis von ihm nicht ein Wort, und der ehrliche Mann, den man dafür ausgeben wollen, hat es blos der Ueberredung eines seiner Kollegen zu danken, der vielleicht eifersüchtig ist, daß er sich nicht auch durch Verstümmelung eines Gesangbuchs in seinem Marktflecken hat verewigen können. Die übrigen Auslegungen übergehe ich mit Stillschweigen; theils sind sie mir zu empfindlich, theils kann ich nicht glauben, daß man sie wirklich gemacht hat, und viele habe ich auch wegen der kurzen Zeit, seit welcher das Mährchen bekannt worden ist, noch nicht erfahren. Aber daß sie alle ungegründet sind, das will ich gleich erweisen.

Auf

a) S. in den sieben mal sieben Wahrsagungen, Anmerk. 7.

b) Ebendas. Anmerk. 13.

c) Ebendas. Anmerk. 17.

d) Ebendas. Anmerk. 58.

e) Ebendas. Anmerk. 62.

Auf dem Titelblatte zum dritten Buche ſteht der Vers:

VT. NEMO. IN. SESE. TENTAT. DESCENDERE. NEMO.

AT. PRAECEDENTI. SPECTATVR. MANTICA. TERGO.

Perſius.

Setzt man nun aus den ſieben mal ſieben Wahrſagungen die Buchſtaben, welche, wie die Anmerkungen ſagen, die Anfangsbuchſtaben von den Namen der geſchilderten Originale ſeyn ſollen, zuſammen; ſo kömmt dieſer Vers in ſeiner richtigen Ordnung heraus. Das iſt der Schlüſſel! Ich will ihn hier ganz einrücken, damit ich meine Ausleger ganz beſchäme.

1. Kennen Sie den Herrn V.. T.. nicht? V
2. Seine Gläubiger werden es gleich errathen, daß ich den Herrn von N.. meyne. T. N
3. Der Graf E.., iſt Ihnen der unbekannt? E
4. Der Herr Rath M.. mit der wichtigen Miene eines O.. M O
5. Der Mann iſt mir zu tückiſch, den mag ich nicht kennen. I
6. Viel Glücks, Hochweiſer N.. d. N
7. Der ſüße Herr S.., der dort rechter Hand wohnt, wenn man nach dem Markte zugeht. S
8. Arme E..! du dauerſt mich, und das weis ich nicht, wie deinem guten Namen wieder aufzuhelfen iſt. E
9. Die Mademoiſelle S.. iſt es, die der Himmel geſchaffen hat, den ungetreuen Seladon zu beſtrafen. S

10. Der leichtsinnige E . ., er ist unglücklich, aber er hat die Strafe verdient. E.
11. 12. Ich könnte wohl ihre Namen ganz nennen: denn T . . und E . . sind zu arm, als daß Sie sehr bekannt wären: aber doch dauern sie mich, daß sie nunmehr bekannt werden sollen. T E
13. Mit Ihrer Erlaubniß, Herr N . . T . ., daß ich sie ein wenig bekannter mache. N
14. Das ist meine Nachbarinn, die kostbare A . . A
15. Die unglückliche T . . T.
16. Zu deutsch, der Herr Baron von D . . D
17. Der Herr Sekretär E . ., ein Mann, dessen ganze Lunge witzig ist. E
18. Die gekrönte S . . S
19. So zärtlich waren die Schmeicheleyen ihres ersten Mannes C . . nicht. C
20. Der Herr Licentiat E . . r. E
21. Dieses Schlachtopfer heißt N . . in. N
22. Und dieser ihr Henker heißt D . . D
23. Ich habe ihn schon genennt; er heißt Erill. E.
24. Der ungetreue R . . R
25. Wie gesagt, AgnEsen. E
26. N . . a, welche dort so vergnügt unter ihrem Flore lacht. N
27. Sein Vater, der reiche E . ., hätte sein Geld vorsichtiger ausgelehnt. E
28. Man wird auf verschiedne rathen; aber es ist niemand, als Ihro Excellenz, der Graf M . . M
29. Marx Israel O . . O.
30. Mich dünkt, er heißt A . . A
31. T . ., Iuris utriusque Doctor. T.

32. Schon

32. Schon die ehrliche Miene macht den leichtgläubigen P.. kenntlich, wenn ich ihn auch nicht nennte. P

33. Der Taugenichts R.. k. R

34. A.., und wer ihn von Person will kennen lernen, der lese die Zeitungen, wo er in kurzem mit Steckbriefen verfolgt werden wird. A

35. E.. heißt dieser prächtige Narr. E

36. Sein wahrer Name ist C.. und wer mir nicht glauben will, der frage nur den Juwelierer. C

37. Bisher hat er E.. geheißen; aber vermuthlich wird ihn der Sohn nöthigen, diesen Namen zu verändern, den in ganz Paris keine Marquisinn aussprechen kann, so deutsch klingt er. E

38. Auf seinen Ballen steht D.., und über der Hausthüre wird es auch mit dem gewöhnlichen Kaufmannszeichen und einem heuchlerischen Soli Deo Gloria kommen, um zugleich seinen Vornamen und sein Vaterland auszudrücken. D

39. Wer kann sonst ein solcher Thor seyn, als Herr E.. E

40. Und dieser ist mein Freund N.. h. N

41. Der junge T.., und wenn es nach ihm geht, in kurzem der Herr von T.. T

42. Seit diesem Augenblicke Ihro Hochwohlgebornen Gnaden, der Herr von I.., Erb-Lehn- und Gerichts-Herr auf ꝛc. I.

43. Der streitbare S.. S

Seine gebietende Magd wird ihn zwar nur

den alten Hund nennen; eigentlich aber heißt er P.. E..

45. Der Herr von C.., so lange er außerhalb Landes war; aber bey uns C schlecht weg.

46. Wenn es doch T.. gestehn wollte, daß sie nur die Eifersucht zu diesem Entschlusse gebracht hat!

47. Junker A.., der Fuchsjäger.

48. Mein Nachbar T..

49. Der prächtige Name V.. R.. M.. würde sich gewiß auf seinem Grabmale vortrefflich ausgenommen haben.

50. Der redliche, aber unzufriedne A..

51. Meister N.., Bürger und Zinngießer allhier.

52. Dieser lärmende Wohlthäter heißt T..

53. Sein Name heißt I... Ich wundre mich, daß er ihn nicht auch schon etliche mal verändert hat.

54. Wer sonst als Ex: Quam pulchrum est, digitis monstrari, et dicier: HIC est!

55. Der handfeste C... Cur non dictus Hylax?

56 Κατ' ἐξοχὴν, den AuTorEm.

57. .....

58. Clarissimus Dominus R.

59. Und zwar der Herr Doktor G...

60. Man darf nur die Quartanten lesen, die seit zehn Jahren heraus gekommen sind, so wird man auf den meisten Titeln finden: Autore O.., P.. E..

61. Eigentlich heißt er R.. S..; aber der finstre Mensch

Mensch siehe es nicht gern, daß man seinen Namen nennt. R S

62. Ihro Wohlehrwürden Herr I . . , Pastor zu U. I U

63. Madame S . . ! Ich küsse Ihnen die Hände. S.

Also liegt der Schlüssel zu den sieben mal sieben Wahrsagungen in den Versen des Persius:

Vt nemo in sese tentat descendere, nemo!
At praecedenti spectatur mantica tergo!

Damit mich auch diejenigen verstehen, welche der lateinischen Sprache nicht kundig sind und vielleicht die meisten Schlüssel zu den sieben mal sieben Wahrsagungen gefertiget haben; so will ich ihnen zu ihrer Erbauung sagen, was diese Verse heißen:

Wie thöricht sind wir Menschen, daß wir niemals in unsern eignen Busen greifen, niemals unsre eignen Fehler sehen wollen; und daß wir nur alsdann scharfsichtig sind, wenn wir die Fehler unsrer unschuldigen Mitbürger ausspähen!

Abbitte und Ehrenerklärung.

Da ich itzt von meinen Lesern mit dem ernstlichen Vorsatze Abschied nehme, niemals wieder einige satyrische Schriften der Welt bekannt zu machen; so betrachte ich mich als einen Sterbenden, der seinen umstehenden Freunden die Hand giebt, und diejenigen von ihnen beweglichst um Verzeihung bittet, von denen ihm sein erwachendes Gewissen sagt, daß er sie beleidigt habe.

In den vier Theilen meiner satyrischen Schriften ist nicht eine Seite, wo nicht zum wenigsten Ein Thor in seiner angenehmen Eigenliebe und der beruhigenden Zufriedenheit über seine Verdienste gestört worden ist. Ich habe ihm nichts, als nur Wahrheiten gesagt; aber auch schon das ist heut zu Tage ein unverantwortliches Verbrechen! Hätte ich Vernünftige und Tugendhafte beleidigt, so würde die Anzahl meiner Feinde vielleicht noch zu übersehen seyn; aber ich spottete der Thoren, und die halbe Welt ward erbittert. Ich erschrecke, wenn ich mit gelassenem Gemüthe an die Verwegenheit gedenke, die ich gehabt habe. Was soll ich anfangen? Das einzige Mittel, welches noch übrig ist, meine Fehler zu verbüßen, ist eine öffentliche Abbitte und Ehrenerklärung, die ich denenjenigen thun will, an welchen ich mich mit meinen beleidigenden Wahrheiten versündigt habe. Die Messe ist zu nahe und mein Verleger zu ungeduldig, als daß ich bey allen denjenigen,

gen, welche mein Satyr gegeißelt hat, um Vergebung bitten konnte. Es mag itzt bey einer Probe sein Bewenden haben, die ich von meinem reuigen Autorgewissen und von dem ernstlichen Verlangen geben will, das ich habe, mich mit allen Thoren auszusöhnen. Ich hoffe, sie sollen nicht unversöhnlich seyn; und erlange ich durch diesen Versuch die gewünschte Vergebung, so soll es eine von meinen ersten und wichtigsten Beschäftigungen seyn, allen denjenigen Abbitte und Ehrenerklärung zu thun, die ich in gegenwärtiger Abhandlung nicht habe nennen können.

* * *

Meine Spöttereyen über diejenigen Mäcenaten, welche nur der Mißbrauch und der Hunger unsrer Schriftsteller zu Mäcenaten macht, sind ungerechte Spöttereyen gewesen. Was habe ich nöthig gehabt, ihnen ihre Unwissenheit, ihren schlechten Geschmack und ihre Härte gegen die nothleidenden Musen vorzuwerfen, da alles dieses so vornehme Fehler sind, welche die Mode rechtfertigt? Nicht an ihnen liegt die Schuld, sondern an ihren bettelnden Klienten. Wer heißt denn diesen, einen Mann zum Mäcenaten zu machen, der vielleicht ein guter Mäkler ist? Von schönen Wissenschaften hat er gar keinen Geschmack; aber fragt ihn etwas von reichen Stoffen, von Spitzen, von einer Tracht, von Aufputzung der Zimmer, von Einrichtung der Equipage, von einem Lotterieplane; ihr werdet über seinen Geschmack erstaunen! Gegen die Musen ist er hart; aber warum können die Musen nicht bellen und wiehern? denn gegen seine Hunde und Pferde ist er sehr großmüthig. Mit einem Worte: die Schuld

liegt nur an unsern Scribenten, welche bey der Wahl ihrer Gönner so unvorsichtig und eigenmüthig sind. Wenn sie einen reichen Mann finden, den macht ihr Hunger gleich zum Mäcenaten. Dieser erschrickt, er widersetzt sich, er schamt sich, er will es nicht seyn; aber er muß es schlechterdings werden: denn er kann es bezahlen. Das heißt Mäcenaten pressen, wie man Matrosen preßt. Ist es ihre Schuld, wenn sie ungeschickte und unwissende Mäcenaten sind?

* * *

Ich gestehe es, an unsern Dichtern habe ich mich oft versündigt; ich würde untröstbar seyn, wenn ich es an guten Dichtern gethan hätte; aber ich habe mich nur an unsern Reimern versündigt. Ich habe sie für niederträchtige Schmeichler gehalten, für Leute, welche die göttlichste der schönen Wissenschaften den Vornehmen und dem Pöbel verächtlich machen. Ich hielt sie für übermüthig, und diesen Uebermuth für desto lächerlicher, da es gemeiniglich nur der Stolz eines schmutzigen Bettlers war; mit einem Worte, ich lachte über sie; und eben das geht mir nahe; ich hätte über sie weinen sollen. Kann wohl irgend ein Mensch eine traurigere Rolle zu spielen haben, als ein Poet von dieser Art? Ungeachtet dieses zuversichtlichen Stolzes, welcher ihn von seiner eignen Größe überzeugt, kriecht er vor den Füßen eines kargen Wohlthäters herum. Nektar und Ambrosia ist die tägliche Kost, womit er sich an der Tafel seiner Götter speist; und doch singt er um einen Bissen Brodt vor der Tafel seines Mäcenaten. Die Schätze beider Indien sind in seinen großmüthigen Augen eine verachtungswürdige Last für den, der sie besitzt.

Nur

Nur die Tugend macht reich: das hat er heute früh einem reichen Wucherer zum Geburtstage vorgereimt; und nun wartet er vor der Thüre desselben schon vier Stunden lang vergebens und mit hungriger Ungeduld auf einen Louisdor. Wie empfindlich muß es diesen unglücklichen Kreaturen seyn, die muthig auf die Unsterblichkeit trotzen, und gleichwohl schon itzt unbemerkt und ungelesen sterben! Und doch habe ich so lieblos seyn können, über dergleichen preßhafte Personen zu spotten! Es reut mich, und die nachdrücklichste Abbitte und Ehrenerklärung wird diese seyn, wenn ich sie versichere, daß ich den Frevel, mit welchem ich mich an ihrem Laster vergriffen, nunmehr eben so ernstlich verabscheue, als sie den Eigennutz, den Hochmuth, die Wollust und die betrübte Niederträchtigkeit verabscheuen.

* * *

Wie ungerecht die Spöttereyen über den Geizigen sind, das kann man auch daraus abnehmen, daß über seinen Geiz niemals die nächsten Erben, es müßten denn junge Verschwender seyn, sondern nur Freunde spotten, für die er nicht geizig ist. Ich habe schon bey einer andern Gelegenheit gesagt, daß eine mehr als stoische Tugend dazu gehört, wenn ein Geiziger seine ganze Lebenszeit hindurch sorgen, sich ängstigen, an den nothdürftigsten Sachen Mangel und Gebruch leiden soll, und dieses nur darum, damit er sein Geld einem Fremden, den er oft nicht einmal kennt, überlassen möge, und damit dieser Fremde desto ruhiger und vergnügter lebe, und mitten in seinen Verschwendungen über den alten Narren lachen könne, den er beerbt hat. In meinen Augen verdient jener weise Thor, welcher,

um ruhig zu seyn, sein Geld ins Wasser warf, die Bewunderung bey weitem nicht, welche dieser Geizige verdient, der Reichthümer zusammen scharrt, um zu verhungern: denn darüber ist gar keine Frage, welcher von beiden am meisten verdient, ein Patriot zu heißen. Aber man thut sehr unrecht, wenn man glaubt, daß ein Geiziger gar kein Vergnügen habe. In der ganzen Welt kann, wie ich mir gewiß vorstelle, kein Vergnügen größer seyn, als das Vergnügen eines Geizigen in dem Augenblicke ist, wenn er vor dem Kasten kniet und die gefüllten Säcke ansieht. Hier übersieht er in einem engen Raume alle Pracht, allen Rang, alle Wollust, alle Verdienste, alle Freundschaft. In diesem Kasten voll verpfändeter Juwelen fährt eine Excellenz mit sechs Pferden, zwölf Bedienten und einem breiten Bande. Hier bindet er einen Sack auf, und sieht darinnen den unausgebildeten Stoff zu einem Barone. Sechs Rittergüter liegen darneben in etlichen andern Beuteln. Hinter jenen Wechselbriefen eines großen Hofmanns guckt dessen Fräulein Tochter, ein liebenswürdiges Kind, hervor, die der Vater gewiß gegen die Wechselbriefe vertauschte, wenn unser alte Geizige sich entschließen wollte, Rang und Güter zu kaufen, und die Hand seiner Tochter an sich zu handeln. Gärten, kostbare Kleider, Musik und Gastereyen stecken alle in diesem einzigen Sacke. Wenn er jenen Beutel mit tausend Dukaten daran wagen will; so schaffe ich ihn für vier hundert Dukaten zum Vater des Vaterlandes; vier hundert Dukaten will ich einer gewissen ehrwürdigen Gesellschaft geben, und in kurzem soll er der heilige Harpax seyn; für hundert und acht und achzig Dukaten will ich ihm ein Dutzend Zueignungsschriften gewähren, die ihn, ungeachtet seiner Bar-

ba-

dern, zum Beschützer der Musen, ungeachtet seiner Dummheit, zum Mäcenaten, ja, wenn er es verlangt, zum Apoll machen sollen, ob er schon beynahe weiter nichts, als zählen, schreiben und lesen kann. Zwölf Dukaten sind von diesem Sacke noch übrig; was fange ich damit an? Gut! für zwölf Dukaten soll ihm der fließendreimende Dus verewigen und ihm einen Theil seiner Unsterblichkeit abtreten. Alle diese Glückseligkeiten siehet Harpax vor sich in seinem Kasten liegen. Er könnte sie genießen; er lächelt auch in der That schon, welches er seit der letzten Messe nicht gethan hat. Sehe ich recht? Er bindet wirklich schon einen kleinen Sack auf, und nun wird der reiche Harpax anfangen, großmüthig, mildthätig, vernünftig zu seyn; nun wird er doch endlich einmal sein Geld mit Verstande genießen! . . . O nein! Er nimmt nur einen halben Gulden heraus, um sich die Schuhe besohlen zu lassen. Er sieht seinen halben Gulden freundschaftlich an, nimmt mit traurigen Blicken auf ewig von ihm Abschied, schließt den Kasten sorgfältig zu und bittet den Himmel, daß er ihm sein bißchen Armuth behüten und nicht zulassen wolle, daß er noch in seinem hohen Alter Noth leiden müsse. Wie viel glückliche Vorzüge hat dieser Geizige, welche diejenigen nicht wissen, oder nicht wissen wollen, die ihn für einen Thoren halten!

* * *

Die Ordnung, meine Abbitte und Ehrenerklärung zu thun, trifft nun den Erben des Geizigen, den Verschwender. Da ich ihn itzt recht betrachte; so finde ich so viel Gutes an ihm, als ich an vielen kaum finde, die man doch für Vernünftige hält. Nur aus

Hoch-

Hochachtung für seinen Geizigen rechtfertige er dessen Thorheiten durch weit größre Thorheiten. Durch unsinnige Verschwendung verbüßt er den sündlichen Wucher seines Erblassers und stößt die erpreßten Reichthümer von sich. Er wagt Ehre und Glück daran, um ein Märtyrer der großen Wahrheit zu werden, daß heut zu Tage das ganze Verdienst den Menschen im Gelde bestehe. Denn ehe er noch erbte, war er unbekannt und verachtet; nun zieht er die Augen der ganzen Stadt auf sich, und alle, die schmeicheln und verdauen können, sind seine Freunde; aber in kurzem wird er arm, und also wieder eben so unbekannt und verachtet seyn, wie vorher. Alle seine Handlungen, die uns so rasend scheinen, sind unumstößliche Beweise, daß er denkt, wie ein Philosoph. Er kennt die Flüchtigkeit des Lebens; er weiß, daß alles Vergnügen ungewiß und vergänglich ist, daß derjenige sein Alter am höchsten gebracht hat, welcher nicht eine Minute ungenützt und ohne Vergnügen verstreichen läßt; er weiß, daß allemal das Andenken der vergangnen Wollust stärker und empfindlicher ist, als das Vergnügen des gegenwärtigen Genusses; das alles weiß unser Philosoph, und eben das ist die Ursache, warum er heute so lebt, als ob er morgen todt seyn würde. Wie viel ungereimte Urtheile würde ich vermieden haben, wenn ich alles dieses so überlegt hätte, wie ich es itzt überlege! Meine Uebereilung gieng so weit, daß ich diesen Verschwender in das Hospital bringen wollte, nach welchem er doch selbst mit starken Schritten zueilt! Damit er sehen soll, daß diese Abbitte und Ehrenerklärung mir ein Ernst sey; so will ich ihn mit meiner Aufmerksamkeit bis an die Thüre des Hospitals begleiten, und alsdann

kann will ich der einzige von seinen Freunden seyn, der ihn bedauert.

* * *

Ich habe unrecht gethan, daß ich die herumirrenden Goldmacher für Betrüger angesehen, die sich von der Leichtgläubigkeit derer ernähren, die von ihren hungrigen und bettelnden Händen Reichthümer hoffen. Warum giebt man ihnen den verhaßten Namen eines Betrügers, da sie nichts thun, als was man in den artigsten und ansehnlichsten Gesellschaften täglich thut, da sie nämlich nur andern etwas versprechen, das sie nicht halten können, da sie andre etwas lehren wollen, das sie selbst nicht verstehen, und da sie von ihrer Unwissenheit und der Leichtgläubigkeit andrer sich ein wollüstiges und bequemes Leben zu verschaffen wissen? Seine Gnaden beehren, sie versprechen Interessen zu geben, das Kapital richtig wieder zu bezahlen, sie nehmen dabey Gott zu Hülfe, und noch über dieses thun sie ihren treuherzigen Gläubigern tausend gnädige Versicherungen: aber Seine Gnaden bezahlen weder Interessen noch Kapital; die gnädigen Versicherungen verwandeln sich in einen unversöhnlichen Haß, so bald der Gläubiger ungestüm genug ist, sein Geld wieder zu fodern. Der treuherzige Thor, welcher so viel von der Gnade seines Schuldners hofte, büßt seine Hofnung und sein baares Geld ein. Ich will ihm nicht rathen, daß er so vermegen sey, seinen Schuldner das zu nennen, was er ist: wenn er mir folgen will, so soll er hingehen, ihm die Weste küssen und sich zu gnädiger Protektion empfehlen. Meine Leser, die zu leben wissen, werden dieses billig finden. Aber warum finden sie es denn nicht auch billig, daß

nun

man die Betrügerey des elenden Goldmachers entschuldigt, den nur der Hunger zum Betrüger macht; da im Gegentheil unser vornehmer Schuldner die armen Gläubiger an den Bettelstab bringt, nur um seine Wollust und Pracht noch einige Zeit zu unterstützen; da dieser Schuldner seinen Gläubigern an einem einzigen Galatage mehr kostet, als der Goldmacher seinen Freunden in einem Jahre? Dieser ist noch so billig und entflieht dem Galgen, so bald er merkt, daß seine Betrügereyen entdeckt sind; aber jener rollt trotzig mit seiner prächtigen Equipage durch die Gassen, sein verarmter Gläubiger, der eben itzt an dem Laden eines Kaufmanns um ein Allmosen bittet, springt auf die Seite, um von den Pferden nicht zertreten zu werden; er bückt sich demüthig vor seinem Schuldner und wird kaum angesehen. Mich dünkt, dieses Exempel, so wahr es ist, so deutlich und so überzeugend ist es auch, daß man künftig einen herumstreichenden Goldmacher so gar einen ehrlichen Mann nennen wird, so bald man sich auf Seite Gnaden besinnet.

* * *

Es ist ein paarmal geschehen, daß ich diejenigen getadelt habe, die sich von den Gaukeleyen der herumirrenden Goldmacher verführen lassen, und von einem nackichten Bettler unsägliche Schätze hoffen. Ich habe die Sache besser überlegt, und nun glaube ich, daß sie zu entschuldigen sind. Ihr ganzer Fehler besteht darinnen, daß sie hoffen; ein Fehler, der uns Menschen so natürlich und schmeichelhaft ist! Kleant hofft Schätze von seinem Goldmacher zu erlangen; und Arist hofft nunmehr zwanzig Jahre auf sein

Glück

Glück bey Hofe. Putin, ein künstlicher Erbschleicher, überhäuft seinen alten Nachbar nun schon in das zehnte Jahr mit Geschenken, und weiß nicht, daß sein alter Nachbar ohne Testament sterben wird. Wie viele Schriftsteller durchwachen ihr ganzes Leben, schreiben sich hypochondrisch, schimpfen und machen sich lächerlich, und erwarten die Belohnung von dem Beyfalle der Nachwelt; aber schon zehn Jahre vor ihrem Tode sind sie vergessen! Entschuldigt man die Hofnung des Arist, des Patins und unsrer großen Gelehrten, und will doch die Hofnung des ehrlichen Kleants nicht entschuldigen?

* * *

Kein Mäkler, der von einem unmündigen Verschwender fünf und zwanzig pro Cent genommen hat, kann so ängstliche Gewissensbisse empfinden, als ich itzt empfinde, da ich diejenigen Stellen übersehe, wo ich von dem Frauenzimmer mit einer Art geredet habe, die freylich einer Schmeicheley nicht gar zu ähnlich sieht. Itzt fühle ich erst, Madame, wie gerecht die Vorwürfe gewesen sind, welche Sie mir oft darüber gemacht haben. Ich sehe Sie, als eine Bevollmächtigte Ihres ganzen Geschlechts an; und eben um deswillen werfe ich mich vor Ihnen auf meine Knie, bezeuge Ihnen die bußfertigste Reue, küsse Ihre Hände und bitte um Vergebung. Könnte man wohl eine verwegnere Lästerung erdenken, als die war, da ich sagte, daß man dem Frauenzimmer wenigstens die Hälfte der menschlichen Fehler vorwerfen könne, da sie die Hälfte des menschlichen Geschlechts ausmachten? Ich habe die Verwegenheit gehabt, zu sagen, daß Selinde eitel genug ist,

auf ihre Schönheit stolz zu seyn; daß Clarinde die Verdienste anderer nur nach dem äußerlichen Putze schätzt; daß Leonore von der ganzen Stadt Böses spricht; daß Celsa durch ihre Rangstreitigkeiten die freundschaftlichsten Familien in Uneinigkeit verwickelt; daß Alcinedore durch ihren unüberlegten Aufwand den Mann an den Bettelstab und ihre Kinder um das Brodt bringt; daß die fromme Agneſe unversöhnlich wütet, so bald sie beleidigt wird; daß es bey Rosamunden ein Theil ihres Gottesdienstes ist, wenn sie sich geputzt in der Kirche sehen läßt; daß Florinde sich weder der Wirthschaft, noch der Erziehung ihrer Kinder annimmt, welche doch gewisser ihre, als ihres Mannes Kinder sind; daß Kalliste pedantisch stolz ist, weil sie noch etwas mehr versteht, als das Kochen; daß eine Frau aus der großen Welt zu heurathen, für viele ein gewisser Schritt zum Hospitale ist; daß Gurda eine Thörinn ist, weil ſie noch so eitel seyn kann, ihrem verrunzelten Gesichte Anbeter zu erbuhlen.

Das alles und vielleicht noch mehr zu sagen, habe ich die Verwegenheit gehabt! Ich erschrecke über dieses Sündenregister! Es ist alles wahr, was ich gesagt habe; es ist vielleicht nur der dritte Theil von dem, was ich hätte sagen können. Ich habe nur eine Gurda genannt, und doch kenne ich in der Stadt, wo ich itzt wohne, zwey hundert Schwestern von ihr, und hundert in der Stadt, wo ich sonst gewohnt habe; aber alles dieses rechtfertigt mich nicht. Hätte ich nicht überlegen sollen, daß man einem Frauenzimmer niemals verdrüßliche Wahrheiten sagen darf, daß man ihnen nur schmeicheln, daß eine Schmeicheley von dieser Art bey vielen das einzige Mittel ist, ihre Freundschaft zu er-

wahren, daß wenn ihre Thorheiten wenigstens entschuldigen muß, wenn sie gar zu merklich sind, als daß man sie ganz übersehen könnte? Und wie unbesonnen habe ich gehandelt! Wie viel würden wir Mannspersonen verlieren, wenn das Frauenzimmer durch dergleichen Vorwürfe, und lehrende Satyren anfienge, seine Fehler zu erkennen! Den Augenblick darauf würden sie auch unsre Fehler kennen, und die Hälfte der Anbeter würde von ihren Nachttischen verscheucht werden, wenn sie durch die Erkenntniß ihrer eignen Fehler lernen sollten, daß die Hälfte ihrer Anbeter lächerliche Thoren sind. Was für Verwüstungen hätte ich in der galanten Welt anrichten können! Tausend Mannspersonen hätte ich grausam um ihre Verdienste gebracht, deren ganze Verdienste in einer feinen Manschette, in einem wohlzugeschnittenen Kleide, in neumodisch gekräuselten Haaren, in einer unverschämten Lebhaftigkeit und in einem allerliebst artigen Faseln bestehen.

Gnade, Madame! Ich will mich auf den Mund schlagen. Nur noch das einzigemal wirken Sie mir bey Ihrem Geschlechte Vergebung aus. Sehen Sie meine Wahrheiten für unüberlegte Jugendfehler an. Seit gestern bin ich älter geworden; heute denke ich viel gründlicher und weit gefälliger. Dieses ist meine Abbitte; sind Sie damit zufrieden? — Auch noch einen Widerruf wollen Sie haben? Gut! Hier haben Sie eine förmliche Palinodie; Fragen Sie Kalliſten, was das heisse?

* * *

Hätte Belindt nicht Ursache, auf ihre Schönheit stolz zu seyn, da diese Schönheit ihren ganzen Werth

anbetrachte, und da ſie alle Tage ſiehet, daß man nichts, als bloß Schönheit an ihr bewundert? Schon in ihren erſten Kindheits-Jahren wurde ſie darum gerühmet, daß man ſie ein allerliebſt ſchönes Kind nannte. In den Jahren, wo die Mädchen anfangen, die Anfangsgründe der Wiſſenſchaften zu verſtehen, verſtunden ſich die Schmeichler ſchon, ihr Lob mit ſolchen Worten vor den ſittigen Ohren ihrer ſtudirenden Augen; ein anderer lehrte ihren Mund; der dritte übte ihre runde Hand mit einer ſchmeichleriſchen Empfindung; alle bewunderten ihre Schönheit und keiner ſagte ein Wort von ihrem Verſtande, oder ihrer Tugend. Was es wohl anders möglich, als daß Sidonie ſich von Jugend auf gewöhnen mußte, zu glauben, der ganze Werth einer Perſonnage beſtehe in der Schönheit, und daß ſie Verſtand und Tugend, als einen ſehr gefährlichen Nebenumſtand anſehe, da Mannsperſonen, als die ſich bey Zeiten anmaſſen, vom Verſtande und von der Tugend zu urtheilen, immer gegen ſie niemals und nur einigemal gegen ihre alte Tanten einen einfältigen? Daß die Mannsleute Ihro gewogen ſind, hat ſie weder ihrem Verſtande, noch ihrer Tugend, ſondern bloß ihrer unſchuldigen Blöße und einem unſchuldigen Herzen zu danken, welches vor vielen Jahren auf ihrem Bette ihrem Manne ſo unſchuldig war. Noch iſt, da ihr Mann, welcher ja blind wird, ſo oft ſeine Frau nackend ſiehet, noch ihr Leben rein, ſie hat keine Kinder und unterſchiedene Mannsperſonen bekennen, wo keine ſie weiter ſuchen, als bloß ihre Convenienz hier. Sidonie-Sidonie! daß eigentlich deine Schmeichler der Mannsleute, ſondern ſie deinen Schmeichler geworden: denn ſie ſuchte ſie

ſie,

sein, daß diese Schmeichler aus eiteln und gemeiniglich unanständigen Absichten, sehr flüchtige und zufällige Vorzüge an ihr bewundern, und daß ein jedes Lob, welches man nur ihrer Schönheit giebt, nichts anders als ein stillschweigender Vorwurf ist, daß man sie in zehn Jahren, und vielleicht noch eher, mit Verachtung ansehen werde. Mit einem Worte: Nur wir Mannspersonen sind Schuld daran, daß die schöne Selinde eine eitle Thörinn ist. Und doch bin ich so ungerecht gewesen, ihr einen Vorwurf zu machen, der nur auf uns Mannsverſonen zurück fallen sollte! Versichern Sie Selinden, Madame, daß mir diese Uebereilung sehr nahe geht, und daß ich aus wahrer Reue ein Gelübde gethan habe, alle Leute zu versichern, daß sie anfange, häßlich, aber auch vernünftig zu werden. Wird Selinde wohl mit dieser Schmeicheley zufrieden seyn? Was glauben Sie davon, Madame?

* * *

Sonder Zweifel erwartet Orimene eben dergleichen Abbitte und Ehrenerklärung von mir, da ich ihr Schuld gegeben habe, daß sie die Verdienste andrer nur nach ihrem äußerlichen Putze zu schätzen gewohnt sey. Wenn sie zwar diesen Vorwurf unparteyisch überlegen will, so wird sie gestehen müssen, daß ich Recht habe; aber auch nicht einmal gegründete Vorwürfe soll man dem Frauenzimmer machen. Es ist wahr, Orimene, welche das Unglück hat, nicht gar zu schön zu seyn, ist den ganzen Tag über beschäftigt, den Mangel ihrer Schönheit durch einen wohl gewählten und in die Au-

ausmacht, und da sie alle Tage hört, daß man nichts, als diese Schönheit an ihr bewundert? Schon in ihren ersten kindischen Jahren ward sie daran gewöhnt, daß man sie ein allerliebst schönes Kind nannte. In den Jahren, wo die Mädchen anfangen, die Aufmerksamkeit der Mannspersonen zu verstehen, verdoppeln sich die Schmeicheleyen. Einer von ihren Anbetern zerschmolz vor den feurigen Blicken ihrer strahlenden Augen; ein andrer besang ihren Mund; der dritte küßte ihre runde Hand mit einer ehrerbietigen Entzückung; alle bewunderten ihre Schönheit und keiner sagte ein Wort von ihrem Verstande, oder ihrer Tugend. Was ist es wohl anders möglich, als daß Selinde sich von Jugend auf gewöhnen mußte, zu glauben, der ganze Werth eines Frauenzimmers bestehe in der Schönheit, und daß sie Verstand und Tugend, als einen sehr gefährlichen Nebenumstand ansahe, da Mannspersonen, welche sich das Recht anmassen, vom Verstande und von der Tugend zu urtheilen, davon gegen sie niemals und nur einigemal gegen ihre alte Mutter etwas erwähnten? Daß sie Kleantens Frau geworden ist, das hat sie weder ihrem Verstande, noch ihrer Tugend, sondern blos ihrer reizenden Miene und einem wohlgewählten Antuze zu danken, welcher vor etlichen Jahren auf einem Balle ihrem Manne so gefährlich war. Noch itzt, da ihr Mann, welcher zu leben weiß, sie als seine Frau weiter nicht liebt, noch itzt findet man sie von einer Menge Männer und unverheuratheter Mannspersonen belagert, von denen sie weiter nichts, als Lobsprüche ihrer Schönheit hört. Verstünde Selinde diese eigennüzigen Schmeicheleyen der Mannspersonen, so würde sie dadurch sehr gedemüthiget werden: denn sie würde sehen,

sen, daß diese Schmeichler aus eiteln und gemeiniglich unanständigen Absichten, sehr flüchtige und zufällige Vorzüge an ihr bewundern, und daß ein jedes Lob, welches man nur ihrer Schönheit giebt, nichts anders als ein stillschweigender Vorwurf ist, daß man sie in zehn Jahren, und vielleicht noch eher, mit Verachtung ansehen werde. Mit einem Worte: Nur wir Mannspersonen sind Schuld daran, daß die schöne Selinde eine eitle Thörinn ist. Und doch bin ich so ungerecht gewesen, ihr einen Vorwurf zu machen, der nur auf uns Mannspersonen zurück fallen sollte! Versichern Sie Selinden, Madame, daß mir diese Uebereilung sehr nahe geht, und daß ich aus wahrer Reue ein Gelübde gethan habe, alle Leute zu versichern, daß sie anfange, häßlich, aber auch vernünftig zu werden. Wird Selinde wohl mit dieser Schmeicheley zufrieden seyn? Was glauben Sie davon, Madame?

* * *

Sonder Zweifel erwartet Orimene eben dergleichen Abbitte und Ehrenerklärung von mir, da ich ihr Schuld gegeben habe, daß sie die Verdienste andrer nur nach ihrem äußerlichen Putze zu schätzen gewohnt sey. Wenn sie zwar diesen Vorwurf unpartheyisch überlegen will, so wird sie gestehen müssen, daß ich Recht habe; aber auch nicht einmal gegründete Vorwürfe soll man dem Frauenzimmer machen. Es ist wahr, Orimene, welche das Unglück hat, nicht gar zu schön zu seyn, ist den ganzen Tag über beschäftigt, den Mangel ihrer Schönheit durch einen wohl gewählten und in die Au-

gen fallenden Anputz zu verbergen. Sie ißt und trinkt, sie schläft, sie putzt sich, und untersucht den Putz anderer; das ist seit funfzehn Jahren ihr Beruf, den sie mit solcher Sorgfalt beobachtet, als wenig Leute ihren Beruf in Obacht zu nehmen pflegen. Sie steht mit einer kunstrichterlichen Miene am Fenster, und läßt alle Westen und Manschetten, alle Andriennen und Kopfputze die Musterung paßiren. Der junge Herr, welcher dort die Allee herunter getanzt kommt, hat eine reiche Weste und dergleichen Aufschläge, von einem ganz neuen und sehr guten Geschmack. Sie kann gar nicht begreifen, warum der Hof diesem liebenswürdigen Menschen die Präsidentenstelle abgeschlagen hat. Wer ist der finstre Mann in dem abgetragnen Sammetkleide und der altväterisch gestickten Weste, welcher dort in der Hausthüre mit zween armen Bürgern so gelassen und freundschaftlich spricht? . . Ist das möglich! Also ist dieser der würdige Präsident, an welchem der Hof so viele Verdienste gefunden hat? Was ist das für eine Perücke! Unfehlbar muß er die Perücke auch anstatt der Nachtmüze brauchen: denn sonst könnte sie unmöglich so verwirrt aussehen. Und die Manschetten! Ganz gewiß sind das noch Erbstücken von seinem seligen Vater? Sehe ich recht? Unmöglich! Doch wahrhaftig, ja! Zwey Löcher hat er in den schwarzen Strümpfen! Gerechter Himmel! Und einen solchen Mann macht der Hof zum Präsidenten? Das arme Land! Auf diese Art beurtheilt Grimene die Verdienste der Menschen, wenn sie in ihrem Erker Gericht hält; auf diese Art theilt sie die Aemter aus, und setzt andre von ihren Aemtern ab; auf diese Art prüft sie ihre Freunde und Freundinnen; sie lobt und tadelt auf diese Art.

Aber

Aber thut Orimene etwas anders, als was wir alle Tage thun? Bey dem ersten Anblicke eines Menschen ist sein Anzug der entscheidende Umstand, ob wir ihn hochschätzen, oder verachten sollen. Sind diese Vorurtheile übereilt, so wird gemeiniglich viel Zeit und kein genauer Umgang erfodert, wenn wir diese übereilten Vorurtheile ändern sollen. Ein vernünftiger Mensch wird die Gelegenheit zu dergleichen Vorurtheilen wider sich vorsichtig vermeiden und nach seinen Umständen den äußerlichen Putz sorgfältig einrichten, weil dieser allemal eher in die Augen fällt, als sein Verstand, den man erst suchen muß. Und doch will man Orimenen es übel nehmen, daß sie es ihre einzige Beschäftigung seyn läßt, den Anputz zu untersuchen und nach solchem die Verdienste der Menschen zu bestimmen? Ist dieses ein Fehler von ihr, so sind auch an diesem Fehler nur die Mannspersonen Schuld. Alle, die mit ihr umgegangen sind, haben sich mehr von Spitzen und Stoffen mit ihr unterhalten, als von ernsthaften Sachen. Ein jeder hat darinnen des andern besondern Geschmack zu übertreffen gesucht: und weil ein jeder Eigenliebe genug gehabt, Orimenen zu versichern, daß er Verstand und Verdienste besitze; so hat endlich Orimene glauben müssen, daß in dem äußerlichen Anputze und in der Kunst, selbigen zu beurtheilen, Geschmack und Verdienste bestehen. Sind also wir Mannspersonen nicht die unglückliche Ursache, daß Orimene alle ihre Tugenden dem Schneider und der Putzmacherinn zu danken hat, und daß sie ganz ohne Verdienste ist, so bald sie sich ausgekleidet hat?

Leonore, welche von der ganzen Stadt Böses spricht, hat es bloß meinem zerknirschten Gemüthe und meiner übertriebenen Buße zu danken, daß ich auch ihr eine Abbitte und Ehrenerklärung thue, da sie doch weit mir selbst so oft und so viel Böses gesprochen hat. Der nachdrücklichste Widerruf, den ich ihnen kann, wird dieser seyn, wenn ich die Ursache anzeige, warum sie von der ganzen Welt in einem Tage mehr Böses spricht, als die ihr so fürchterlichem Sachwenschreiber in zwanzig Jahren nicht können drucken lassen. Leonore hat Witz; sie fühlt ihn und wünscht, daß dieser Witz bemerkt und bewundert werden möge. Ist dieses ja ein Fehler, so ist es doch ein männlicher Fehler, den sie mit vielen Gelehrten und mit allen witzigen Leuten gemein hat. Denn spottet der Religion, um gelesen und von andern Narren bewundert zu werden. Pfaff schwieret die gröbsten Spöttereyen wider den Petrarch, wider die Religion, wider seine Obern und wider alle, denen er Hochachtung und Ehrfurcht schuldig ist: warum? Um gelesen und von andern Narren bewundert zu werden. Und Leonore redet von der ganzen Stadt Böses, damit sie in Gesellschaften gehört und ihr Witz bewundert werde. Wie viele Sittenlehrer predigen Tugend, ohne die Tugend zu kennen! Unendliche Vorzüge vor ihnen hat Leonore, welche alle Ausschweifungen, alle lächerlichen Fehler, alle Thorheiten, die sie von andern erzählt, selbst und aus der Erfahrung sehr genau kennt. Niemand weiß die kleinen Hahnreyhistorien so gut, wie sie, zu erzählen; aber

auch

auch niemand weiß so gut, wie sie, was dazu gehört. Der Hochmuth ihrer Nachbarinn ist für ihre Spötterey eine unerschöpfliche Quelle, aber diese hochmüthige Nachbarinn hat ihr den Rang streitig gemacht. Wollen sie Lorenzen recht lebhaft und beredt sehen, so reizen sie nur seitige auf Henrietten Spielsucht: denn Henriette hat ihr in voriger Woche zwanzig Dukaten abgewonnen. Die Frau Doktorinn ist ein eitler, lächerlicher und heterischer Affe; warum? Lorenze hat mir gesagt; denn die Frau Doktorinn hat ihr den nächsten Ball verrathen, mit dem sie bey dem letzten Balle sich selbst übertreffen wollte. Habe ich also nicht recht gesagt, daß Lorenzens Spöttereyen weit schändlicher sind, als alle moralische Tugendpredigten unserer strengen Sittenrichter, da Lorenze alle Thorheiten selbst kennt und aus eigner Erfahrung über sie spottet? Aber Lorenze gewinnt bey diesen bittern Spöttereyen sehr viel. Wenn sie mit dem Finger auf einen Thoren weist, so sieht jedermann auf diesen Thoren, und auf sie niemand. Wie ruhig kann nunmehr Lorenze ihre eignen Fehler genießen! Ich habe schon oben gesagt, daß Lorenze vornehmlich von denenjenigen so viel Böses von andern spricht, damit sie ihren Witz zeigen könne: es fällt mir gleich ein, daß diese Entschuldigung darum sehr erheblich ist, weil man niemals aufmerksamer ist und niemals mit mehrerm Beyfalle lacht, als wenn sie Böses spricht. Zwingt sie sich aber ja einmal und redet von ihrem Nächsten Gutes, so wird sie nicht bemerkt, am wenigsten bewundert: denn Seladon pfeift gedankenlos, ohne auf sie zu hören; Marcis legt die Falten seiner Manschetten in Ordnung und trellert; der fürstliche Rath gähnt und seine alte Gemahlinn spricht mit einer ver-

boßhaften Heyfälligkeit, wenn sie hört, daß Sie noch so viel Gutes von ihrer Freundinn erzählt: Ist das möglich? Hum! Ja, es mag eine ganz ehrbare Frau seyn. Je nun! man muß zu allen Sachen das Beste reden! Aber es ist heute erschrecklich schwüles Wetter; wir kriegen auf den Abend gewiß ein liebes Gewitter. Können sie es Leonoren, die auf ihren Witz so stolz ist, wohl verdenken, wenn sie durch Spöttereyen die Aufmerksamkeit und den Beyfall der Gesellschaft zu erhalten sucht, da sie beides verliert, wenn sie von ihrem Nächsten Gutes spricht? Hat sie ja Unrecht, so fällt die Hälfte der Verantwortung auf ihre Gesellschaft, welche die Verläumdung liebt. Ich bitte Sie, Madame; sagen Sie es Leonoren, wie vortheilhaft ich ihre ungerechte Sache vertheidigt habe. Es ist gewiß Schade, daß ich kein Advokat geworden bin!

* * *

Aber wie werde ich es machen, daß die hochmüthige Celsa auf ihren unterthänigsten Wurm herabsieht, da ich sie mit der unehrerbietigen Wahrheit beleidigt habe, daß sie durch ihre Rangstreitigkeiten auch die freundschaftlichsten Familien in bittre Feindschaft verwickelt? Diesen Ehrgeiz werde ich nicht besser entschuldigen können, als wenn ich die Ursachen derer erzähle, welche Celsen zu diesen Feindseligkeiten bewogen. Celsa hat das seltne Glück, sich selbst zu kennen; und dieses hat sie von ihren Vorzügen dergestalt überzeugt, daß sie die Pflichten gegen sich selbst verletzen würde, wenn sie nicht diesen Vorzügen ihr Recht wiederfahren lassen wollte.

Da

Da sie es einmal so weit gebracht hat, von ihren eignen Vollkommenheiten überführt zu seyn; so ist, wie man leicht glauben kann, dieses eine von ihren angenehmsten Beschäftigungen, daß sie täglich neue Vollkommenheiten an sich ausspähet, und ihrem Schöpfer die Ehre thut, sich zu bewundern. Diese eigne Bewunderung würde für sie nur halb so angenehm und erbaulich seyn, wenn sie nicht mit einer bittern Aufmerksamkeit die Unvollkommenheiten andrer untersuchte. Aus dieser Untersuchung kann nichts anders als Mitleid, oder Verachtung kommen: denn alle Personen, die sie noch zur Zeit hat kennen lernen, stehen so unendlich weit unter ihr, daß sie es bloß der unerforschlichen Langmuth des Himmels zuschreibt, daß dergleichen unedle Geschöpfe mit ihr in die Welt gesetzt sind und mit ihr leben. Sie will, so viel möglich, dieses Versehen der Natur wieder gut machen; sie entzieht sich daher des Umganges mit diesen verächtlichen Geschöpfen, die sich auch Menschen nennen, gänzlich, oder, wenn sie das nicht thun kann, so will sie doch ihre Vorzüge vor ihnen behaupten. Sie weiß das Sprüchwort, daß man nicht mehr Ehre hat, als man sich selbst giebt; sie giebt sich also so viel Ehre, als sie ihren Vollkommenheiten schuldig zu seyn glaubt. Und da diese freylich andern Leuten so deutlich nicht in die Augen fallen, so behauptet sie diese Vorzüge mit Zank und Heftigkeit: und wenn jemand so verwegen ist, ihr zu widerstehen, so ist ihr Mann, wenn er anders ihrer nicht unwürdig seyn will, allerdings schuldig, sie zu vertheidigen und ihr durch den Beystand des Richters Gerechtigkeit zu verschaffen. Das nennen ihre Feinde Rangstreitigkeiten; aber sie nennt es eine Pflicht gegen sich selbst. Wenn alle diese Ent-

schuldigungen ein wenig zu tiefsinnig und metaphysisch vorkommen möchten, dem will ich noch deutlichere Ursachen angeben, die allerdings mehr in die Augen fallen. Wollen wir es etwan der Celsa verdenken, daß sie mit feindseligem Sturme und mit Beleidigung anderer einen Rang behauptet, der ihr, wie sie überzeugt ist, gehöret? Wie viel hat es sich Celsa kosten lassen, in diesen Stand zu kommen, in dem sie itzt lebt! Sie überließ ihre Hand einem Manne, welcher wie der Pöbel dachte und wie der Pöbel lebte. Durch seine Ausschweifungen war sein getrechtlicher Körper noch ehrlicher und seine dicke Seele noch dünner geworden. Er hatte sich in eine drückende Last von Schulden gesteckt, die er nicht bezahlen konnte; aber seine Geburt und sein Amt gaben ihm einen gewissen Rang, welcher Celsen so ansehnlich vorkam, daß sie ihm alle seine Mängel und Unzugenden verzieh und auch ihre Reichthümer ihm überließ. Ist es wohl unbillig, daß sie sich dafür bezahlt macht und den Rang mit Ernst behauptet, dem sie ihren Geschmack und ihr Vermögen aufgeopfert hat? Noch eins: ihr Vater war der niederträchtigste Wucherer in der Stadt, um sich einen kleinen Vortheil zu verschaffen, war ihm keine Erniedrigung zu schimpflich: diesen Fehler ihres Mannes muß sie wieder gut machen. So oft sie einen Rangstreit anfängt, so oft glaubt sie das Andenken ihres Vaters aus dem Staube zu erheben und einen Theil ihrer kindlichen Pflicht zu erfüllen. Sehen Sie, gebietende Celsa, wie viel Gewalt ich mir und der Wahrheit anthue, Ihren Ehrengeiz zu vertheidigen! Verzeihen Sie mir meinen Unterfehler, den ich begangen habe. Ich lege mich zu Ihren Füßen und schwöre Ihnen bey Ihnen selbst, daß ich es künf-

tig

als keinem Menschen wieder sagen will, daß Sie eine hochmüthige Thörinn sind, welche den Mangel eigner Vollkommenheiten dadurch verbergen will, wenn sie andern ihre Vorzüge streitig macht.

* * *

Ich kann es nicht läugnen; ich habe gesagt, daß Alcimedore durch einen unüberlegten Aufwand ihren Mann an den Bettelstab und ihre Kinder um das Brod bringe; aber ich hätte bedenken sollen, daß dieß ein sehr gemeiner Fehler ist, der Alcimedoren bey der heutigen Welt eben so viel Ehre bringt, als nachtheilig er ihr vor hundert Jahren gewesen seyn würde. Ihr Mann heurathete sie, weil er sie für reich hielt: er verlangte also von ihr Geld, nicht aber, daß sie eine vernünftige Frau, eine vorsichtige Wirthinn, oder eine sorgfältige Mutter seyn sollte. Was er verlangte, hatte sie ihm gegeben; also kann er weiter nichts von ihr fodern. Ihr Vermögen war bey weitem so ansehnlich nicht, als er glaubte. Demungeachtet hat sie als Frau ein Recht, noch zehnmal so viel aufzuwenden, als ihr Vermögen beträgt. Wird ihr Mann bankrott, was kann das ihr schaden? Desto vortheilhafter wird es für sie seyn. Ja, wenn man die Sache genau und recht unpartheyisch ansehen will; so ist ihre Verschwendung nichts, als eine Art von guten Werken, zu denen sie ihre Pflicht und ihr Gewissen verbindet: denn sie bringt dasjenige Vermögen wieder unter die Leute, das ihr Mann auf so vielerley unverantwortliche Art zusammen wuchert. Aber sie bringe doch ihre unschuldi-

gen

gen Kinder um das Brod? Was für ein alemodirischer Gedanke! Sorgt denn bey uns die Mutter für das Brodt der Kinder, oder muß das der Vater thun? Bey dem vertrautesten Umgange mit ihrem Manne und ihres Mannes Freunden, ist das niemals ihre Hauptabsicht gewesen, Mutter zu werden; da nun die Kinder wider ihren Willen leben, können sie der Mutter wohl zumuthen, daß sie für ihr Leben sorgen soll? Mit einem Worte: Aleimedore verschwendet; sie bringt ihren Mann an den Bettelstab; sie stürzt ihre Kinder in die verächtlichste Armuth: aber Aleimedore ist eine Frau, die zu leben weiß.

* * *

Daß die fromme Agneſe unversöhnlich wäre, wenn sie beleidigt wird; das ist auch eine von den unüberlegten Wahrheiten, die mir itzt viel Gewissensruhe machen. Agneſe hat gute Ursachen, sich sehr leicht zu erzürnen. Sie weiß ihre tugendhaften Vollkommenheiten, die ihr einen so ansehnlichen Rang über alle sündige Menschen verschaffen. Ist es nicht eine Verwegenheit, wenn ein Mensch, der kaum halb so viel betet, sich unterstehen will, sie zu beleidigen? Das Andenken ihrer jugendlichen Ausschweifungen muß ihr empfindlich seyn, wenn man sie daran erinnert und sie dadurch in der schmeichelhaften Einbildung einer heiligen Vollkommenheit stört. Wer sie beleidigt, der beleidigt die ganze Kirche. Sie ist ihre unversöhnliche Wut der Religion schuldig, um andre abzuschrecken, daß sie diejenigen nicht verwegen antasten, welche der Religion so

viel

viel Ehre machen. Agnese verdammt mit einer lieblosen Zuversicht; aber sie versäumt keine Kirche. Sie ist neidisch über das unverdiente Glück andrer Menschen; aber sie hat eine Predigt gestiftet. Es ist wahr, sie wuchert mit Pfändern und drückt ihre armen Schuldner unbarmherzig; aber sie hat auch der Kirche einen kostbaren Schmuck geschenkt. Sie läßt die Dürftigen hungern und preßt einem armen Bettler durch ihre grausamen Vorwürfe Thränen aus, ehe sie ihm ein trockenes Stück Brodt zuwirft; aber sie fastet alle Wochen einmal. Sie ist rachsüchtig und wütet unversöhnlich, wenn sie beleidigt wird; aber sie ist fromm.

* * *

Ich will es gestehen, es ist von mir ein großer Leichtsinn gewesen, daß ich Rosamunden Schuld gegeben habe, es sey ein Theil ihres Gottesdienstes, wenn sie sich geputzt in der Kirche sehen läßt. Rosamunde thut in der Kirche mehr nicht, als was andre Frauenzimmer an ihrem Nachttische thun. Sie bewundert sich und läßt sich bewundern. Ein jeder, von welcher Sekte er auch sey, verdient eine gewisse Hochachtung, wenn er das, was er in seiner Religion glauben soll, mit Ueberzeugung und mit einem bescheidnen Eifer glaubt; und diese Hochachtung verdient Rosamunde doppelt. Sie hat es der Unterweisung ihrer Mutter, deren völliges Ebenbild sie ist, zu danken, daß sie von der Religion überhaupt sehr bequeme Begriffe und insbesondre vom Sonntage diesen hat, daß er nichts anders sey, als ein gewisser Tag in der Woche, wo das

Frauen-

Frauenzimmer zwo Stunden eher aufsteht, als an den andern Tagen, um sich die Haare auf das sorgfältigste frisiren zu lassen und ein Kleid anzulegen, welches die andächtige Aufmerksamkeit der Nebenchristen auf sich ziehen kann, in deren Gesellschaft man drey Stunden lang stille sitzt, um bewundert zu werden und andere zu richten. Rosamunde glaubt, daß nur zu diesem Ende der Sonntag erdacht sey! und das glaubt sie mit einer so lebhaften Ueberzeugung, daß sie seit ihrem zehnten Jahre nicht einen einzigen Sonntag ausgesetzt hat, ihren Gottesdienst auf diese Art zu verrichten. Hätte man ihr bessere Begriffe von der Religion beygebracht, so würde sie eben so wohl im Stande seyn, sich nach diesen bessern Begriffen mit Eifer zu richten. Aber, da sie nur das erbauende Exempel ihrer wertheſten Mama vor sich gehabt hat, da alle, die mit ihr reden, nur von Göttlem und Andacht reden; so kann man es ihr gar nicht verdenken, daß Exempel und Schmeicheley sie, bey ihrer natürlichen Eigenliebe, zu einer solchen Abgötterey gegen ihre kleine Person gebracht haben. Das muß man wohl bedenken, wenn man billig seyn will; und so billig hätte ich auch seyn sollen!

* * *

Wie werde ich es bey Florinden verantworten können, von der ich gesagt habe, daß sie sich weder der Wirthschaft, noch ihrer Kinder annehme, welcher doch gewisser von ihr, als von ihrem Manne sind? Vielleicht

leicht hat sie es nicht einmal übel genommen: denn Florinde kennt die Welt. Die Zucht der Kinder überläßt sie dem Gesinde. Sie würde es für einen sehr empfindlichen Vorwurf halten, wenn ich ihr nachrühmen wollte, daß sie eine gute Wirthinn sey, weil sie wohl weiß, daß dieses eine sehr bürgerliche Tugend ist. Und am allerwenigsten wird sie darüber empfindlich, wenn man ihre Treue gegen den Mann in Zweifel zieht, da dieses nur ein stärkerer Beweis ihrer Schönheit, ihrer Verdienste und der Hochachtung ist, welche die Welt für sie hat. Und also hat sie vielleicht meine Wahrheit nicht einmal übel genommen! Aber gesetzt auch, es wäre geschehen; so weiß ich ein Mittel, sie wieder zu besänftigen. Bey der nächsten Gelegenheit will ich ihr eine Schmeicheley auf Unkosten andrer Frauenzimmer sagen; ich will sie mit boshaften Neuigkeiten von ihrer Freundinn versehen, damit sie in Zusammenkünften Gelegenheit habe, witzig zu seyn; allenfalls spiele ich mit ihr und lasse sie gewinnen; und wenn sie bey aller dieser Bosse noch unversöhnlich bleibt, so will ich die Rolle eines Anbeters nehmen, damit ich die Zahl ihres zärtlichen Trosses vermehre und ihr das Vergnügen mache, mich verachten zu können. Denn das wünscht ihr Ehrgeiz, daß sich die Anzahl ihrer Anbeter vermehre, und daß sie einige darunter habe, bey welchen es ihr nicht schwer ankömmt, grausam zu seyn. Ich glaube, ich bin demüthig genug, wenn ich mich dieser Strafe unterwerfe.

Kalliste ist pedantisch stolz, weil sie etwas mehr versteht, als das Kochen. Ich habe das gesagt, es ist wahr; aber wenn auch Kalliste diesen Fehler hat, so ist sie wenigstens zu entschuldigen. Und am meisten müssen wir Mannspersonen sie entschuldigen, weil wir nur an diesem Fehler, wie an den meisten Fehlern der Frauenzimmer, Ursache sind. Wir fürchten uns zu sehr vor dem fähigen Verstande und Witze des weiblichen Geschlechts, als daß wir uns Mühe geben sollten, ihren Verstand und Witz sorgfältig zu bilden und sie an dem Ruhme der Gelehrsamkeit Antheil nehmen zu lassen. Sie würden uns einen gewissen Vorzug entreissen, welcher beynahe der einzige noch ist, den wir vor ihnen behaupten. Wir sind schon eifersüchtig genug, daß für sie die Schönheit ein vorzügliches Geschenk der Natur ist: ich nehme unsre männlichen Puppen zu Zeugen, daß wir auf dieses Geschenk eifersüchtig sind. Schon der natürliche Verstand unsrer Frauenspersonen ist so durchdringend, daß es für unsre angemaßte Herrschaft doppelt gefährlich seyn würde, wenn wir diesen natürlichen Verstand durch Fleiß, Bücher und gelehrte Bemühungen noch mehr ausbilden wollten. Es ist dieses ohnedem mit noch der Schatten der Herrschaft, mit der wir uns brüsten, da wir alle andre Arten der Herrschaft schon seit undenklichen Jahren an das weibliche Geschlecht verloren haben. Wir ersticken daher mit einer tyrannischen Vorsicht alle Begierde, welche das Frauenzimmer bewegen könnte, ihren

ihren Verstand durch Schriften und Gelehrsamkeit noch mehr auszubilden. Und weil wir es nicht wagen dürfen, den Frauenzimmern solches ernstlich zu verbieten, da sie, als Frauenzimmer, gewohnt sind, dasjenige am eifrigsten zu thun, was ihnen am schärfsten verboten wird, so wissen wir sie durch andre Beschäftigungen zu zerstreuen. In vorigen Zeiten ließ man sie für den größten Theil der Wirthschaft sorgen und übergab ihnen die Erziehung der Kinder; und diese zwo Beschäftigungen waren weitläuftig genug, sie von der gelehrten Neugierde abzuhalten. Da in neuern Zeiten die meisten unsrer Weiber auf den bequemen Einfall kamen, die Last der Wirthschaft und der Kinderzucht auf ihre niedrigsten Bedienten zu legen; so waren die Männer so sinnreich, ihnen Tonnen vorzuwerfen, mit denen sie sich bey ihrem Müßiggange beschäftigen sollten. Man gab ihnen bunte Karten in die Hände und war so glücklich, ihnen diesen Zeitvertreib so angenehm zu machen, daß sie gar keine Bücher weiter, als diese, verlangten, und daß viele von ihnen ganz außer Stande waren, bey einer andern Gelegenheit, als beym Spielen zu denken. Durch eine übertriebene Schmeicheley über ihre Schönheit brachte man ihnen von ihrer ersten Jugend an die eitele Begriffe bey, daß ihr ganzer Werth nur in der Schönheit bestehe. Die Folge davon war natürlich: ihre Bemühung zog sich von allen andern Beschäftigungen ganz ab und gieng bloß auf die Erhaltung dieses Vorzugs. Weil aber doch die Mannspersonen nicht im Stande waren, bey allen Frauenzimmern die Begierde zu schönen Wissenschaften zu unterdrücken; so fiel

man auf ein sehr beobachtens Mittel. So bald ein Frauenzimmer nur ein wenig mehr verstund, als man wollte, daß ein Frauenzimmer von der Gelehrsamkeit verstehen sollte; so machte man sie durch übertriebne Lobsprüche schwindlicht und beredete ihre Eigenliebe, welche schon vorhin geneigt genug war, es sich bereden zu lassen, daß sie das witzigste, gelehrteste und vollkommenste Frauenzimmer, und wo nicht gar Minerva, doch zum wenigsten eine zehnte Muse sey. Dadurch benahm man ihr den Gedanken, weiter zu gehen, welches sie bey ihrer Vollkommenheit nunmehr für überflüssig hielt. Sie blieb an dem Fusse des Parnasses stehen, beschäftigte sich mit witzigen Tändeleyen und wurde von dem verrätherischen Lobe der Mannspersonen trunken. So ist es Kallisten ergangen. Habe ich also etwas Unrechtes gesagt, wenn ich behauptete, daß ihr pedantischer Stolz ein Fehler der Mannspersonen sey? Verstünde Kallisto diese Sprache unsrer Schmeicheley, so würde sie darüber sehr kleinmüthig werden. Man erstaunt, daß sie ein wenig von Gelehrsamkeit und wohl gar Verse plaudern kann; so wie man einen Papagoy bewundert, welcher menschliche Töne nachplaudern kann, ungeachtet ihn die Natur nur zu einem Papagoy erschuf. Könnte für Kallistens Stolz wohl etwas demüthigenders seyn, als dieser beleidigende Beyfall?

* * *

Daß ich behauptet habe, eine Frau aus der großen Welt zu heurathen, sey für viele ein gegründeter Schrekk

zum

zum Hospitale; das ist das wenigste, was ich von den Ehen Nachtheiliges gesagt habe. Aber doch erkenne ich mein Unrecht. Und damit ich die Welt von meiner Reue recht nachdrücklich überzeuge; so will ich mit öffentlich alles das Böse vorbehalten, das ich, von den Ehen zu sagen, die Verwegenheit gehabt habe. Ich habe über Männer gespottet, welche, weder nach Verstande, noch Tugend, noch Erziehung zu fragen, sich auf ewig mit Frauenzimmern, bloß wegen ihrer Schönheit verbanden, von welchen sie wissen konnten, daß sie nach einem Jahre nicht mehr, wenigstens für sie nicht mehr reizend seyn würden. Aber Greif ließ sich von keiner Schönheit blenden. Zwar Verstand, und Tugend und Erziehung waren das auch nicht, was er verlangte: Er suchte Geld; und doch hielt ich ihn für einen Thoren. Ein Mann, der, zu dem gemeinen Besten, in seinem funfzigsten Jahre ein feuriges Mädchen von funfzehn Jahren heurathet, war vor meinem Spotte eben so wenig sicher, als eine Frau von funfzig Jahren, welche sich einbildet, daß die Schmeicheleyen ihres jungen Bräutigams ihr, und nicht ihrem Gelde gemacht werden. Ich hatte angemerkt: daß Frauenzimmer, so bald sie ihrem Manne die ewige Treue zugeschworen, sich mit einemmale von dem jungfräulichen Zwange des Wohlstandes losrissen und ohne Vorsicht alle Ausschweifungen begiengen, die sie vorhin nur im Stillen gewünscht, oder mit der größten Behutsamkeit begangen hatten. Zuweilen stellte ich sehr erbauliche Betrachtungen an, wie es kommen müsse, daß wir Mannspersonen allem Frauenzimmer mit aller nur erdenklichen Höflichkeit begegnen

nen und allen offenbare Schmeicheleyen sagen, nur unsern Weibern nicht; und ich glaubte, gefunden zu haben, daß sich Mann und Frau vornehmlich um deswillen so kaltsinnig begegnen, weil es unter ihnen eine heilige Pflicht ist, sich zu lieben. Der Aufwand, den heut zu Tage der Wohlstand, oder welches einerley ist, der Hochmuth vieler Weiber erfodert, schien mir eine sehr gegründete und beynahe die vornehmste Ursache zu seyn, daß die ansehnlichsten Häuser am meisten in Schulden stecken. Eine Frau von dieser Art zu heurathen, war in meinen Augen der deutlichste Beruf, bankrott zu werden. Ich zittere, wenn ich die Verwegenheit überdenke, die ich gehabt habe, so viele Bitterkeiten von dem Frauenzimmer und von der Ehe zu sagen! Es würde sich entschuldigen lassen, ja gewissermaßen wäre es meine Pflicht gewesen, dergleichen zu sagen, wenn es Frauenzimmer von dieser Art in der Welt gäbe. Aber, da, bekannt ist, daß kein Frauenzimmer, welches schön ist, nicht auch zugleich Verstand und Tugend und Erziehung habe; daß eine Frau, welche ihren Mann reich macht, ihn auch durch Bescheidenheit und anständige Wirthschaft glücklich macht; daß ein junges Mädchen von funfzehn Jahren, welches einen abgelebten Mann heurathet, den Wohlstand und ihre Pflicht niemals vergißt; daß keine alte Wittwe ihren jungen Bräutigam nicht aus Wollust, sondern nur aus Freundschaft liebt; daß unsre Frauenzimmer, so bald sie verheurathet sind, beynahe noch vorsichtiger und tugendhafter leben, als vorher, da sie wohl wissen, daß eine unbedachtsame Aufführung nicht allein die schänd-

lich-

lichsten Vorwürfe über ihr ganzes Haus bringt, sondern auch ihren eignen Anbetern verächtlich ist; da es bekannt, wenigstens bey uns ausgemacht ist, daß die Weiber durch eine gefällige Freundlichkeit sich nur ihrer Männer Liebe und Hochachtung zu erhalten suchen, ohne um den Beyfall anderer Mannspersonen zu buhlen; daß in vernehmen Häusern die Weiber bey ihrem Aufwande niemals vergessen, was sie dem ehrlichen Namen ihrer Männer, und dem künftigen Wohl ihrer Kinder schuldig sind; da alles dieses bekannt ist, da man nicht ein einziges Exempel anführen kann, welches meine Vorwürfe und Spöttereyen rechtfertigen könnte; so weiß ich meine Verleumdung mit gar nichts zu entschuldigen; ich habe nicht einmal das Herz, um Vergebung zu biten.

* * *

Gewiß, Gurda, Sie hätten keinen vortheilhaftern Augenblick, als diesen erwarten können, eine Abbitte und Ehrenerklärung von mir darüber zu verlangen, daß ich Sie für eine Thörinn erklärt habe, weil Sie noch so eitel sind, Ihrem verrunzelten Gesichte Anbeter zu erbuhlen. Ich bin itzt so zerknirscht und niedergeschlagen, daß ich nicht einmal diese Wahrheit zu vertheidigen Muth genug habe. Ich will es Ihnen abbitten. Ich will sagen, daß Ihre dürren Hände die Wolle, den Schnee, und ich weiß selbst nicht was übertreffen, daß die Blicke Ihrer Augen

noch eben so reizend und gefährlich sind, wie sie vor vierzig Jahren gewesen seyn mögen; daß Ihr alter Mund bezaubert, wenn er lächelt; daß . . . mit einem Worte, ich will Sie so unverschämt loben, daß Sie es selbst für eine Unwahrheit halten sollen, so groß auch sonst Ihre Eigenliebe ist. Können Sie wohl mehr von mir verlangen?

* * *

Sehen Sie, Madame, ich habe mein Wort redlich gehalten. Sind Sie mit diesen Abbitten und Ehrenerklärungen zufrieden? Mich dünkt, Sie können es wohl seyn. Ich will noch mehr thun, damit ich mich mit Ihnen und Ihren Freundinnen ganz aussöhne. Der fünfte Theil meiner satyrischen Schriften soll von nichts, als von dem Lobe der Frauenspersonen handeln. Aber ich ersuche Sie, Madame, die Gütigkeit zu haben und Ihre Freundinnen dahin zu vermögen, daß mir eine jede von ihnen ein ausführliches Verzeichniß ihrer Tugenden und Vollkommenheiten einsende, weil ich vielleicht selbst nicht scharfsichtig genug seyn möchte, solche bey allen wahrzunehmen, und weil ich weiß, daß viele von ihren eignen Vorzügen weit mehr überzeugt sind, als sich ein Fremder davon überzeugen kann. Madame, ich küsse Ihnen die Hände.

Daß

Daß in meinen Augen die Heuchler so abscheuliche Kreaturen waren, daran ist niemand Schuld, als meine fromme Mutter, welche mir immer vorsagte, daß in einem Heuchler der Stoff zu einer jeden Art von Schelmen liege. Ich danke es dem Umgange mit der großen Welt, daß ich itzt billiger von den Heuchlern urtheile. Und warum soll ich nicht billiger urtheilen, da ein Heuchler nichts thut, als was alle diejenigen zu ihrem guten Nutzen und mit großem Beyfalle thun, die zu leben wissen? Sie verstellen sich, sie halten eine Maske vor das Gesicht, um nicht erkannt zu werden, sie wollen die Welt bereden, daß sie gewisse Vollkommenheiten besitzen, die ihnen wirklich fehlen; das thun die Heuchler, es ist wahr: aber sind sie um deswillen so verabscheuungswürdig? Dort vor dem Zimmer des Prinzen umarmen sich zween vornehme Freunde. Sie versprechen einander eine Freundschaft, dergleichen man seit den Zeiten des Orest nicht gehört hat; sie werden diesen Bund mit einander trinken und sich küssen, und ewige Treue schwören; und morgen wird einer von ihnen den andern stürzen. Thut ein Heuchler mehr, als diese thun? Der Mann, der nur von Tonnen Goldes spricht, dessen fürstliche Pracht der Pöbel bewundert und sein Gläubiger beseufzet; dieser Mann hat die große Absicht, noch mehrere zu betrügen und alsdann mit

einer guten Art Bankerott zu machen: hat man wohl viel Exempel von Heuchlern, die ihre Gläubiger auf diese Art betrügen? Und was soll ich von der Verstellung derjenigen Gelehrten sagen, die ihre Dummheit unter einer weisen Miene verbergen? Soll ich von den Großsprechern etwas gedenken, die den Hut trotzig in die Augen drücken und zittern? Wie gefährlich heucheit ein Geliebter! Wie verführend ist die Heucheley einer ungetreuen Frau, die ihren Mann mit zärtlichen Liebkosungen einschläfern will! Und alle diese Laster, alle diese Thorheiten entschuldigt man, aber lacht sie wohl gar; aber unerbittlich verdammt man den frommen Heuchler, der Allmosen giebt, mit bußfertiger Miene durch die Gassen schleicht, seufzet und mit Thränen vor dem Angesichte der Gemeinde betet, und ein Scheim ist. Macht ihn vielleicht nur das vor andern so verhaßt, daß er mit der Religion spottet? Das will ich doch nimmermehr hoffen! Vielleicht möchte es vor hundert Jahren die Ursache gewesen seyn; aber itzt denkt unser aufgeklärte Welt schon anders, und man weiß besser, als damals, zu welchem Ende die Religion erdacht ist. Man bewundert ja diejenigen, als starke Geister, die mit der Religion spotten: ist es wohl billig, daß man diejenigen als Schandflecke der Natur verabscheuet, die mit der Religion heucheln?

Unglück-

Unglückliche Leute noch mehr zu kränken, ist gewiß eine der grausamsten Ungerechtigkeiten, die ein Mensch begehen kann. Und doch — ich schäme mich es zu gestehen! — und doch habe ich die Ungerechtigkeit begangen; und zwar habe ich sie an den erbärmungswürdigen, unglücklichen und elenden Menschen begangen, die man Freygeister nennt. Diese sind die mitleidenswürdigen Menschen, welche, um zwanzig Jahre lang von Wenigen wegen ihres scharfen Verstandes bewundert zu werden, von den Uebrigen verabscheuet und ewig unglücklich werden wollen. Sie wenden viele Mühe an, sich eine Hofnung auszureden, von welcher sich ein vernünftiger Mann, ich will gar nicht sagen ein Christ, mit so vieler Mühe zu überzeugen sucht. Sie haben beständig mit den innerlichen Widersprüchen ihres eignen Gewissens zu kämpfen, welches sie zu ihrem gröſten Verdrusse immer daran erinnert, daß sie vernünftige Geschöpfe sind. Sie haben Ehrgeiz genug, in der Welt eine Rolle spielen zu wollen, die bemerkt wird: weil es ihnen aber an Verstande und Willen fehlt, so rasen sie, um starke Geister zu heißen. Die Ausschweifungen ihrer Jugend sind mit nichts zu entschuldigen; sie gerathen also auf den albernen Einfall, sich und andre zu bereden, daß es keine höhern Gesetze gebe, welche diese Ausschweifungen verdammen; und bey diesem Einfalle haben sie eben die sichere Beruhigung, die

ein Dieb haben mag, welcher sich zu beweisen sucht, daß keine Gesetze sind, die den Diebstahl verbieten, und welcher diesen Unsinn gegen andre so lange behauptet, bis er unter dem Galgen steht. Gemeiniglich ist eine schimpfliche Armuth die Folge ihrer jugendlichen Ausschweifungen; und alsdann sind diese starken Geister, welche so stolz von ihrem Witze denken, doch niederträchtig genug, Schmarotzer zu werden und sich durch ihren witzigen Unsinn an die Tafel junger reicher Thoren zu drängen. Diese Elende, welche Verzweiflung und Hunger zu Narren macht, habe ich so oft verspottet: wie ungerecht und liebles habe ich gehandelt! Wär es mein Ernst gewesen, sie zu retten, und hätte ich es wirklich gut mit ihnen gemeynt; so hätte ich die Barmherzigkeit an ihnen erzeigen und sie in das Tollhaus einliefern sollen.

* * *

Die Abbitte und Ehrenerklärung, die ich hier den starken Geistern thue, bringt mich ganz natürlich auf ihre Antipoden, die abergläubischen Seelen. Auch an diesen habe ich mich versündigt: denn Abergläubische zu verspotten, ist eben so unrecht, als einen Wahnwitzigen zu verspotten, der immer Gespenster sieht. Diese Unglücklichen werden ohnedem schon unbarmherzig genug von gewissen Tyrannen gepeinigt, deren Eigennutz unter dem frommen Vorwande, die heiligen Pflichten ihres Amtes zu erfüllen, sie

sie täglich mit neuen Larven schreckt und ihnen immer den Verstand verdächtig macht, damit sie ihr Joch nicht fühlen; welche sich und der Religion zu Ehren, diese Mißsüchtigen in einer andächtigen Dummheit erhalten; mit einem Worte, welche eher nicht ruhen, als bis sie aus einem vernünftigen Wesen ein betendes Vieh gemacht haben. Es wäre billiger von mir gewesen, wenn ich diesen elenden Sklaven Muth gemacht hätte, sich von ihren Banden loszureissen; anstatt daß ich ihres Aberglaubens spottete. Sie dauern mich, so oft ich an Sie denke. Alles Vergnügen der Welt ist ihnen ein Abscheu. Der Frühling ist ihnen schrecklich, weil im Frühlinge die erwachende Natur lächelt und den Menschen von neuem belebt; nur der Winter ist ihnen noch erträglich, und dieses blos wegen seiner langen und traurigen Nächte. Sie stehen seufzend von ihrem Bette auf, wachen den Tag über mit Angst, mit Thränen legen sie sich nieder, und ihr schwarzes Geblüte macht ihnen auch die Träume schrecklich. Das einzige wahre und beruhigende Vergnügen, welches sie empfinden, ist dieses, wenn sie andre verdammen. Verdienten diese Abergläubische mein Mitleiden nicht?

* * *

*

So weit geht die Probe der versprochnen Abbitte und Ehrenerklärung! Ich werde nicht einen Augenblick versäumen, die Fortsetzung bekannt zu machen, wenn ich finde, daß sich durch diese Probe die-

diejenigen versöhnen lassen, die ich im Vorstehenden genannt habe; und daß diejenigen, welche ich hier noch nicht genannt, eine Abbitte und Ehrenerklärung von dieser Art verlangen.

VALEAT, RES. LVDICRA. SI. ME. PALMA. NEGATA. MACRVM. DONATA. REDVCIT. OPIMVM.

Horat.

E N D E.

Inhalt

des vierten und fünften Theils.

Vierter Theil.

Vorbericht S. 3

Antons Pansa von Mancha Abhandlung von Sprüchwörtern

Zueignungsschrift an des großen Sancho Pansa großen Esel 19

Abhandlung über das Sprüchwort: Wenn Gott ein Amt giebt, giebt er auch den Verstand; nebst einem Vorberichte 36

Kleider machen Leute. 55

Ehrlich währet am längsten; nebst einem Vorberichte 64

Alte Liebe rostet nicht 90

Eine Hand wäscht die andre 116

Jung gewohnt, alt gethan 128

Gut macht Muth 180

Ehen werden im Himmel geschlossen 190

Gedanken sind zollfrey. 219

Fünf-

Fünfter Theil,

oder:

zwote Abtheilung des vierten Theils der Satyren.

Beweis, daß die Begierde, Böses zu reden, weder vom Stolze, noch von der Bosheit des Herzens, sondern von einer wahren Menschenliebe herrühre: an die königliche Akademie zu Pau in Bearn S. 5

Das dazu gehörige, von dem Verfaßer verfertigte Realregister 45

Das Mährchen vom ersten April; aus dem Holländischen in das Hochdeutsche übersetzt

Art Benzelaars von Saerdam Zuschrift an seine liebe Amme 63

Erstes Buch; enthält das Mährchen vom ersten April 65

Zweytes Buch; enthält sieben mal sieben Wahrsagungen vom ersten April 91

Drittes Buch; enthält den Schlüssel zu den sieben mal sieben Wahrsagungen, nebst der versprochnen Fortsetzung 135

Billete und Theorieerklärung 250

Gottlieb Wilhelm Rabeners

sämmtliche

Schriften.

Sechster Theil.

Leipzig, 1777.
Im Verlage der Dykischen Buchhandlung.

Freundschaftliche Korrespondenz.

Verſuch eines Tagebuchs,

vom 23ſten May, 1759. bis den 29ſten May.

S . . . . n

am 23ſten May, 1759.

Früh drey Viertel auf fünf Uhr fuhr ich von meinem Hauſe weg, und freuete mich, daß ich eine ſo gute Gelegenheit hatte, das unglückliche und beängſtigte Dresden auf einige Zeit zu verlaſſen. Ich empfand die ganze Glückſeligkeit eines Menſchen, den keine Familie feſſelt, der ſeine Wohnung verlaſſen kann, ohne ängſtlich an diejenigen zu denken, die er zurückläßt, und der kaum den zehnten Theil der allgemeinen Noth empfindet, da er ſie allein empfindet. Das waren ungefähr meine Gedanken, und ich glaube, ſo philoſophiſch, als ich damals dachte, iſt in der Kourierkaleſche, in welcher ich ſaß, noch niemals gedacht worden. Wenigſtens wird von einem Kourier, und wenn er auch ein Kam-

merjunker wäre, mehr erfodert, daß er gut reitet, als daß er gut denkt. . . . . .

Ich fuhr also sehr vergnügt weg, und jeder Preuße, der mir auf der Gasse begegnete, vermehrte dieses Vergnügen, und verdoppelte meine Freude, da ich hoffen konnte, ihn binnen etlichen Wochen nicht wieder zu sehen. Kaum war ich auf der Brücke, als ich merkte, daß meine Ruhe und Zufriedenheit sich verlor. Ich kam in die Neustadt, und schon reuete es mich, Dresden zu verlassen. Ich überlegte, was wohl die Ursache dieser geschwinden Veränderung seyn möchte; ich fand sie bald, und gab mir Mühe, mich zu bereden, daß ich sie nicht gefunden hätte. . . . . .

(Hier fehlt ein großes Stück im Manuscripte.)

»Blaset, Postillion, so bald ihr in die Meißner Gasse »kommt,« rief ich mit Ungeduld, als ich vor dem Tempel vorbey war, in welchem die Göttinn der Verläumdung, zum Glücke des menschlichen Geschlechts, noch schlummerte. Er blies, er blies dreymal, und ich erblickte niemanden in dem Hause meines Freundes. Sie schlafen noch, die guten Freunde; der Himmel lasse sie ruhig schlafen. Wie wohl thun sie, daß sie nicht aufwachen! Es war nur Heucheley, daß ich mich über diese sanfte Ruhe freute. Ich hätte gewünscht, noch einmal meine Freunde zu sehen. Ich sah sie nicht, niemanden sah ich, ich war unzufrieden. Wie ungerecht, wie unbescheiden kann man auch sogar durch die Freundschaft werden! Was hatte ich für ein Recht, diese Aufmerksamkeit von meinen Freunden zu fodern? Ich hatte diese Gefälligkeit noch den Abend vorher so gar verbeten, als meine Freundinn mir Hoffnung dazu machte. Es war um neun Uhr ein feyerliches Fest, zu welchem eine lebhafte

hafte Farbe und eine große Munterkeit der Augen gehört; was würden bey übernächtigen Augen und einer matten Farbe des Gesichts, der Hof, von Ihro königl. Hoheiten an bis zum Kapelldiener, gedacht haben? Wie unglücklich hätte bey einem geschwinden Aufspringen vom Bette der Haarputz können verrückt werden, welcher den Abend vorher die halbe Familie beschäfftigte; alles dieses wußte ich, und doch war ich so ungerecht, zu wünschen, daß meine Freundinn sich noch einmal möchte sehen lassen. Ich empfand es bald, daß meine Wünsche unbescheiden waren. Ich schämte mich meiner Eigenliebe, und hüllte mich trotzig in meinen Pelz, um auf dem ganzen Wege nichts zu sehen, da ich niemanden von meinen Freunden hatte sehen können. Und so verhüllt, und mit mir selbst unzufrieden, kam ich endlich Mittags um zwölf Uhr in S** an. Die gute und liebreiche Aufnahme meines Wirthes und der Seinigen war ganz besonders; aber mir nicht neu und nicht unerwartet. Ich habe mit gutem Appetite gegessen. Ein Umstand, der in einem Tagebuche aufgezeichnet zu werden eben nicht verdient, der aber damals sehr merkwürdig war, weil ich die ganze Mahlzeit über von nichts, als von meiner ausgestandnen Krankheit, von dem dadurch noch itzt geschwächten Körper, und dem ganz verlornen Appetite redete, und zu großer Erbauung der aufmerksamen Gesellschaft, erst bey der vierten Schüssel den verlornen Appetit und meine gänzliche Entkräftung empfand. Ich merkte meinen Fehler zu spät, und gab mir Mühe zu husten, mit kurzem abgestoßenen Odem zu reden, ein wenig zu erblassen, ich rieb die Stirne, und that auf meinem Stuhle ziemlich unruhig; aber alles vergebens. Hatte man die Gefälligkeit gehabt, zwo Stunden lang nicht zu merken, daß ich so gesund und

bey vortrefflichem Appetite war; so war man auch nun mehr so grausam, nicht zu merken, daß ich alle mögliche Anstalt machte, auf eine anständige and bequeme Art in Ohnmacht zu fallen. Ich blieb also für dasmal gesund, da es die Mühe nicht verlohnte, krank zu werden. Der Nachmittag ward theils mit Spatziergehen, so viel es die rauhe Witterung erlauben wollte, theils mit der nöthigen Einrichtung in meinem Zimmer, theils mit Quadrille zugebracht. Wir speiseten, und ich gieng zu Bette, wo ich bald darauf sehr sanft einschlief, als ich einmal gebetet, und zweymal nach Dresden gedacht hatte.

Sehen Sie, meine liebe Freundinn, das ist die erste Probe von dem versprochenen Tagebuche. Was soll daraus werden, wenn ich von jedem Tage so viel schmieren will? Seyn Sie ruhig, es wird nicht geschehen. Wir leben hier so ordentlich und einförmig, daß der erste Tag in der Woche den übrigen sechsen ziemlich ähnlich ist. Ich fürchte sogar, daß es mir manche Tage an Stoffe mangeln wird. Um nun diese nicht leer zu lassen, werde ich Ihnen kurze Beschreibungen von unsern Gegenden machen, von meinem Zimmer, von einigen Freunden, die in unsre Gesellschaft kommen, reden; ich werde Ihnen kleine Anmerkungen über Stellen mittheilen, die ich den Tag über gelesen habe: und damit dieses Tagebuch auch für mich angenehm und interessant werde, so will ich sehr oft von Ihnen reden.

Den 24ſten May.

Wie vergnügt war der heutige Vormittag! Von neun bis eilf Uhr habe ich nach Dresden geſchrieben, und meiner guten Freundinn geſagt, wie hoch ich ſie ſchätze, ohne mich mit der ängſtlichen Unterſuchung zu plagen, ob ihr dieſe Verſicherung etwas mehr als gleichgültig ſeyn dürfte. Ich habe für Sie und die Ihrigen ziemliche Bitterkeiten mit eingeſtreut; aber ſie haben es alle um mich verdient, und ſie müſſen es auch einmal empfinden, daß ihr Freund ein Satyrenſchreiber iſt.

Mittags kam die Baroneſſe von G** mit ihrer Gouvernantinn, der Hofrath von H** und der Hofrath Kl**, die beiden Vormünder, nebſt des letztern Frau an. Die Mahlzeit war lebhaft und freundſchaftlich, wie immer die Mahlzeiten eines Wirthes ſind, der mehr für das Vergnügen ſeiner Gäſte, als für ſeinen Stolz zu eſſen giebt, und lieber ſeine Gäſte aufgeheitert, als ſich bewundert ſehen will.

Es war ganz natürlich, daß ich mich dabey ſehr aufgeräumt befand. Den Hofrath von H** habe ich ſchon einmal in einer Geſellſchaft kennen lernen, und aus einer kurzen Unterredung mit großem Vergnügen gefunden, daß er weit mehr leiſtet, als ſein Aeußerliches verſpricht. Den Hofrath Kl** ſah ich zum erſtenmal. Eine lange Reihe von wichtigen und einträglichen Geſchäfften haben ihm eine gewiſſe Erfahrung und Dreiſtigkeit zuwege gebracht, die ſeinen Umgang angenehm und lehrreich machen. Sehen Sie, meine Freundinn, wie unpartheyiſch ich bin, den Verdienſten eines Mannes Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, welcher ſich um mich ſehr wenig verdient gemacht hat, da er meiner Aufmerkſamkeit zwo Mädchen entriſſen, die in meinem Hauſe

wohnten, und davon die eine, wie Sie wissen, nicht unangenehm und reich, und die andere, wie ich es noch besser weis, als Sie es wissen, jung, gut gebildet, noch reicher, und also doppelt tugendhaft und liebenswürdig war. Von seiner Frau kann ich nichts sagen. Was sie spricht, und was sie thut, ist angenehm. Aber ich wage es nicht, ein Urtheil von einem Frauenzimmer zu fällen, das ich nur wenige Stunden gesehen habe, da ich mir noch itzt nicht getraue, zu behaupten, daß ich ein gewisses Frauenzimmer vollkommen kenne, mit der ich seit vier Jahren fast täglich umgegangen bin.

Die Gouvernantinn der jungen Baronesse scheint ihre Pflicht vollkommen zu verstehen. Sie ist gegen sie zu gleicher Zeit gefällig und ernsthaft, sie verliert selbige nicht einen Augenblick aus den Augen, ungeachtet sie solches bey dieser so gesitteten Baronesse vielleicht weniger nöthig hätte. Nur das finde ich zu grausam, daß sie das arme Kind mitten in seinem besten Appetite durch ihre tyrannische Fürsorge quält, und immer das Gericht, das ihm am besten schmeckt, eben für das ungesundeste hält, gleich als ob ihm ein Stückchen roher Schinken den Magen verderben würde, da es aus einer Familie ist, wo der Großvater der Wittwen Häuser verdauen konnte. Und doch erträgt die junge Baronesse diese hofmeisterische Strenge mit einer so folgsamen Geduld, die der große Gouverneur in Barataria, Sancho Panßa, dicken Andenkens, nicht hatte, als ihm der menschenfeindliche Arzt eine jede Schüssel, die ihm am besten zu schmecken schien, am geschwindesten von der Tafel wegtragen ließ. Nur ein Wort noch von der jungen Baronesse! Ich bin mit ihr außerordentlich zufrieden. Sie hat eine gesittete Lebhaftigkeit. Sie schien es nicht zu wissen, daß sie in der Gesellschaft die Vornehmste sey;

sie

sie war behutsam, ohne schüchtern zu seyn; sie sprach viel, ohne zu plaudern; sie wagte dann und wann einen witzigen Gedanken, und ward freudig, wenn sie den Beyfall in den Augen ihres Onkels und ihrer Gouvernantinn las. Ich habe sie auf der Promenade beynahe zwo Stunden am Arme gehabt, und von hundert Materien, von der Religion und ihrer Saloppe, von Kriegsunruhen und dem Viehsterben, von den schönen Wissenschaften und ihrem Hunde gesprochen. Ihre Fragen und ihre Antworten waren unverbesserlich. Durch ihre Fragen hat sie mich verschiedenemal in eine ziemliche Verlegenheit gesetzt, und auf meine Fragen immer geschwind und richtig geantwortet. Als ich einen alten Schooßhund vom Hause, wegen seiner schmutzigen Lebensart, seines mürrischen Wesens, und seines neidischen Knorrens über seine Mithunde, welche aufgeräumter sind, als er, und also mehr geliebt und besser gefüttert werden, als er, als ich diesen unerträglichen Hund einen Philosophen nannte: so machte mir die junge Baronesse über diesen Mißbrauch des Witzes die artigsten Vorwürfe, vertheidigte mit einer sehr satyrischen Art alle Philosophen, und wünschte sich endlich im Ernste einen Mann zu kennen, der dasjenige wäre, was die Alten unter einem wahren Philosophen verstanden haben.

Noch eins von unserer Baronesse. Bey einer gewissen Gelegenheit warf ich die Frage auf: woher es wohl komme, daß man in jüngern und gesunden Jahren gemeiniglich sehr gelassen von der Nothwendigkeit des Todes rede, im Alter aber, bey entkräftetem Körper, und bey der größten Ungemächlichkeit, doch diese Meynung ändere, und mit Schrecken an den Tod denke? Sie war mit ihrer Antwort geschwind fertig, und behauptete gar weltläuftig, es komme daher, daß man in jüngern Jahren

ren um deswillen so gelassen vom Tode rede, weil man Ursache habe, zu hoffen, daß er noch weit entfernt sey; im Alter aber die stündliche Besorgniß zu sterben die Menschlichkeit unruhig mache: bey vielen verbittere der Geiz und das Mißvergnügen, andern ihr Vermögen zu überlassen, diese Trennung: bey noch andern aber mache der Vorwurf, übel gelebt zu haben, und dahin zu fahren, ohne bedauert oder vermißt zu werden, den Tod schrecklich.

Was halten Sie davon, meine gute Freundinn? Finden Sie nicht diese Urtheile artig und zum Theil gegründet? Wie viel verspricht die junge Baronesse für ihre künftigen Jahre, da sie schon im eilften Jahre alle Erwartung übertrifft! Das sind die glücklichen Folgen der Auferziehung eines vernünftigen Onkels, der zugleich ihr Herz bildet, ohne ihr Aeußerliches zu verabsäumen. Wollte doch der Himmel, daß ihr der Hof spät, so spät als möglich, den Fehler verziehe, daß sie nicht Ahnen genug hat! Ihr erster Schritt an den Hof wird uns lehren, ob ihr Verstand, ihr gutes Herz, ihr feiner Geschmack, wirklich Verstand, gutes Herz und Geschmack sind, oder ob alles dieses nur eine gelernte Rolle ist.

Den 25sten May.

Der heutige Tag ist einer von denen, die ich Ihnen gleichförmige Tage genannt habe, und die ich sehr hochschätze, da sie mir auf dem Lande und in einem Hause, wie das Haus meines Wirthes ist, eine stille Zufrieden-

heit

hat geben, die ich mitten in dem Lärmen oft vermißte. Wie oft bedaure ich bey dem Genusse einer so sanften Gemüthsruhe die ängstlichen Bemühungen der Hofleute, welche funfzig Jahre lang unter beschwerlichem Zwange, unter nagender Unruhe, unter dem lärmenden Gewühle glänzender Thoren, die elendesten Sklaven und sehr oft Betrüger sind, damit sie in ihrem sechzigsten Jahre bey einer dürftigen Pension verhungern. Verstünden diese Elenden ihr Glück, sie würden, so bald sie nur könnten, unser Land flüchten, bey einer mäßigen Kost gesund leben, einen Freund suchen, und unbemerkt, aber desto glücklicher sterben. Doch ich wünsche nicht, daß viele von ihnen auf diesen vernünftigen Einfall kommen mögen, weil ein großer Theil der Glückseligkeit auf dem Landsdasinnen besteht, daß diese Thoren in der Stadt eingesperrt sind.

Vergeben Sie mir diese Ausschweifung! Aber werde ich mich hüten, mehr Ausschweifungen dieser Art einzustreuen? Fast befürchte ich, daß ich mich nicht hüten werde. Denn Sie wissen wohl, wie oft Sie mir vergeben müssen, ohne daß ich die geringste Anstalt mache, mich zu bessern.

Ich will Ihnen eine kurze Beschreibung eines solchen einförmigen Tages, wie der heutige gewesen ist, machen, und mit Ihrer Erlaubniß, auch den kleinsten Umstand nicht übergehen. Dadurch werde ich den Vortheil gewinnen, daß ich künftig, so oft ein solcher Tag wieder kömmt, nichts weiter thun darf, als mich auf den 25sten May beziehen.

Früh um sechs Uhr wird es bey mir Tag; mit dem Schlage kömmt mein Bedienter vors Bette: denn da ich so glücklich bin, nur Einen Bedienten zu haben, so geschieht alles, was ich verlange, auf den Punkt. Erholet

holet von mir Ordre, was ich trinken und zum Frühſtück eſſen will. Ich dehne mich ein paarmal vornehm aus, und erwarte ganz deſpotiſch Kaffee und Butterſchnitten mit aufgeſtreuter Raute. Er geht, und ich ſtrecke mich noch einmal auf meinem Bette aus, welches ſo weich und bequem iſt, daß es ſo gar für einen Domherrn weich und bequem genug ſeyn würde. In dieſer hochwürdigfaulen Stellung erwarte ich mein Frühſtück, denke zuerſt an Sie, meine Freundinn, um meinen Tag mit der angenehmſten Beſchäfftigung anzufangen, theile die ſechzehn lange Stunden ein, die ich vor mir habe, müßig zu gehen, werfe den Schlafpelz über, und ſtrecke mich in einen großen Lehnſtuhl, der ſehr gemächlich, aber wenigſtens dreyßig Jahre älter iſt, als ich. Der Kaffee kömmt, ein Kaffee, den der Mufti nicht beſſer trinkt, und Raum dazu, der werth wäre, von Ihnen getrunken zu werden. Bis neun Uhr bringe ich mit dieſer naherhaften Berufsarbeit zu, und wenn ich den Abend vorher mit meinem Tagebuche nicht fertig werden können, ſo hole ich das Ermangelnde nach. Von neun bis eilf Uhr beſchäfftige ich mich meiſtentheils mit Ausarbeitung ſolcher Sachen, die in meinen Beruf Einfluß haben, und die mich oft zu einem patriotiſchen Don Quixote machen. Ich unterſuche die Fehler unſerer zerrütteten Landesverfaſſung, thue ſehr gründliche Vorſchläge von Verbeſſerung des Steuerweſens, und ſo oft ich eine ſolche Abhandlung zu Papiere gebracht habe, ſo oft freue ich mich darüber wie ein Poet, der ein Sinngedicht ausgeheckt hat. Aber den Augenblick darauf ſchäme ich mich meines patriotiſchen Kollers, werfe die ganzen Vaterlandsgedanken in den Kamin, um dem Hofe nicht verdächtig, und den Patrioten nach der Mode nicht lächerlich zu werden. Doch alles dieſes hindert mich nicht, den folgenden Morgen in

eben

eben den Paroxysmus zu verfallen, von neuem zu reformiren, und mich von neuem zu schämen.

Seit den Abentheuern des Ritters von Mancha ist wohl keine tollere und gefährlichere Krankheit gefunden worden, als die Vaterlandsliebe. Und wie jenem die Ritterbücher seiner Zeit den Kopf verwirrt machten, so will ich durch meine Erfahrung jeden Menschen wohlmeynend warnen, Cato's Lettres und Gordens Tacitus nicht zu lesen, oder wenn er ja vermögen genug ist, darinne zu lesen, sogleich zum Niederschlagen der aufwallenden patriotischen Hitze, eine Seite vom Staatskalender auswendig zu lernen. Verzeihen Sie mir es wohl, meine gute Freundinn, daß ich so ein Steuerpedant bin, Sie mit Sachen zu unterhalten, welche kaum der Erbmarschall anzuhören genug Geduld haben würde? Aber Sie verzeihen mir es gewiß, ich kenne Sie zu gut, und bey dem glücklichen Vorsatze, den Sie haben, Ihre Kenntnisse in allen Sachen zu erweitern, muß es Ihnen einerley seyn, ob Sie ein Buch aus dem Homer, oder einen Meßkatalogus lesen. Und mich dünkt, diese beide Sachen sind die äußersten Gränzen des menschlichen Witzes und Verstandes.

Gegen eilf Uhr kömmt mein gefälliger Wirth zu mir, fragt, wie ich geschlafen habe, und nimmt mich zu einem Spaziergange mit, welcher bis um zwölf Uhr währet.

Das muß ich hier noch anmerken, daß um eilf Uhr die Woche ein paarmal Betstunde ist, die wir nicht versäumen. Künftigen Sonntag werde ich Gelegenheit haben, Ihnen von unsrer Andacht mehr zu sagen.

Von zwölf bis zwey Uhr essen wir. Mit dem Vergnügen und der Gemüthszufriedenheit, mit welcher ich hier esse, mit der esse ich in Dresden nur selten, und

und allenfalls nur dann, wenn ich neben Ihnen am Tische sitze.

Wir haben, außer dem Nachtische, ordentlich viel Gerichte, die gut gewählt, eben so gut zugerichtet und gesund sind; einen vortrefflichen Wein, und alles reichlich, ohne verschwenderischen Ueberfluß.

Nach zwey Uhr gehen wir in den Garten, und verbauen mit eben dem Vergnügen, mit dem wir gegessen haben. Göttliche Spaziergänge sind in diesem Garten und in der ganzen Gegend. Ich hebe Ihnen die Beschreibung davon auf, bis zu einem andern Tage.

Um drey Uhr begiebt sich ein jeder in sein Zimmer, schläft, liest, schreibt, thut was er will. Gemeiniglich lese ich alsdann, und was ich lese, sollen Sie auch in diesem Tagebuche erfahren.

Von fünf bis neun Uhr wird entweder gespielt, (denn ich spiele itzt fast täglich Quadrille um einen Preiß, der die Policeyordnung gewiß nicht übersteigt,) oder man fährt, oder man reitet, oder man geht spazieren.

Gegen neun Uhr wird eine kleine Mahlzeit gegessen.

Von neun bis zehn Uhr sitze ich neben dem Wirthe auf dem Sopha, rauche, wenn ich Lust habe, mit ihm Tabak, unterrede mich mit ihm von wirthschaftlichen, von witzigen, von gelehrten, von politischen und andern Sachen, und je mehr ich mit ihm davon spreche, desto mehr sehe ich, wie viel mir noch in allen diesen fehlt.

Um zehn Uhr wird ohne großes Geräusch gute Nacht genommen. Ich setze mich in mein Zimmer, schreibe an meinem Tagebuche, stelle mir vor, daß Sie neben mir sitzen, und daß ich alles das, was ich schreibe, Ihnen mündlich sage. Je lebhafter diese Vorstellung ist, desto angenehmer und erquickender ist mein Schlaf, wel-

welcher bis früh um ſechs Uhr und gemeiniglich ununterbrochen dauert, und wenn ich endlich aufwache, ſo geſchieht es immer zu meiner großen Unzufriedenheit, weil mir faſt immer träumt, daß ich bey Ihnen ſey, mit Ihnen in einem Buche leſe, Sie auf dem Flügel ſpielen höre, oder mich mit Ihnen zanke.

So iſt ungefähr mein täglicher Lebenslauf. Wie gefällt er Ihnen? Bin ich nicht glücklich?

Am 26ſten May.

Das Wetter iſt heute Vormittags leidlich, nach Tiſche aber höchſt unangenehm geweſen, und wir haben uns um deswillen eines Vergnügens begeben müſſen, das wir uns bey einer Spazierfahrt vorgenommen hatten. Seit ich hier bin, haben wir noch keine recht angenehme Stunde gehabt, nichts als kalten Wind und untermiſchten Regen.

Ich wette drauf, Sie haben auf dieſer Seite ſchon dreymal über mich und meine Predigt vom Wetter geſpottet. Aber, mit Ihrer Erlaubniß, Sie haben ſehr unrecht gethan. Denn auf der See und auf dem platten Lande kann man immer von Wind und Wetter reden, ohne den Vorwurf zu verdienen, den man Stadtgeſellſchaften dabey macht. Da ich hieher gereiſt bin, um durch öftere Bewegung meiner Geſundheit aufzuhelfen, ſo habe ich wohl ein Recht, auf Wind und Wetter zu ſchmälen, welche mir bey meiner wichtigſten Abſicht ſo hinderlich ſind. Und alſo hatten Sie die geringſte Urſache nicht, über mich zu ſpotten. W. Z. E. W.

In der Beschreibung vom gestrigen Tage habe ich noch einen Hauptumstand vergessen, den ich heute nachholen will. Nach meiner Ausrechnung mußten die Briefe, die ich den 24sten nach Dresden schrieb, gestern halb ein Uhr in Ihrem Hause seyn. Um eben diese Zeit trat ich in Ihre Stube, fand meine gute Freundina ziemlich gleichgültig am Fenster bey der Kommode sitzen, und so bald der Brief abgegeben ward, riefen Sie: »Was? schon ein Brief von Herr Rabenern?« Hannchen, die eben ins Zimmer trat, ward blaß, flog der Fritzchen in d'e Arme, und rief ganz ängstlich: »Gewiß »genug hat er auch an mich geschrieben. Da siehst du »nun, daran ist kein Mensch schuld, als du. Antwor»ten thue ich gewiß nicht, drauf kann er sich verlassen!« Fritzchen schweigt, und Hannchen hängt das Maul. Inzwischen kömmt Herr B*. Er öffnet den Brief. »Ach! warlich auch an die Gretel ein Brief, und auch »an die Hannchen! Wo ist sie denn?« Die arme Kleine muß herbey. Sie kömmt wie ein zitterndes Kind, dem die Ruthe droht. Sie will den Brief nicht öffnen; »da, lies du ihn, Lorchen!« Der Brief wird geöffnet, und sie verwandelt bey jeder Zeile die Farbe. Die Gretel liest ihren Brief frisch weg, fragt, wenn sie antworten sollte, und sagt der Mama das aufgetragene Kompliment, welche lächelt, weil es ihr die Gretel sagt. Sie, mein liebes Lorchen, treten ans Fenster, lesen meinen Brief, sind eben nicht unzufrieden darüber, fangen bey der einen Stelle wirklich schon an, ein wenig zu lächeln; fassen sich aber sogleich, indem Sie sich besinnen, daß Sie Lorchen sind, und daß der Brief nur von Ihrem Freunde Rabener ist. Sie stecken den Brief nachläßig in den Schubsack; Herr B* verlangt ihn zu lesen. — »O ja, Sie können ihn lesen; es steht gar nichts Be»sou-

»ſondres darinne.« Er fragt, wenn Sie antworten werden? »Ach, lieber Gott!« iſt Ihre Antwort, »fra»gen Sie mich nur nicht ſo viel auf einmal. Heute »kömmt der Klaviermeiſter, morgen habe ich Kopfſchmer»zen, übermorgen die Kolik, und alsdann . . . Mit »einem Worte, ich will ſchon antworten.« Sie eilen mit der Ihnen eigenen Miene davon, ſetzen ſich an Tiſch, und eſſen vermuthlich nicht. Denn was Sie da weiter gethan haben, weis ich nicht, weil ich in dem Augenblicke, als Sie die mir immer ſo gefährliche Miene machten, von Ihrem Saale weg- und nach O** zurück eilte, wo ich fand, daß ich an der Tafel mitten in der Geſellſchaft ſaß, und etliche Minuten ſehr tiefſinnig, bald heiter, bald mürriſch, und in dem letzten Augenblicke beſonders ſo verdrüßlich und erſchrocken ausgeſehen hatte, daß die Geſellſchaft ſchon anfieng, ſich meiner Geſundheit wegen Sorge zu machen, und die Wirthinn mir eben an den Puls fühlte, da ich von meiner Zerſtreuung zu mir ſelbſt kam. Solche Zerrüttung kann eine einzige Miene von Ihnen anrichten, wenn ich auch ſechs Meilen entfernt bin. Bedenken Sie nun die traurigen Folgen, die eine ſolche verwünſchte Miene anrichtet, wenn ich neben Ihnen ſtehe. Ich muß hier aufhören; denn indem ich von dieſer unglücklichen Miene rede, merke ich, daß ich eben ſo unruhig und ängſtlich werde, wie ein Kind, wenn man bey langen Winterabenden in einer Stube ohne Licht das Mährchen von Mum Mum erzählt.

Um des Himmels willen, mein liebes Lorchen, daß ich bey meiner Rückkunft dieſe menſchenfeindliche Miene ja nicht wieder finde, oder ich flüchte über Hals und Kopf wieder aufs Land.

Am 27sten May.

Ich habe Ihnen versprochen, eine Nachricht von unserm Gottesdienste zu geben. Hier ist sie. Eigentlich ist das hiesige Rittergut in ein Dorf, eine Stunde weit entlegen, eingepfarrt. Weil aber in dortiger Gegend die Viehseuche heftig wütet, so ist aus einer sehr vernünftigen Vorsorge die Anstalt getroffen worden, daß die Gemeine den Gottesdienst hier im Dorfe abwartet, wo eine alte und kleine Kapelle ist. Wer einen Begriff von dem Gottesdienste der ersten Christen hat, die in Höhlen zusammenkamen, den wird diese Kapelle nicht befremden. Stellen Sie sich ein Zimmer vor, etwan dreyßig Ellen lang, und halb so breit, das mit dicken schmuzigen Mauern eingefaßt ist, und das Licht durch ein paar kleine Fenster empfängt. Auf diesen Mauern ruht eine hochgewölbte Decke von braun angestrichenen Bretern, so dem Gebäude ziemlichermaßen das Ansehen eines Kobers giebt. In der Kirche selbst finden Sie die Anstalten zu allen kirchlichen Gebräuchen, und einen Altar, der noch diesen Sommer prächtiger ausgeputzt werden soll, itzt aber sich nur in einem leichten Negligee von grünem Taffet zeigt,

and Pulpit, Drum Eccleſiaſtick
is beat with Filt inſtead of a Stick;

welches aber nur vom Advente bis Fasten geschieht. Auf einer sogenannten Emporkirche steht ein Positiv, welches von Silbermannen ist. Der Bader hiesigen Orts spielt darauf, und macht der christlichen Gemeine viel Ehre. Eine Stunde vorher barbierte er mich, und trat mir ziemlich derb im Gesichte herum; Sie können also wohl glauben, daß er das Positiv nicht schont. Da er ein so

weich-

wichtiges Glied der Kirche ist, so hat er ein Recht, mit einer sehr erbaulichen Ernsthaftigkeit auf seiner Bank zu sitzen: ich wünschte nur, daß er sich weniger schaukelte, denn er wackelt beständig hin und wieder, nicht anders, als ein türkischer Junge, der die Sprüche aus dem Alkoran lernt.

Die zweyte Stütze der hiesigen Kirche ist ein Mensch mit ziemlich ordentlich ausgekämmten Haaren und einer ehrwürdigtrotzigen Miene. Die Bauern, die ihm nicht gut sind, nennen ihn den Kinderlehrer; er aber nennt sich den Katecheten, und ein paar junge Bauerweiber nennen ihn auch so, weil sie ihm nicht so gram sind, wie ihre Männer. Dieser Mensch muß in der Kirche lesen, und die Lieder anfangen. Das erstere verrichtet er ziemlich gut, und das letzte, so gut er kann. Sein Intoniren ist erzketzerisch. Weil er nicht singen will, wie der gemeine Bauerpöbel im Dorfe, so singt er so gräßlich, daß Menschen und Vieh zittern möchten. Stellen Sie sich ein Maul vor, das eben nicht das kleinste in hiesigem Dorfe ist; dieses Maul preßt er in den linken Winkel zusammen, und den rechten sperrt er so weit auf, daß man ihm bis in den tiefsten Abgrund des Magens sehen kann. Sodann preßt er mit verwendetem Halse den andächtigen Wind hervor, mit welchem er Gott loben und seinen Nächsten erbauen will, und intonirt oder maut vielmehr, wie ein zärtlicher Kater, ganz unvernehmliche Töne; und wie er singt, so betet er auch. Alle seine Vater unser laut er, und bey Menschen würde diese Kreatur schwerlich Erhörung finden.

Ich hatte versprochen, Ihnen eine Nachricht von unserm Gottesdienste zu geben, und ich sehe, daß ich Ihnen von nichts erzählt habe, als von dem Bader und von dem Kinderlehrer. Ich will Ihnen auch weiter

nichts sagen, als daß der Probst Reinbeck predigte, und doppelt erbaulich und angenehm gewesen seyn würde, wenn er nicht durch den frommen Rachen des Katecheten hätte predigen müssen.

Unter dem Gottesdienste kam die Fräulein von W** mit ihrer feisten Gouvernantinn. Wir haben heute, da ohnedem das Wetter angenehmer war, als bisher, uns sehr wohl vergnügt, und Anstalt gemacht, uns morgen und übermorgen noch besser zu vergnügen. O! wären Sie doch bey uns, meine gute Freundinn! Kommen Sie, ich beschwöre Sie, kommen Sie gleich! Aber das werden Sie nicht wagen. Ihr böses Gewissen wird Sie zurückhalten. Sie würden das jüngste Fräulein nicht ansehen können, ohne mit zerknirschtem Herzen an die Bosheit zu denken, die Sie mir erwiesen haben. Himmel, was für eine unerschöpfliche Quelle von Heucheley, dreister Verwägenheit und schalkhaften Muthwillens! und das alles mit einer so gelassenen, frommen und ehrlichen Miene, beynahe so gelassen, fromm und ehrlich, als die meinige ist. Sind Sie nicht ein gefährliches Mädchen? Immer entdecke ich neue Fehler an Ihnen; aber zum Unglücke sind mir sogar Ihre Fehler liebenswürdig.

Heute habe ich genug geplaudert; ich werde schläfrig. Morgen wird für mich ein vergnügter Tag seyn, einer von den vergnügtesten, die ich in S** erleben kann. Wie freue ich mich darauf! Wie lang wird mir die Nacht werden! O! wäre er schon da, dieser vergnügte Tag! Habe ich nicht Ursache, ungeduldig zu seyn; denn morgen früh gegen sieben Uhr bekomme ich von Ihnen Briefe. Gute Nacht!

Den

Den 28sten May.

Noch vor sechs Uhr stund ich auf, und jagte meinen Bedienten aus dem Bette. »Lauft, geschwinde lauft »hinunter und fragt: ob Briefe mit der Post angekom»men sind?« Er gieng mir viel zu sachte, ob er schon ziemlich eilte. »Trodelt aus!« rief ich ihm nach, gieng in meinem Zimmer mit geschwinden Schritten auf und ab, und erwartete mit unruhigem Vergnügen einen Brief von meiner Freundinn. Was wird sie schreiben, die gute Freundinn? Vermuthlich einen langen Brief, denn sie weis, daß mir auch ihre längsten Briefe zu kurz sind. Sie wird sich rächen, und mir Vorwürfe machen, die eben so bitter sind, als die meinigen; denn ob sie schon, außer ihrem Briefe an die Babet, keine Satyren geschrieben hat, so ist sie doch eben so satyrisch, als ein Autor von Profession. Viel Neues wird sie mir schreiben vom Hofe und von sich; und das Letzte wird für mich das wichtigste seyn. . . . Krank? — das wolle der Himmel nicht! Nein, sie wird recht gesund seyn; denn ich habe es ihr von ganzem Herzen gewünscht, da ich abreisete. Ich will viel wetten, ihr Brief wird freundschaftlicher und weit gefälliger seyn, als ihre Unterredungen meistentheils sind. . . . Aber wo bleibt mein Bedienter? Das ist ein unerträglich langsamer Mensch! — O! wenn sie mir schriebe, daß sie meine Rückkunft wünschte, wie schmeichelhaft würde mir dieses Kompliment seyn! Es ist nur ein Kompliment, ich weis es; aber doch würde ich stolz darauf seyn, weil mir es die Lorchen macht. Ich guter Narr! — Babet läßt mich gewiß auch grüßen; tausendmal will ich sie wieder grüßen lassen, die vortreffliche Freundinn meiner Lorchen. Aber warum nicht auch meine Freundinn? das lasse ich

mir durchaus nicht nehmen. ⁂ Aber wo bleibt mein Bedienter? Er wird eben so ein fauler Esel — O! da kommt er, mit einem großen Packt Briefen! »Nun, »mein lieber guter Johann, seyd ihr schon wieder da? »Gebt her!« Steuersachen? wie kömmt das auf den Brief? Gewiß genug sind sie mit eingeschlagen. — Ein Brief; —, wieder ein Brief; — ein Bericht, — o! der hätte warten können. ⁂ Da finde ich keinen Brief von meiner Freundinn; vielleicht steckt er hierinnen? — Nichts, überall nichts! — Das kann ich doch nicht begreifen. — Noch ein Supplikat von einem bedrückten Bauer — Der Bärenhäuter hat gewiß Unrecht. — Das kann ich doch nicht begreifen! ⁂ »Befeh»len Sie Thee, oder Kaffee?« — »Was ihr wollt.« »Befehlen Sie Milch?« — »Wie ihr wollt.« »Bringe »ich Brodschnitte mit?« — »Jus Henkersnamen, wie »ihr wollt! Habt ihr bald genug gefragt?« ⁂ Das kann ich doch nicht begreifen! — Am Freytage zu Mittage — ja, da müssen sie die Briefe bekommen haben. — Der Nachmittag — der ganze Sonnabend, — gesetzt auch, daß der Klaviermeister gekommen wäre. In der Zeit kann man doch wohl ein Briefchen schreiben. — Und wenn ich gleich glaubte, sie wäre ⁂ o nein! sie war ja gesund, da ich wegreiste. — Ich habe sie so sehr, so sehr gebeten — und sie versprach mirs auch. — Das kann ich doch nicht begreifen! ⁂ »Was für elenden »Kaffee habt ihr mir gebracht? Nehmt ihn weg. — »Nun, was sieht mich der Narre an? Den Kaffee sollt »ihr wegnehmen! Ich will euch schon rufen, wenn ich »euch brauche.« — Es ist warm heute, unerträglich warm heute. ⁂ Nein, meine gnädige Fräulein, unmöglich kann ich heute Vormittags spazierengehn — vielleicht komme ich nach. ⁂ Nein, ich bitte unterthä-

thänig, warten Sie auf mich nicht, ich komme gewiß nach. — Wie geſagt, ich kann unmöglich — Kopfſchmerzen habe ich — ja, es kann wohl ſeyn, daß ich mich geſtern erkältet habe. — Ich komme gewiß nach — aber ich ſage Ihnen, es iſt mir nicht wohl . . . O! martern Sie mich nicht mit Ihrer Gnade! Gut, ich bin verdrüßlich; es ſey drum, wenn Sie das lieber glauben wollen — warten Sie nur nicht auf mich! — Nun, wenn Sie es ſchlechterdings wiſſen wollen; ich habe Briefe aus Dresden bekommen, die mir den Kopf wirbelnd gemacht haben. — »Von der Mademoiſelle »D** ?« Wie kommen Sie auf die? So gute Freunde ſind wir eben nicht. Sie hat mehr zu thun, und ich . . . ja, ein Paar Briefe etwan, und das iſt ſchon ſehr lange. — Schreiben thut ſie zwar ſehr gut, das muß ich Ihnen ſagen, vortrefflich, und ſchreibt oft; aber an mich nicht. . . . Nein, mit Ihrer Erlaubniß, da fragen Sie mich zu viel. . . . Kommen Sie, wir wollen ſpazieren gehen! . . . Was für eine traurige Promenade war das! Ich bin grauſam müde, — und wenn es nur ein kleines Briefchen, nur ein paar Zeilen, nur ein Wort geweſen wäre; ſie weis doch, wie ſehr ich mich auf ihre Briefe freue! Ja, wenn es ihr etwan ſauer würde — Das kann ich doch nicht begreifen! Nun, mein Entſchluß iſt gefaßt. — Nein, dasmal iſt er gewiß gefaßt . . . Schon zur Tafel? Was für eine traurige, einförmige, langweilige Mahlzeit! Nicht einen Biſſen gut gekocht! Und der Wein? . . . pfuh! ich weis gar nicht, wie die Geſellſchaft ſo aufgeräumt und luſtig ſeyn kann! Ich dächte, die itzigen Zeiten wären nicht darnach. — Es muß doch eine grauſame Ueberwindung koſten, an einen guten Freund — zu ſchreiben, und der Sekretair B* . . . Nun,

her gekommen, als ich von der Post drey angenehme Briefe aus Ihrem Hause vom 28sten May erhielt, von Ihnen aber nicht eine Zeile, auch die geringste Spur nicht fand, daß Sie in Willens gehabt hätten, an mich zu schreiben, oder, daß es Ihnen eingefallen wäre, wegen dieser unterlassenen Antwort meine Freundschaft beruhigen zu lassen. Diese Gleichgültigkeit ist mir unerwartet. Vielleicht bringt die morgende Post, was ich so sehr wünsche. Und geschieht es auch alsdann nicht, ... ich wage es nicht, mich zu erklären; aber ich wage es noch weniger, mein Tagebuch fortzusetzen. Denn da es scheint, daß Ihnen der kleine Brief vom 24sten May sehr gleichgültig gewesen, so muß ich befürchten, daß Ihnen dieser Traktat, welcher aus sieben langweiligen Briefen besteht, gar ekelhaft werden möchte.

Meine

Meine liebe Charitas,

Unſer Briefwechſel iſt mir viel zu angenehm geweſen, als daß ich nicht auf ein Mittel hätte denken ſollen, Ihnen eine Gelegenheit zu verſchaffen, wie Sie deſſelben ſich fleißig erinnern, die nützlichen und guten Gedanken, die man Ihnen in die Feder gelegt, täglich vor Augen haben, und meine freundſchaftlichen Lehren und Warnungen

Zu beſſerm Verſtändniſſe dieſer Briefe dienet folgende kleine Anekdote. Der ſelige Rabener gieng in einem gewiſſen angeſehenen Hauſe aus und ein, wo ſich ein Paar junge Frauenzimmer befanden. Dieſe geriethen auf den ſcherzhaften Einfall, mit ihm einen Briefwechſel unter einem erdichteten Namen zu unterhalten. Ein paar Wochen lang wußte er nicht, woran er war; ein Zufall aber entdeckte ihm die Verfaſſerinn. Er ließ ſich nichts davon merken, und ſchrieb ſo lange in dem vorigen Tone fort, bis er eine Erklärung für gut fand. Dieß gab ihm inzwiſchen Gelegenheit, den Scherz in ſeinen Antworten den Perſonen gemäßer einzurichten.

nungen sich immer bekannter machen könnten. Ich habe geglaubt, daß dieses am füglichsten geschehen möchte, wenn ich alle Briefe, wie sie von Zeit zu Zeit von uns und den beiden verkappten Barbern geschrieben worden, zusammenbringen ließ. In diesem Bändchen sind sie alle beysammen. Ich werde wegen dieser Aufmerksamkeit für Ihr Bestes mehr belohnt seyn, als ich ein Recht habe, es zu verlangen, wenn Sie dafür meine gute Freundinn bleiben. Leben Sie wohl. Dresden, am 26sten März, 1758.

Rabener.

Mein Herr,

Das ist der erste Brief, den ich in meinem Leben schreibe. Ich bin ein Mädchen von drey bis vierhundert Wochen. Vor etwa drey Monaten habe ich angefangen schreiben zu lernen. Man sagt: ich schriebe für die kurze Zeit, da ich gelernt habe, recht hübsch. Es wäre mir lieb; doch möchte ich mich nicht gern betrügen. Sie sollen Richter seyn. Belieben Sie Ihre Gedanken davon nur einigen von Ihren guten Freunden zu sagen, so will ich sie bald erfahren. Schmeicheln Sie mir nicht: erfahren sollen Sie aber auch nicht, wer ich bin, bis ich gehört, wie Ihr Urtheil ausfallen wird. Verzeihen Sie meiner Freyheit. Ich bin Ihre Dienerinn, und heiße mit dem Vornamen

Charitas.

Dres-

Dresden, am 9. Decemb. 1757.

Recht schön, meine artige kleine Korrespondentinn, allerliebst schön schreiben Sie. Ganz gewiß müssen Sie sich in Ihrer Zeitrechnung geirrt haben; denn unmöglich kann ein Frauenzimmer von vierhundert Wochen so richtig und so fein schreiben. Aber ich besinne mich, das schöne Geschlecht braucht kaum so viel Monate, als wir Mannspersonen Jahre brauchen, recht gut, oder recht schlimm zu werden.

Wenn Sie, meine liebe Unbekannte, dieses noch nicht verstehen, so fragen Sie nur Ihre Tanten, die werden es Ihnen gewiß erklären. Sie warnen mich, ich solle Ihnen nicht schmeicheln? O! merken Sie sich die Warnung, ich bitte Sie darum. Nicht alle Mannspersonen sind so aufrichtig, als ich bin. So bald Sie achthundert Wochen alt sind, werden Sie erfahren, daß ich heute wahr geredet habe. Sie schreiben mir doch bald wieder? Wie sorgfältig will ich Ihren Brief aufheben, da er, wie Sie sagen, der erste ist, den Sie in Ihrem Leben schreiben. Mir wird er allemal schätzbar, und künftig für viele ein Heiligthum seyn, die Ihre Briefe vergebens wünschen. Habe ich Ihnen nunmehro genug gesagt? Nun erfahre ich doch Ihren ganzen Namen? Ich möchte mich gern mündlich bey Ihnen bedanken, und Ihnen die Hände küssen.

Rabener.

Mein

Mein Herr,

Ist es wahr, daß Sie sich die Mühe nehmen, und mir auf meinen gestrigen Brief antworten wollen? Die Frau, die ihn überbracht, hat mir es beredet. Damit könnten Sie mir eine rechte Freude machen. Wie fleißig wollte ich ihn durchbuchstabieren, und allemal in meinem Schränkchen wieder aufheben! Schreiben Sie geschwind, die Frau soll darauf warten. An solche kleine Mädchen haben Sie doch noch nicht geschrieben. Ich möchte schon wissen, was Sie sich für eine Vorstellung von mir machen? Warten Sie, ich will sehen, ob ich mich beschreiben kann. Ich bin zu meinem Alter weder zu groß noch zu klein; schön sehe ich nicht aus, aber auch nicht häßlich. Artig — manierlich . . . Ich will aufrichtig seyn. So gar sehr artig und manierlich, als viele andere von meinen Jahren, bin ich auch nicht. Ich bin mehr ernsthaft, als lustig, und halte mich gern zu erwachsenen Personen, die sittsam und verständig sind. Ich habe . . . nein, das sagt Charitas nicht. Schweigen muß sie, sonst wird sie sich verrathen; das thut sie nicht.

Mein Herr, Charitas ist Ihre gehorsame

Dienerinn.

Am 9ten December, Abends.

Sie sind schalkhaft, meine kleine Freundinn, beynahe so schalkhaft, als ein erwachsenes Frauenzimmer. Ich hoffte gewiß, ich würde Sie heute kennen lernen. Sie kön-

können wohl glauben, daß ich mich ſehr darauf freute. Voll Ungeduld erbrach ich Ihren Brief, ich lief ihn flüchtig durch, ich las ihn noch einmal, noch zweymal mit der größten Aufmerkſamkeit durch, und nun weis ich heute eben ſo wenig, als ich geſtern wußte. Aber nehmen Sie ſich in Acht, meine gar zu verſchwiegene Charitas! ich habe ſchon mit dem Amtmanne geſprochen. Noch in dieſer Woche, vielleicht morgen, ſoll durch die ganze Stadt in allen Quartieren Ausſuchung gethan werden. Alle Frauenzimmer von drey bis vierhundert Wochen, die nicht zu groß und nicht zu klein, nicht zu ſchön und nicht zu häßlich, mehr ernſthaft als luſtig ſind; alle dieſe Frauenzimmer ſollen zuſammengebracht werden. Was wetten wir, ich ertappe Sie? Ich werde eine jede nach der Reihe fragen: ob ſie artig und manierlich ſey? Und wenn eine darunter iſt, die es aus Beſcheidenheit läugnet, daß ſie es nicht ſo wäre, wie viele von ihren Jahren, dieſe iſt gewiß meine verſteckte Charitas. Wird Ihnen nun bald Angſt? — Wie? ich glaube, Sie lachen gar noch darüber? Nun, warten Sie nur; gewiß, gewiß ertappe ich Sie; und wie ſoll ich Sie hernach beſtrafen?

Rabener.

Mein Herr,

Ey, wie freue ich mich, daß Sie an meine kleine Muhme ſchreiben! Nicht wahr, an mich ſchreiben Sie nun auch? Aber ich frage nicht, ob Charchen beſſer ſchreibt,

als ich; denn Charchen iſt auch älter, als ich. Aber wenn Sie noch mehr an Charchen ſchreiben wollen, da will ich auch recht hübſch ſchreiben lernen; ich laſſe mir aber doch keine Linien ziehen. Ach! hören Sie, wenn Sie mir ſchreiben, will ich auch mit keiner Puppe mehr ſpielen; aber Charchen ſpielt noch mit Puppen, und hat einen Hampelmann, der heißt Wilhelm. Ach! ich möchte gern wiſſen, welche Sie für die leichtfertigſte hielten? nicht wahr, mich nicht? Charchen ſagte mir in der Schreibeſtunde, daß ſie gleich den andern Tag wieder ein Briefchen von Ihnen erhalten, und das hätte ſie in ihr Schränkchen verſteckt; wenn Sie mir aber ein Briefchen ſchicken, das will ich allen Leuten weiſen, und da werden die Leute ſprechen: Ey, hat er denn auch kleine Mädchen lieb? Nicht wahr, das iſt beſſer? Aber Sie müſſen mir auch antworten; ſonſt lacht mich Charchen aus. Auf mein Briefchen dürfen Sie nur ſchreiben: An die kleine Barbara, Couſine der Charitas.

Barbara.

Am 11. December, 1757.

Das iſt eine verzweifelte Sache, mein gutes Barbechen. Ich ſoll ſagen, wer am leichtfertigſten iſt: ob Sie, oder Ihre Couſine Charitas? Ich dächte nun ... was meynen Sie wohl, was ich dächte? — ich dächte, Sie wären am leichtfertigſten. Warum? — das will ich Ihnen gleich erzählen. Charitas ſagt von ſich ſelber ſehr wenig Gutes, und von Ihnen hat ſie mir gar nichts Böſes geſagt; aber Sie ſagen mir von der Charitas, daß

daß ſie nach Linien ſchreibe, daß ſie mit Puppen ſpiele, und ich weis ſelbſt nicht, was Sie mir alles von ihr ſagen. Habe ich nicht Recht, daß Sie leichtfertiger ſind? Ich glaube auch, daß mich Charitas lieber hat, als Sie mich haben. Denn ſie verſteckt meine Briefe in ihr Schränkchen, und Sie wollen meinen Brief allen Leuten weiſen: das ſehe ich nicht gern.

In vierzehn Jahren werden Sie mich ſchon verſtehen. Schreiben Sie mir doch bald wieder, ob ich Recht habe; aber ſeyn Sie verſchwiegener, und zeigen Sie dieſen Brief keinem Menſchen, am wenigſten Ihrer Mama. Das merken Sie ſich einmal für allemal. Ich küſſe Ihnen Ihre kleinen Hände.

Rabener.

N. S.

Wiſſen Sie denn wohl, daß der Charitas ihr Hampelmann eben ſo heißt, wie ich? Das hat wohl was zu bedeuten. Noch eins: ſind Sie wohl großmuthig genug, Ihrer Charitas zu ſagen, daß für ſie ſchon ſeit vorgeſtern ein Brief bey mir liegt?

Mein Herr,

Ich bin ſchon wieder da; haben Sie etwas zu thun, ſo leſen Sie nicht weiter. Ich komme nur, mich für Ihren ſchönen Brief gehorſamſt zu bedanken. Ach, wenn ich ſo ſchreiben könnte! Glauben Sie wohl, daß ich es mit der Zeit lernen ſollte? ich wollte recht fleißig ſeyn. Ich weis auch wohl, wen ich gern zu meinem Lehrmei-

her gekommen, als ich von der Post drey angenehme Briefe aus Ihrem Hause vom 28sten May erhielt, von Ihnen aber nicht eine Zeile, auch die geringste Spur nicht fand, daß Sie in Willens gehabt hätten, an mich zu schreiben, oder, daß es Ihnen eingefallen wäre, wegen dieser unterlassenen Antwort meine Freundschaft beruhigen zu lassen. Diese Gleichgültigkeit ist mir unerwartet. Vielleicht bringt die morgende Post, was ich so sehr wünsche. Und geschieht es auch alsdann nicht, ... ich wage es nicht, mich zu erklären; aber ich wage es noch weniger, mein Tagebuch fortzusetzen. Denn da es scheint, daß Ihnen der kleine Brief vom 24sten May sehr gleichgültig gewesen, so muß ich befürchten, daß Ihnen dieser Traktat, welcher aus sieben langweiligen Briefen besteht, gar ekelhaft werden möchte.

Meine

Meine liebe Charitas,

Unſer Briefwechſel iſt mir viel zu angenehm geweſen, als daß ich nicht auf ein Mittel hätte denken ſollen, Ihnen eine Gelegenheit zu verſchaffen, wie Sie deſſelben ſich fleißig erinnern, die nützlichen und guten Gedanken, die man Ihnen in die Feder gelegt, täglich vor Augen haben, und meine freundſchaftlichen Lehren und Warnungen

Zu beſſerm Verſtändniſſe dieſer Briefe dienet folgende kleine Anekdote. Der ſelige Rabener gieng in einem gewiſſen angeſehenen Hauſe aus und ein, wo ſich ein Paar junge Frauenzimmer befanden. Dieſe geriethen auf den ſcherzhaften Einfall, mit ihm einen Briefwechſel unter einem erdichteten Namen zu unterhalten. Ein paar Wochen lang wußte er nicht, woran er war; ein Zufall aber entdeckte ihm die Verfaſſerinn. Er ließ ſich nichts davon merken, und ſchrieb ſo lange in dem vorigen Tone fort, bis er eine Erklärung für gut fand. Dieß gab ihm inzwiſchen Gelegenheit, den Scherz in ſeinen Antworten den Perſonen gemäßer einzurichten.

nungen sich immer bekannter machen könnten. Ich habe geglaubt, daß dieses am füglichsten geschehen möchte, wenn ich alle Briefe, wie sie von Zeit zu Zeit von uns und den beiden verkappten Barbern geschrieben worden, zusammenbringen ließ. In diesem Bändchen sind sie alle beysammen. Ich werde wegen dieser Aufmerksamkeit für Ihr Bestes mehr belohnt seyn, als ich ein Recht habe, es zu verlangen, wenn Sie dafür meine gute Freundinn bleiben. Leben Sie wohl. Dresden, am 26sten März, 1758.

Rabener.

Mein Herr,

Das ist der erste Brief, den ich in meinem Leben schreibe. Ich bin ein Mädchen von drey bis vierhundert Wochen. Vor etwa drey Monaten habe ich angefangen schreiben zu lernen. Man sagt: ich schriebe für die kurze Zeit, da ich gelernt habe, recht hübsch. Es wäre mir lieb; doch möchte ich mich nicht gern betrügen. Sie sollen Richter seyn. Belieben Sie Ihre Gedanken davon nur einigen von Ihren guten Freunden zu sagen, so will ich sie bald erfahren. Schmeicheln Sie mir nicht: erfahren sollen Sie aber auch nicht, wer ich bin, bis ich gehört, wie Ihr Urtheil ausfallen wird. Verzeihen Sie meiner Freyheit. Ich bin Ihre Dienerinn, und heiße mit dem Vornamen

Charitas.

Dres-

Dresden, am 9. Decemb. 1757.

Recht schön, meine artige kleine Korrespondentinn, allerliebst schön schreiben Sie. Ganz gewiß müssen Sie sich in Ihrer Zeitrechnung geirrt haben; denn unmöglich kann ein Frauenzimmer von vierhundert Wochen so richtig und so fein schreiben. Aber ich besinne mich, das schöne Geschlecht braucht kaum so viel Monate, als wir Mannspersonen Jahre brauchen, recht gut, oder recht schlimm zu werden.

Wenn Sie, meine liebe Unbekannte, dieses noch nicht verstehen, so fragen Sie nur Ihre Tanten, die werden es Ihnen gewiß erklären. Sie warnen mich, ich solle Ihnen nicht schmeicheln? O! merken Sie sich die Warnung, ich bitte Sie darum. Nicht alle Mannspersonen sind so aufrichtig, als ich bin. So bald Sie achthundert Wochen alt sind, werden Sie erfahren, daß ich heute wahr geredet habe. Sie schreiben mir doch bald wieder? Wie sorgfältig will ich Ihren Brief aufheben, da er, wie Sie sagen, der erste ist, den Sie in Ihrem Leben schreiben. Mir wird er allemal schätzbar, und künftig für viele ein Heiligthum seyn, die Ihre Briefe vergebens wünschen. Habe ich Ihnen nunmehro genug gesagt? Nun erfahre ich doch Ihren ganzen Namen? Ich möchte mich gern mündlich bey Ihnen bedanken, und Ihnen die Hände küssen.

Rabener.

Mein Herr,

Ist es wahr, daß Sie sich die Mühe nehmen, und mir auf meinen gestrigen Brief antworten wollen? Die Frau, die ihn überbracht, hat mir es beredet. Damit könnten Sie mir eine rechte Freude machen. Wie fleißig wollte ich ihn durchbuchstabieren, und allemal in meinem Schränkchen wieder aufheben! Schreiben Sie geschwind, die Frau soll darauf warten. An solche kleine Mädchen haben Sie doch noch nicht geschrieben. Ich möchte schon wissen, was Sie sich für eine Vorstellung von mir machen? Warten Sie, ich will sehen, ob ich mich beschreiben kann. Ich bin zu meinem Alter weder zu groß noch zu klein; schön sehe ich nicht aus, aber auch nicht häßlich. Artig — manierlich . . . Ich will aufrichtig seyn. So gar sehr artig und manierlich, als viele andere von meinen Jahren, bin ich auch nicht. Ich bin mehr ernsthaft, als lustig, und halte mich gern zu erwachsenen Personen, die sittsam und verständig sind. Ich habe . . . nein, das sagt Charitas nicht. Schweigen muß sie, sonst wird sie sich verrathen; das thut sie nicht.

Mein Herr, Charitas ist Ihre gehorsame

Dienerinn.

Am 9ten December, Abends.

Sie sind schalkhaft, meine kleine Freundinn, beynahe so schalkhaft, als ein erwachsenes Frauenzimmer. Ich hoffte gewiß, ich würde Sie heute kennen lernen. Sie kön-

können wohl glauben, daß ich mich sehr darauf freute. Voll Ungeduld erbrach ich Ihren Brief, ich lief ihn flüchtig durch, ich las ihn noch einmal, noch zweymal mit der größten Aufmerksamkeit durch, und nun weis ich heute eben so wenig, als ich gestern wußte. Aber nehmen Sie sich in Acht, meine gar zu verschwiegene Charitas! ich habe schon mit dem Amtmanne gesprochen. Noch in dieser Woche, vielleicht morgen, soll durch die ganze Stadt in allen Quartieren Aussuchung gethan werden. Alle Frauenzimmer von drey bis vierhundert Wochen, die nicht zu groß und nicht zu klein, nicht zu schön und nicht zu häßlich, mehr ernsthaft als lustig sind; alle diese Frauenzimmer sollen zusammengebracht werden. Was wetten wir, ich ertappe Sie? Ich werde eine jede nach der Reihe fragen: ob sie artig und manierlich sey? Und wenn eine darunter ist, die es aus Bescheidenheit läugnet, daß sie es nicht so wäre, wie viele von ihren Jahren, diese ist gewiß meine versteckte Charitas. Wird Ihnen nun bald Angst? — Wie? ich glaube, Sie lachen gar noch darüber? Nun, warten Sie nur; gewiß, gewiß ertappe ich Sie; und wie soll ich Sie hernach bestrafen?

Rabener.

Mein Herr,

Ey, wie freue ich mich, daß Sie an meine kleine Muhme schreiben! Nicht wahr, an mich schreiben Sie nun auch? Aber ich frage nicht, ob Charchen besser schreibt,

als ich; denn Charchen iſt auch älter, als ich. Aber wenn Sie noch mehr an Charchen ſchreiben wollen, da will ich auch recht hübſch ſchreiben lernen; ich laſſe mir aber doch keine Linien ziehen. Ach! hören Sie, wenn Sie mir ſchreiben, will ich auch mit keiner Puppe mehr ſpielen; aber Charchen ſpielt noch mit Puppen, und hat einen Hampelmann, der heißt Wilhelm. Ach! ich möchte gern wiſſen, welche Sie für die leichtfertigſte hielten? nicht wahr, mich nicht? Charchen ſagte mir in der Schreibeſtunde, daß ſie gleich den andern Tag wieder ein Briefchen von Ihnen erhalten, und das hätte ſie in ihr Schränkchen verſteckt; wenn Sie mir aber ein Briefchen ſchicken, das will ich allen Leuten weiſen, und da werden die Leute ſprechen: Ey, hat er denn auch kleine Mädchen lieb? Nicht wahr, das iſt beſſer? Aber Sie müſſen mir auch antworten; ſonſt lacht mich Charchen aus. Auf mein Briefchen dürfen Sie nur ſchreiben: An die kleine Barbara, Couſine der Charitas.

Barbara.

Am 11. December, 1757.

Das iſt eine verzweifelte Sache, mein gutes Barbechen. Ich ſoll ſagen, wer am leichtfertigſten iſt: ob Sie, oder Ihre Couſine Charitas? Ich dächte nun ... was meynen Sie wohl, was ich dächte? — ich dächte, Sie wären am leichtfertigſten. Warum? — das will ich Ihnen gleich erzählen. Charitas ſagt von ſich ſelber ſehr wenig Gutes, und von Ihnen hat ſie mir gar nichts Böſes geſagt; aber Sie ſagen mir von der Charitas, daß

daß ſie nach Linien ſchreibe, daß ſie mit Puppen ſpiele, und ich weis ſelbſt nicht, was Sie mir alles von ihr ſagen. Habe ich nicht Recht, daß Sie leichtfertiger ſind? Ich glaube auch, daß mich Charitas lieber hat, als Sie mich haben. Denn ſie verſteckt meine Briefe in ihr Schränkchen, und Sie wollen meinen Brief allen Leuten weiſen: das ſehe ich nicht gern.

In vierzehn Jahren werden Sie mich ſchon verſtehen. Schreiben Sie mir doch bald wieder, ob ich Recht habe; aber ſeyn Sie verſchwiegener, und zeigen Sie dieſen Brief keinem Menſchen, am wenigſten Ihrer Mama. Das merken Sie ſich einmal für allemal. Ich küſſe Ihnen Ihre kleinen Hände.

Rabener.

N. S.

Wiſſen Sie denn wohl, daß der Charitas ihr Hampelmann eben ſo heißt, wie ich? Das hat wohl was zu bedeuten. Noch eins: ſind Sie wohl großmuthig genug, Ihrer Charitas zu ſagen, daß für ſie ſchon ſeit vorgeſtern ein Brief bey mir liegt?

Mein Herr,

Ich bin ſchon wieder da; haben Sie etwas zu thun, ſo leſen Sie nicht weiter. Ich komme nur, mich für Ihren ſchönen Brief gehorſamſt zu bedanken. Ach, wenn ich ſo ſchreiben könnte! Glauben Sie wohl, daß ich es mit der Zeit lernen ſollte? ich wollte recht fleißig ſeyn. Ich weis auch wohl, wen ich gern zu meinem Lehrmei-

ſter haben möchte; aber wer wird ſich mit ſo einem kleinen Mädchen, wie ich bin, die Mühe nehmen? Zum wenigſten will ich mir bey Ihnen ausbitten, daß ich noch etlichemal an Sie ſchreiben darf, und da müſſen Sie mir auch erlauben, daß ich noch nicht ſagen darf, wer ich bin; denn ſo bald Sie das erfahren, ſo wird die ganze Freude aus ſeyn. Soll ich die Woche ein oder zweymal ſchreiben? — Sie antworten mir aber doch auch? Denn daran iſt mir am meiſten gelegen. Sie ſchreiben gar zu ſchön, und ich weis Jemanden, der mir, was ich nicht verſtehe, erklären ſoll. Den Jemand kennen Sie auch. Meine Tanten kann ich nicht darum fragen. Ich habe nur Eine, und die bekomme ich ſelten zu ſehen. Leben Sie wohl. Wenn darf ich denn wieder erſcheinen?

Charitas.

P. S.

Verbieten Sie doch Ihrem ſchlauen Diener, daß er meiner Briefträgerinn nicht mehr nachſchleicht.

Am 12. December, 1757.

Da haben Sie zween Briefe auf einmal. Seit Freytags habe ich mit Schmerzen auf eine Antwort von Ihnen gewartet. Ich glaubte ſchon — verzeih mirs Gott — ich glaubte ſchon, Sie wären unbeſtändig und mir in meiner Korreſpondenz untreu geworden. Denn, ob Sie gleich noch ein ſehr junges Frauenzimmer ſind, ſo ſind Sie doch ein Frauenzimmer. Ja, meine liebe

Cha-

Charitas, alle Wochen zweymal, — ſiebenmal ſchreiben Sie alle Wochen, wenn Sie wollen. So oft ich kann, werde ich antworten, und mannichmal habe ich viel Zeit. Fahren Sie nur fort; Sie werden in kurzem noch viel beſſer ſchreiben lernen, als ich es kann, denn ich ſehe ſchon durch die Brille. Wollen Sie mich im Ernſte zum Lehrmeiſter annehmen? O! verſuchen Sie es; ich bin recht fromm, und Mädchenſchulmeiſter habe ich ſchon in meiner Jugend werden wollen. Aber darf ich denn inzwiſchen gar nicht wiſſen, wer Sie ſind? Gut, ich will es auch nicht wiſſen. Mein Bedienter ſoll auch Ihrem verſchwiegenen Courier nicht mehr nachſchleichen. Das iſt eine verſtockte Frau! ſie hat mir gar nichts geſtanden. Darf ich denn auch nicht wiſſen, wer der Jemand iſt, der Ihnen alles erklärt, und den ich kennen ſoll? Wenn ich nur zum wenigſten das wiſſen ſollte. Noch eins. Haben Sie denn noch eine jüngere Couſine, die Barbara heißt? Sie hat mir am Sonnabende geſchrieben, recht viel Böſes von Ihnen geſchrieben: aber ich habe ihr geſtern kurz und gut geſagt, ich glaubte das alles nicht; ich habe ſie brav ausgeſcholten, aber ich war auch recht böſe auf die leichtfertige Barbara. Ihren Jemand grüſſen Sie von mir aufs verbindlichſte. Nur den Jemand: Aber Sie ſchütteln mit dem Kopfe. Gut! von Ihnen laſſe ich mir alles gefallen. Leben Sie wohl!

Rabener.

Mein Herr,

Ich bitte zwar um Verzeihung, daß Sie so oft überlaufen werden; ich kann mir aber nicht helfen. Gestern Nachmittage waren Sie nicht zu Hause. Also konnte ich auch keine Antwort bekommen, und gleichwohl möchte ich gar zu gern wissen, ob Sie mir erlauben, noch weiter an Sie zu schreiben, und wie vielmal die Woche? wenn es auch nur Einmal wäre. Ach ja, das erlauben Sie, bitte bitte ganz gehorsamst.

Charitas.

Am 14. December, 1757.

Nun schreibe ich den dritten Brief an Sie, meine liebe Charitas; aber vielleicht wird er eben so wenig abgehalt, wie die ersten beide. Es geht Ihnen wie allen vornehmen Leuten; je mehr Bediente, desto schlechtere Bedienung. Jeden Brief senden Sie mir durch ein neues Gesicht, und diese kommen wohl gar nicht wieder, oder doch, wenn niemand zu Hause ist. Ihre erste Briefträgerinn war wohl die beste; diese wollen wir zu unserm Briefwechsel verpflichten lassen. Sind Sie nicht auch meiner Meynung? Wenn dieser Brief wieder liegen bleibt, so lasse ich unsre ganze Korrespondenz in den Dresdner Anzeiger setzen, damit Sie erfahren, daß ich Ihnen geantwortet habe. Soll ich das thun? Adieu!

Rabener.

Ey, ey! wenn der Herr Amtmann wüßte, daß Sie ihn zum Popanz machten, was würde er ſagen? Fürchten Sie ſich aber nur nicht; dasmal ſoll er nichts erfahren. Den Spaß möchte ich wohl ſehen, wenn wir Kinder in zwo Reihen ſtünden, und Sie giengen mitten durch, und fragten eins nach dem andern: Biſt du es, mein Kind, oder biſt dus? Nimmermehr hätten Sie es erfahren ſollen. Es giebt auch leichtfertige Mädchen unter uns, die hätte ich angeſtiftet, daß ſie Sie und den Herrn Amtmann hätten zu lachen gemacht; aber ſo iſt es beſſer. Ich habe Sie noch einmal ſo lieb, daß Sie nicht wiſſen wollen, wer ich bin, und daß ich ſo oft ſchreiben darf, als ich will. Sie ſagen mir ſo viel ſchöne Sachen, daß ich nicht weis, für was ich mich zuerſt bedanken ſoll: Das aller — allerliebſte iſt mir, daß Sie mich zu Ihrer Schülerinn annehmen wollen. Sie werden ſehen, daß ich recht hübſch folge. Fragen Sie im rechten Ernſte, ob ich noch eine Couſine habe, die Barbara heißt? Das iſt ein fürchterlicher Name, den habe ich noch niemals gehört. Und die hat an Sie geſchrieben? Und die hat Böſes von mir geſchrieben? Von mir? Das kann unmöglich ein klein Mädchen ſeyn. Es iſt ſchon recht, daß Sie ſie brav ausgeſcholten haben. Hat ſie denn auch geſagt, wie ſie ausſieht? Wenn ſie nun ſchöner wäre, als ich, blieben Sie deswegen doch mein Herr Lehrmeiſter? Wenn ich mich nur nicht abgemalt hätte! Ich bin nun eben nicht ſo gar . . . Das Ding verdrießt mich. Schreiben Sie ihr etwa bald wieder? Wollten Sie wohl ein Briefchen von mir mit einſchlagen? Barbara! nein, Barbara möchte ich nicht heißen. Nicht wahr, Charitas klingt ſchöner?

Charitas.

Am 16. December, 1757.

Alſo ſoll ich wirklich Ihr Lehrmeiſter werden? Ja, meine liebe Schülerinn, darauf bin ich recht ſtolz, weit mehr ſtolz, als kleine Mädchen, die nicht ſo vernünftig, wie Charitas denken, auf neue Kleider ſind. Was werde ich nicht für Ehre mit Ihnen einlegen! Aber, wie mache ich es, wenn ich Sie ſtrafen ſoll? da ich nicht weis, wer Sie ſind, und wo Sie wohnen; doch ich bin überzeugt, Charitas ſtraft ſich ſelbſt, wenn ſie ja einmal fehlt, und ſie fehlt gewiß nur ſelten. Haben Sie denn im Ernſte keine kleine Muhme, die Barbara heißt? Das iſt für mich ein neues Räthſel. Und hätten Sie vier Barben zu Muhmen, ſo bleiben Sie mir doch die liebſte. Halten Sie das wirklich für den bitterſten Vorwurf, den Ihnen Barbara machen könnte, wenn ſie geſagt hätte, daß ſie ſchöner wäre, als Charitas? O wie ähnlich ſind ſich doch die Frauenzimmer von *** ja, vielleicht von dem Jemand an bis auf die Charitas! Barbara hat mir von Ihnen das nicht geſagt. Und ich bin gewiß, wenn Charitas nicht ſo ſchön, ja, und wenn ſie ſogar häßlich ausſähe; ſo würde ich ſie doch wegen ihrer andern guten Eigenſchaften unendlich hochſchätzen. Bey einem artigen und tugendhaften Mädchen vermißt man die Schönheit ſehr wenig. Sehen Sie, rede ich nicht ſchon in einem wahren Schulmeiſterton? Fürchten Sie ſich nur nicht! So ernſthaft ich manchmal ausſehe, ſo freundlich küſſe ich Ihnen doch itzt die Hände.

Rabener.

Am

Am 17. December. 1757.

Da ich nun einmal Ihr wohl berufener und verordneter Leib- und Mundschulmeister bin; so werden Sie mir die große Neugierde verzeihen, die ich habe, Sie näher kennen zu lernen: nicht Ihre Person, weil Sie dieses nicht wünschen; sondern Ihre tägliche Beschäfftigung. Melden Sie mir doch, wie Sie vom Morgen bis auf den Abend Ihren Tag zubringen, was Sie lernen, und am begierigsten bin ich zu wissen, womit Sie sich in Nebenstunden vergnügen? Von diesen letztern, und besonders von Ihren Spielen, verschweigen Sie mir ja nichts. Barbara sagt mir sonst alles, und ich werde mich sehr betrüben, wenn Sie mir nicht die reine Wahrheit sagen. Sie spielen doch nicht mit einem Hampelmann, der Wilhelm heißt? Was die Barbara für ein leichtfertiges Mädchen ist! Mir solch Zeug zu bereden? Sie soll mir nur noch einmal wieder kommen. Nein, Charitas hat mir gesagt, daß sie ernsthaft sey, und mit erwachsenen Personen am liebsten umgehe, nicht mit Hampelmännern. Nun der Charitas muß ich wohl mehr glauben, als der Barbara, nicht wahr?

Rabener.

N. S.

Wollen Sie mir einen Brief an die Barbara schicken? Ich habe Gelegenheit, ihn zu bestellen.

Mein Herr,

Nein, gewiß, ich kenne keine kleine Muhme, die Barbara heißt. Glauben Sie denn, daß ich Ihnen Unwahrheiten sagen könnte? Da wäre ich nicht werth, Ihre Schülerinn zu seyn. Sie sind wohl gar ein wenig argdenklich. Nehmen Sie mirs aber nicht übel. Sie glauben, ich habe die Barbara im Verdacht, daß sie Ihnen geschrieben, ich wäre nicht hübsch: nein, versichere nicht. Ich will Ihnen sagen, warum ich verdrießlich war. Ich habe Ihnen geschrieben, daß ich nicht schön und auch nicht die allerartigste wäre: Könnte ich nun nicht fürchten, daß Sie vielleicht nicht gern an zwey kleine Mädchen schreiben möchten, und also die hübschste aussuchen, und mich etwa sitzen ließen? Sehen Sie, das war es, wovor ich mich fürchtete. Nun bin ich aber wieder froh, recht froh, daß Sie mein Lehrmeister seyn wollen; wenn ich auch häßlich aussähe. Immer strafen Sie mich, wenn ich fehle. Je ernsthafter Sie sind, desto lieber mir es ist; aber nur böse müssen Sie nicht werden, sonst weine ich; gewiß, ich weine, und da wird mich niemand trösten können, denn ich werde es niemanden sagen, warum ich weine. Gienge es denn nicht an, daß ich Sie selber fragen dürfte über das, was ich in Ihren schönen Briefen nicht recht verstehe? Ach ja, Sie sind ja mein Herr Lehrmeister, und können mirs am besten erklären. Ich will es probiren. In einem Briefe sagen Sie, ich wäre schalkhaft, wie ein erwachsenes Frauenzimmer: Heißt denn das gelobt oder getadelt? Kann man denn nicht tugendhaft und schalkhaft zugleich seyn? Hernach sagen Sie auch: Sie hätten geglaubt, ich wäre unbeständig, oder gar untreu geworden; denn wenn ich nur ein klein Frauenzimmer wäre,

so

so wäre ich doch ein Frauenzimmer. Sind denn alle Frauenzimmer so, oder nur einige? und sind denn die Mannspersonen gar nicht unbeständig, gar nicht untreu? Endlich sagen Sie: O! wie ähnlich sind sich doch die Frauenzimmer! und Sie sagen gleich darauf, wie Sie glaubten, ich wäre böse auf die Barbara, daß sie sich für schöner hielte, als mich. Aergerts denn die großen Frauenzimmer mehr, wenn man ihnen sagt, daß sie nicht schön sind, als wenn man ihnen sagt, daß sie nicht verständig sind? Antworten Sie mir fein umständlich, ich möchte gar zu gern etwas lernen. Verlangen Sie aber nicht zu wissen, ob mich mein Jemand etwa angestellt hat, daß ich Sie fragen soll; ich sage nichts, und gleichwohl möchte ichs Ihnen hernach auch nicht abschlagen. Nein, nein, Sie fragen mich nichts, ich weis es schon.

Charitas.

Den 22. December, 1737.

Sie fragen mich auf einmal zu viel:

Ob ein Frauenzimmer tugendhaft und schalkhaft zugleich seyn könne?

Ob alle Frauenzimmer, oder nur einige davon unbeständig? Und ob die Mannspersonen gar nicht unbeständig, gar nicht untreu wären?

Ob es die Frauenzimmer mehr ärgere, wenn man ihnen sagt, daß sie nicht schön, als wenn man ihnen sagt, daß sie nicht verständig sind?

Cha-

Charitas! wo haben Sie hingedacht? drey ſolche wichtige Fragen auf einmal zu thun! Und in einem einzigen Briefe drey ſolche Fragen beantworten zu ſollen; das iſt zu viel, wahrhaftig zu viel. Ich getraue mir von dieſen Fragen einen ganzen Stoß zu ſchreiben, über den Charitas nicht wegſehen kann. Aber deſto weniger werde ich itzt davon ſchreiben; denn ich weis es gewiß, meine gute Charitas, ganz gewiß weis ich es, Sie haben ſo viele von Ihren Freunden um ſich, die mich ſehr auslachen würden, wenn ich über etwas predigen wollte, das dieſe Ihre Freundinnen beſſer verſtehen. Und der Jemand . . . aber nicht ein Wort wieder geſagt, Charitas, — und ich denke immer, der Jemand weis viel aus der Erfahrung. Aber nur etwas auf Ihre Fragen zu antworten: warum iſt Ihnen das Wort ſchalkhaft verdächtig? Unmöglich kann es was Böſes ſagen, da ich Sie genennt habe; und wenn Ihre Tanten, (denn ich glaube es immer noch nicht, daß Sie nur Eine Tante haben) und wenn dieſe Tanten nicht ſo ſchalkhaft wären, ſo würden ſie nur halb ſo liebenswürdig ſeyn. Ueber die Unbeſtändigkeit des Frauenzimmers will ich mich mit Ihrer und der wertheſten Angehörigen Erlaubniß, nicht weitläuftig erklären. Unter uns geſprochen, die unbeſtändigſten ſind es. Nicht alle in der Liebe, auch in der Freundſchaft nicht alle; aber doch in andern Sachen, und im Geſchmacke gewiß alle; verſtehen Sie mich, Charitas? alle, alle! Ob es die Mannsperſonen auch ſind? O! meine liebe Charitas, vor dieſen Leuten nehmen Sie ſich in Acht! die ſind unbeſtändig, ſie ſind untreu, und zum größten Glücke läßt ihnen dieſer Fehler ſehr lächerlich, ganz unerträglich lächerlich, denn er iſt ihnen nicht ſo natürlich, wie dem Frauenzimmer. Ihre dritte Frage iſt zu verfänglich. Viele Frauenzimmer, das räume ich ein, werden

den mehr beleidigt, wenn man sie häßlich, als wenn man sie unverständig nennt: aber davon war in meinem Briefe an Sie die Rede nicht. Hätten Sie mich gefragt: Ob auch verständige Frauenzimmer empfindlich würden, wenn man ihnen zu verstehen gäbe, daß sie nicht schön wären, und ob sie nicht lieber wünschten, auch schön zu seyn? Wenn Sie so gefragt hätten, so wüßte ich die Antwort. Ueberhaupt, meine werthe Charitas, wenn ich vom Frauenzimmer Böses rede, so müssen Sie mir das nicht übel nehmen. In Leipzig hatte ich es Ursache, und in Dresden kann ich mir es nicht abgewöhnen. Die Fehler des schönen Geschlechts fallen viel stärker in die Augen, als ihre Tugenden, weil man nichts als Tugenden von ihren Vollkommenheiten erwartet. Und wie Mannspersonen sind allerdings sehr mühsam, ihre Fehler auszuspähen, weil sie außerdem zu unendlich viel Vorzüge vor uns haben würden. Sind Sie mit dieser Ehrenerklärung zufrieden?

N. S.

Mein Brief war schon geschlossen, da ich den Ihrigen bekam. Ich danke Ihnen für Ihren schönen Lebenslauf und für Ihren abgedankten Hampelmann. Das war wohl ein großes Opfer? Also hatte Barbara doch nicht ganz Unrecht? Der kleine Spion! Ich wünsche Ihnen recht viel Schönes zum heiligen Christe.

Rabener.

Mein

Mein Herr,

Sie wollen von mir wiſſen, wie ich vom Morgen bis auf den Abend meine Zeit zubringe. Das will ich Ihnen ſagen. So bald ich angezogen bin und gebetet habe, ſehe ich, wo ich etwas zu thun bekomme, denn müßig gehe ich nicht gern. Zuweilen ſtricke ich, zuweilen nähe ich auch; aber nähen kann ich noch nicht viel, doch will ich es ſchon lernen, und Ihnen einmal etwas von meiner Arbeit zuſchicken. Des Vormittags habe ich eine Stunde, da lerne ich den Katechiſmus; hernach kömmt mein Schreibemeiſter. Zweymal die Woche kömmt mein franzöſiſcher Sprachmeiſter. Künftigen Sommer ſoll ich noch mehr Lehrmeiſter bekommen. Ich lerne auch rechnen, und ſeitdem ich leſen kann, leſe ich fleißig. Schlagen Sie mir doch ein hübſch Buch zum Leſen vor. Ich habe wohl Puppen und auch einen Hampelmann, er heißt aber nicht Wilhelm, und ich ſpiele auch nicht mehr damit; und daß Sie ſehen, daß ich mir gar nichts aus ihm mache, ſo ſchicke ich ihn durch die Briefträgerinn auch mit. Da ſehen Sie, daß ich Ihnen nichts verſchweige. Wenn ich nur ſollte wiſſen, wer die kleine Barbara wäre, und wer ihr alles ſagte. Ehestens will ich einmal an ſie ſchreiben. Sagen Sie ihr nichts, daß Sie den Hampelmann haben; wir wollen doch ſehen, ob ſie das auch erfahren wird.

Charitas.

Meine

Meine lose Barbara,

Zweymal haben Sie einen Brief von mir verlangen lassen, ohne mir eine Zeile zu schreiben. Ist das wohl zu verantworten? Wenn Sie wüßten, daß ich mich mit Ihnen zanken wollte, recht scharf zanken; so würden Sie kaum so neugierig nach meinen Briefen seyn. Warum schreiben Sie denn so viel Böses von meiner guten Charitas? Sie kennen wohl das arme Mädchen nicht einmal; wenigstens will Charitas von keiner Cousine wissen, die Barbara heißt. Da steckt wohl gar eine kleine Schelmerey dahinter. Verantworten Sie sich, das will ich Ihnen rathen; sonst glaube ich, daß Sie fast so boshaft sind, als Ihre Mama. Charitas hat mir ihren Hampelmann geschenkt. Hier schenke ich Ihnen solchen wieder zum Weihnachtsgeschenke; Sie spielen doch wohl lieber damit, als meine ernsthafte Charitas. Unterstehen Sie sich ja nicht wieder, der Charitas solche Vorwürfe zu machen, oder ich komme selbst und gebe Ihnen ... die Ruthe nicht ... ein Mäulchen gebe ich Ihnen. Das können Sie sich merken.

Rabener.

N. S.
Bitten Sie es meiner Charitas ab; die Charitas ist ein recht gutes und geschicktes Mädchen. Auf mein Wort!

Mein Herr,

Da haben Sie einen Brief. Können Sie ihn doch an Ihre auserwählte Charitas schicken. Wenn Sie hübsch wüß-

wüßten, daß sie .... Je ja doch! Sie sollen nichts wissen; Sie sagen doch alles wieder. Ihre Dienerinn, kurz und gut.

Barbara.

N. S.

Ich schimpfe, wenn Sie den Brief an die Charitas öffnen.

Den 22. December, 1757.

Mein Herr,

Sie mögen mir wohl ein rechter loser Herr Lehrmeister seyn. Warum wollen Sie mir denn auf meine Fragen nicht ausführlich antworten? Woher wissen Sie denn so gewiß, daß ich viele von meinen Freundinnen um mich habe, die Sie auslachen würden? Und warum glauben Sie mir denn nicht, daß ich nur Eine Tante habe? Warten Sie nur, das sollen Sie mir und meinen Freundinnen einmal abbitten müssen. In der kurzen Antwort, die Sie mir auf meine letzten Fragen geben, finde ich vielerley, worüber ich gern aufs neue fragen möchte. Erlauben Sie mir es immer. Ich will nicht mehr so viel auf einmal fragen. Nur eins möchte ich dasmal gern wissen: Warum können Sie sich denn in Dresden noch nicht abgewöhnen, von dem Frauenzimmer Böses zu reden? In Leipzig, sagen Sie, hatten Sie es Ursache. Haben Sie es denn in Dresden auch? Ich bin recht froh, daß ich noch klein bin, und Sie zum Lehrmeister habe. Vor den Mannspersonen will ich mich recht in

Acht

Acht nehmen. Die sollten sich schämen, unbeständig zu seyn. Sind Sie denn auch einmal so gewesen? Wie haben Sie sich denn das abgewöhnen können? — Schweig, Charitas; du fragst schon wieder zu viel. Es ist auch wahr; nicht ein Wort mehr, bis aufs Wiedersehn.

Charitas.

Den 31. December, 1757.

Bald werden Sie aus dem Lehrmeister Ihren Beichtsohn machen. Erwarten Sie wohl im Ernste ein treuherziges Geständniß auf die verfänglichen Fragen:

Ob ich auch in Dresden Ursache hätte, Böses vom Frauenzimmer zu reden?

Ob ich auch einmal untreu gewesen sey?

Unmöglich können Sie dergleichen Offenherzigkeit von mir erwarten. Und doch will ich so aufrichtig seyn, Ihnen wenigstens das zu gestehen, daß ich auch in Dresden Gelegenheit gehabt habe, mit Frauenzimmern unzufrieden zu seyn, noch niemals aber eine Gelegenheit, untreu zu werden. Nun fragen Sie mich davon weiter nichts mehr, wenn ich bitten darf; es giebt Augenblicke, in denen ich sehr stumm bin. Hier ist ein Brief, den ich an die Barbara, und einer, den Barbara an mich, und noch einer, den Barbara an Sie geschrieben. Den an mich bitte ich mir zurück aus, und wenn ich nicht zu viel bitte, auch den zum Durchlesen aus, den Barbara an Sie geschrieben hat. Sie antworten ihr doch? und

darf ich hernach wohl wiſſen, was Sie geantwortet haben? aber wenn ich es auch nicht wiſſen darf, ſo will ich mich beruhigen. Gern möchte ich beide leſen. Ueberlegen Sie es mit Jemanden.

Rabener.

Ma chere Couſine,

Es iſt gar nicht hübſch, daß mich Herr Rabener verrathen hat. Je nun, mags doch! Wenn du mirs zu bunt machſt, ſo verrathe ſch dich auch. He! ſoll ich? Daß du nun beſſer ſchreiben kannſt, als ich: denk doch, das machts noch nicht aus. Was du nicht ſchreiben kannſt, ſchreibt deine . . . bald wär's herausgefahren. Kann ich doch beſſer tanzen, als du; und habe immer hübſche weiße Wäſche, und neige mich; tief, tief neige ich mich. Kannſt du das? Auf den Schooß laſſe ich mich auch nicht mehr nehmen, und bin doch lange nicht vierhundert Wochen alt. Ich grinze auch nicht, wie du, und krieche nicht beſtändig hinter die liebe Mutter. Wirſt du es nun bald Herr Rabenern geſtehen wollen, daß du mich kennſt? Das iſt doch toll! Deine Barbara nicht kennen zu wollen! Warte du . . . Geh nur, ich bin böſe!

Barbara.

P. S.

Den rechten Hampelmann haſt du auch nicht geſchickt. Den dickköpfigen Balg habe ich gemeynt, der oben in der Stube liegt! Weißt du nicht, wo er liegt? Frage nur Linen.

Mein

Mein lieber Herr Lehrmeiſter,

Heute will ich mich nur für die überſandten Briefe bedanken. Sind Sie mir denn auch wirklich ſo gut, als wie Sie es der ſogenannten Barbara ſchreiben? . . . Ja ſo, ich ſoll Sie nicht ſo viel fragen. Nun, antworten Sie mir nur nicht drauf; ſo bin ich geſtraft genug. Sie verlangen der Barbara ihren Brief zu leſen; hier iſt er, und auch meine Antwort. Sie werden ſie wohl beſtellen. Die Barbara, die ſoll ein kleines ehrbares Mädchen ſeyn? Ein kleiner wilder Dragoner muß ſie ſeyn: ſie droht ja mit Verrathen, mit Schimpfen; es fehlt nichts mehr, als daß ſie noch flucht und ſchwört. Ich will nur ſehen, was ſie nun vornehmen wird. Es iſt gewiß kein kleines Mädchen, und wenn es eines wäre, könnten Sie es lieb haben? Sie glauben ihr doch nichts mehr? — Schon wieder gefragt. Aber wie ſoll ich es denn ſonſt machen, wenn ich gern etwas wiſſen will? Ich muß nur dasmal gar aufhören. Vielleicht ſagen Sie mir es ungefragt.

Charitas.

Sie heißen ſich Barbara, und mich Ihre kleine Muhme. Was Sie reden! Ich hatte Sie nicht einmal für ein kleines Mädchen; und wenn Sie eines wären, ſo müſſen Sie gewiß ſehr klein ſeyn, weil Sie die Leute noch Du heißen. Was habe ich Ihnen aber gethan, daß Sie ſo viel Böſes von mir reden? So eine kleine Muhme wäre mir recht! Schämen Sie ſich. Was Sie für

Unwahrheiten sagen! Sie drohen, mich zu verrathen das fehlte noch! Doch meinetwegen verrathen Sie mich aber erstlich müssen Sie den Herrn Rabener durch Jemanden versichern, daß Sie wirklich ein kleines Mädchen sind, daß Sie noch nicht vierhundert Wochen alt, und meine Anverwandtinn sind. Können Sie das thun? Ich glaube es nicht. Ich möchte schon Ihre tiefen Neigen sehen! Das ist eine große Kunst; darüber muß ich lachen.

Charitas.

Den 4. Jänner, 1758.

Ich kann Ihnen heute nur ein paar Zeilen schreiben. Nun bin ich der Barbara im Ernste gram. Das ist eine kleine ungezogene Hummel! Unmöglich kann ich ihr gut seyn. Das werde ich ihr selbst sagen. Nimmermehr werde ich ihr wieder was glauben; und wenn sie gar meine Charitas verriethe, so glaube ich ihr doch nichts. Gott tröste einmal ihren armen Mann, der wird was an ihr zu ziehen kriegen! Aber meiner Charitas ihr künftiger Mann (ich meyne nicht den Hampelmann) der wird ein glücklicher Mensch seyn. Denn ein klein Frauenzimmer von vierhundert Wochen, das schon so gesetzt ist, so fleißig arbeitet, so gern lernt, und in seinen Sachen so ordentlich ist, von andern Personen nichts Böses spricht, mit einem Worte, das so tugendhaft ist, wie meine Charitas, das muß mit der Zeit eine gute Wirthinn, eine vernünftige Freundinn, und also eine liebenswürdige Frau seyn. Heben Sie diesen Brief auf,

er

er wird Ihnen einmal so lieb seyn, als ein Hochzeitcarmen; denn ich weis nicht, ob ich so lange leben möchte, da ich (im Vertrauen gesprochen) schon ein ziemlich alter Junggeselle bin. Ja, meine gute Charitas, nur bis auf Ihre Hochzeit möchte ich noch leben, damit ich Ihrem Manne Glück wünschen könnte. Ich glaube, vor Freuden tanzte ich gar, und wenn ich am Stocke tanzen sollte.

Sind Sie mit der Nativität zufrieden, die ich Ihnen stelle? Sie müssen wissen, daß das mein Handwerk ist. So bald ich ein kleines, oder auch ein erwachsenes unverheurathetes Frauenzimmer kennen lerne, so bald beschäfftige ich mich in Gedanken am liebsten damit, daß ich ihrem künftigen Manne den Planeten lese. Manchmal betrüge ich mich wohl, denn manche Mädchen sind ganz unergründlich. Aber noch öfter erlebe ich, daß ich Recht habe. Die unergründlichen Mädchen betrügen mich freylich, aber zu seiner Zeit sich doch am meisten; sie würden sich doch nicht so verstellen, wenn sie nicht Ursache hätten, sich vor andern und vor ihnen selbst zu schämen. Die Strafe kömmt gewiß, und ihr Mann ist sodann nicht allein unglücklich; sie sind es zugleich mit, und vielleicht doppelt.

Aber ich wollte Ihnen heute nur ein paar Zeilen schreiben, und habe schon die vierte Seite angefangen. So gern schreibe ich an meine liebe Charitas, daß ich meine Weitläuftigkeit nicht einmal merke. Ich finde, da ich itzt diesen Brief wieder durchlese, daß ich sehr ernsthaft gepredigt habe; aber Charitas ist auch keine Barbara. Leben Sie wohl.

Rabener.

N. S.

Hier sende ich Ihnen der Barbara Pasquill mit Danke zurück, und bitte mir auch den Brief wieder aus, den Barbara an mich geschrieben hat. Noch zur Zeit hat sich kein Bothe von ihr gemeldet.

Mein Herr,

Ey! ich habe eine rechte Freude gehabt, daß Sie mir eben so bald ein Briefchen zugeschickt, als der kleinen Charitas; aber meiner Mama habe ich den Brief weisen müssen, denn ich kann noch nicht lesen, und ich hätte auch nicht mehr schreiben können, weil meine Mama mir meine Briefe machen hilft: denn ich darf nicht in meiner Schreibestunde an Sie schreiben, und ich darf auch meinem Schreibemeister gar nichts sagen, daß ich an Sie schreibe, ich möchte nur wissen warum? Als ich den ersten Brief an Sie schrieb, dachte ich, Sie wären etwan in meinem Alter, aber aus der Antwort merke ich wohl, daß Sie müssen etwas älter seyn, denn Sie schreiben auch viel besser, als ich, Sie mögen also wohl etliche Monate länger gelernt haben. Meine Mama lachte recht, da sie das von vierzehn Jahren in Ihrem Briefe las, und sagte, ehe ich so alt werden würde, würden wir einander wohl von Person kennen — ach! darauf freue ich mich recht sehr. Wenn Sie mir wieder schreiben, sagen Sie mir, ob Sie mich auch gern wollen kennen lernen. Mein Jungfer Mühmchen will Ihren Brief abholen lassen, denn ich habe ihr gesagt, daß ein

Brief

Brief bey Ihnen fertig läge . . . Ach! wenn ich nur bald allein ſchreiben könnte, ich wollte Ihnen rechte luſtige Sachen erzählen. Je nun vielleicht lerne ich bald, Sie müſſen mir nur hübſch oft ſchreiben, damit ich nicht die Luſt verliere, fleißig zu lernen.

Barbara.

Mein Herr,

Ich habe gedacht, Sie wären gar böſe auf mich, daß Sie mir nicht auf meinen Brief geantwortet haben; aber die Charitas hat ihn nicht beſtellt, und darum kriegen Sie auch zwey auf einmal. Aber, wenn Sie mir recht gut wären, hätten Sie mir wohl ſelber ſchreiben können; ich werde Ihnen alſo wohl noch zu klein ſeyn. Je nun, mags doch, ich werde auch ſchon groß werden, und da wirds auch wohl große Musjees geben, an die ich ſchreiben kann, und die werden mir gern antworten. Aber hören Sie, an die Charitas ſchreiben Sie oft, und das ärgert mich. Ich bin eben ſo hübſch, wie ſie, und noch dazu eine Brünette; und das iſt wohl beſſer, als einen rothen Kopf zu haben, und den hat Charitas. Wenn ich gleich ein bischen hinke, das will nichts ſagen, und ich habe nun einen hohen Abſatz bekommen, da ſieht man faſt gar nichts mehr; und mein Papa ſagte letzthin bey Tiſche, es wäre mancher Mann ſo betrogen worden; er könnte aus Erfahrung reden, es wäre ihm mit ſeiner erſten Frau bald ſelbſt ſo gegangen, denn die Aeltern hätten es verſchweigen wollen, aber ſie hätte es ihm ſelbſt

gesagt. Ach! seyn Sie doch so gütig, und schicken mir der Charitas ihren Hampelmann; ich will Ihnen auch von meinem heilgen Christe eine schöne Schäferinn schicken, und einen kleinen Harlekin, und hernach will ich die Charitas recht trillen, daß Sie mir ihre Puppe geschickt.

Barbara.

Den 7. Jänner, 1758.

Meine liebe Barbara,

Sie, oder ich, müssen behext seyn. Wissen Sie das Mährchen von dem alten Einsiedler? Ich will es Ihnen erzählen: Es war einmal ein Mann . . . . Aber lassen Sie sichs nur Ihre Amme erzählen. Mit einem Worte, der Einsiedler ließ sich an zween Orten zugleich sehen; und so muß es mit Ihnen unfehlbar auch seyn. Heute bekomme ich zween Briefe von Ihnen, und vor vierzehn Tagen bekam ich auch einen von einer Barbara, einer kleinen Cousine der Charitas. Welche von Ihnen beiden ist nun die rechte Barbara? Charitas will von keiner Cousine Barbara wissen, und sagt, Sie möchten wohl ein kleiner Dragoner seyn; aber warum schreiben Sie auch einen so boshaften Brief an die Charitas? — Ihre Antwort haben Sie doch richtig bekommen? Ich bin ganz verwirrt; ich weis nicht, mit welcher Barbara ich itzt rede; machen Sie es mit der andern Barbara aus. Eine von beiden ist wohl eine kleine Betrügerinn.

Künf-

Künftig will ich alle meine Briefe an Sie bey der Charitas einſchließen. — Soll ich?

Rabener.

Mein Herr,

Was ſoll ich Ihnen auf Ihren ſchönen Brief antworten? Ich weis nichts, als mich zu bedanken. Sie loben mich, das ſoll mich nicht ſtolz machen? Ich will es aber ſuchen, immer mehr und mehr zu verdienen. Ich habe nicht gewußt, daß Sie auch wahrſagen können: wenn das die erwachſenen Frauenzimmer erfahren, da werden ſie ſich erſt recht vor Ihnen fürchten; ich will Sie aber nicht verrathen. Das iſt wohl die Urſache, warum Sie noch nicht geheurathet haben. Ja, ja, wer die Leute ſo kennt, wie Sie, der mag ſich nun wohl in Acht nehmen. Ich dächte aber doch, Sie hätten ſich eine Frau nach Ihrer Hand ziehen können. Und wie Sie die Mannsperſonen beſchreiben, da haben ſich die Mädchen noch mehr zu fürchten. Ich will zwar nichts verſchwören, es hat auch noch lange Zeit mit mir. Aber einen Mann zu nehmen .... Sie lachen vielleicht? Nein, lachen Sie nicht; ich ſchäme mich. Daß ja die Barbara nichts von dieſem Briefe erfährt! Die würde erſt lachen! Leben Sie wohl!

Charitas.

P. S.

Verzeihen Sie mir heute meine ſchlechte Schrift.

Dresden, am 12. Jänner, 1758.

Sie haben mir recht Angst gemacht, meine liebe Charitas, da Sie mir sagen, die erwachsenen Frauenzimmer würden sich vor mir fürchten, wenn sie erführen, daß ich wahrsagen könnte. So alt ich bin, so gut bin ich doch noch dem erwachsenen Frauenzimmer. Das ist bey mir ein Familienfehler, wenn es ein Fehler ist, und ich würde mich sehr betrüben, wenn mich die guten Kinder scheuen sollten. Aber ich weis es schon, Sie verrathen mich nicht, und weil Sie so verschwiegen sind, so will ich Sie künftig zu meiner Vertrauten machen. Ich will Ihnen recht viel Heimlichkeiten ins Ohr sagen. Ich will Ihnen ein paar Mädchen beschreiben, die ich sehr geliebe habe, da ich noch in Leipzig war. Ich will Ihnen den Charakter einiger meiner Freunde, oder vielmehr meiner Bekannten machen, damit Sie sich vor den Mannspersonen desto mehr in Acht nehmen. Meinen itzigen Charakter will ich Ihnen machen, wie ich bin, und wie ich würde seyn, wenn ich geheurathet hätte, damit Sie sehen, daß ich meine Fehler eben so gut kenne, als die Fehler anderer. Ich will Ihnen, (aber um des Himmels willen verrathen Sie mich nicht) Ihre zwo Tanten will ich Ihnen schildern, die verheurathete und die unverheurathete: jene, wie ich glaube, daß sie war, ehe sie den Mann nahm; und diese, wie sie seyn wird, wenn sie einmal einen Mann hat. Sehen Sie, das alles will ich Ihnen nach und nach vertrauen, wenn Sie recht verschwiegen seyn wollen. Wollen Sie das? Melden Sie mir doch, ob ich mich darauf verlassen kann, und welches von allen diesen Geheimnissen Sie zuerst wissen wollen. Ich dächte das von den Tanten; nicht wahr?

Rabener.

Mein

Mein Herr,

Je pfuy! ich werde doch keine Amme mehr haben sollen? Ich bin ja schon seit sieben Jahren entwöhnt, und seit dem meine Kinderfrau den alten garstigen Sänftenträger geheurathet, habe ich auch keine Kinderfrau mehr; ich habe auch alle Leute im Hause gefragt, wegen des Einsiedlers, aber es weis niemand etwas davon. Aber nein, ich mag es auch lieber nicht wissen; denn es mag wohl eine Gespensterhistorie seyn; und da ich mich so leicht fürchte, schade darauf! Ihr Brief ist doch recht garstig geschrieben. Warum schreiben Sie mir denn nicht so gut, als der Charitas, und warum will mich denn das alberne Mädchen nicht kennen? Ich mag auch gar nicht mehr zu ihr gehen, und mit ihr spielen. Ich sehe wohl aus Ihrem Briefe, daß Sie das garstige Ding lieber haben, als mich. Und warum heißt sie mich einen wilden Dragoner? das leide ich gewiß nicht. So bald ich sie sehe, schmeiße ich sie in die Augen: und warum soll ich denn eine kleine Betrügerinn seyn? Sie werden machen, daß ich anfange, recht über Sie zu weinen. In Ihrem ersten Briefe waren Sie so artig, und nun seyn Sie wohl aufgehetzt? Je nu, mags doch, kann es doch gar bleiben: ich muß ja eben nicht an Sie schreiben; es giebt ja mehr Mannspersonen, die auch gern an Mädchen schreiben. Sie sind schon hochmüthig, weil auch die Charitas an Sie schreibt. Wenn Sie mir also nicht wieder ein hübsches Briefchen schreiben, so ist das der letzte; machen Sie nun, was Sie wollen. Ich habe auch um der Charitas ihren Ball gebeten; allein, wenn Sie mir auch den schicken wollen, so mag ich ihn nicht haben.

Barbara.

Pour

Pour Madame O. F. mere de la petite Barbara.

Den 12. Jänner, 1758.

Madame,

Ich kann mir nicht helfen, ich muß Ihre Barbara bey Ihnen verklagen; sie ist ein gar zu schlimmes Mädchen. Das kleine trotzige Geschöpf hat mir einen so grämischen Brief geschrieben, daß mir die Augen übergehen möchten. Wenn ich nicht glauben soll, daß Sie selbst eine böse Frau sind, so züchtigen Sie das leichtfertige Kind. Von wem hat sie denn so viele Bitterkeit gelernt, vom Vater oder von der Mutter? Ich möchte Sie wohl kennen, Madame. Wenn Ihre Barbara mir es nicht recht bußfertig abbittet, so lasse ich ihren Brief in die Erlanger Zeitungen setzen, und warne alle Junggesellen vor einem so kleinen bösen Kraute. Das werden Sie doch nicht gern wollen, daß Ihre Tochter als eine alte Jungfer sterben soll? Gewiß thue ich es, denken Sie an mich, denn ich bin sehr beleidigt. Ich hoffe, Sie werden meine Bitte billig finden, und in dieser Hoffnung bin ich

Ihr

ergebener Diener,

Rabener.

Mein Herr,

Sie wollen mir also nicht glauben, daß ich nur Eine Tante habe? Zwo soll ich wenigstens haben; eine verheu-

heurathete, und eine unverheurathete? Nun meinetwegen, ich kann mir nicht helfen; wahr bleibt es aber doch allemal, daß ich nicht mehr als Eine Tante habe. Sie stellen sich auch wohl nur so, als wenn Sie daran zweifelten, und hinter dieser Verstellung mag wohl sonst etwas stecken, das . . . Charitas sollte ihren Herrn Lehrmeister etwas versichern, und er sollte es nicht für wahr halten, und sie doch zu seiner Vertrauten machen wollen? das kann Charitas nicht zusammen reimen. Wer soll sich einbilden, daß Sie von einem kleinen Mädchen, das nicht wahr redet, glaubten, sie werde verschwiegen seyn. Da sind Sie viel zu klug dazu. Oder möchten Sie vielleicht gern verrathen seyn? Nein, aufrichtig bin ich, und verschwiegen bin ich auch. Ich freue mich schon auf Ihre Charaktere. Nehmen Sie zuerst, welchen Sie wollen, sie werden alle hübsch seyn. Ich bin auch zufrieden, wenn Sie mit den vermeynten Tanten anfangen. Sind es gleich nicht meine Tanten, so kann ich doch vielleicht errathen, wen Sie dafür halten. Meinem Jemand darf ich doch alles weisen, was Sie mir schreiben?

Charitas.

Dresden, am 20. Jänner 1758.

Beynahe machen Sie mich argwöhnisch, meine gute Charitas! Was können Sie für Ursache haben, Ihre zwo Tanten so hartnäckig abzuläugnen? Hätte ich zwo solche liebenswürdige Tanten, ich thäte groß mit ihnen, und verklagte alle Leute, die nicht glauben wollten, daß

sie

sie meine Tanten wären. Und Sie wollen es nicht einmal gestehen, da ich behaupte, und mit so gründlicher Gewißheit behaupte, daß diese zwo Tanten Ihre sind. Nein, Charitas, Sie treiben die Verstellung zu weit! Was wird die Frau von ** sagen, wenn sie zurückkömmt, und ich erzähle ihr von ihrer Schwester Charitas, daß sie von ihren lieben Tanten nichts wissen will.

Warum werden Sie roth, Charitas, da ich Ihnen die Frau von ** nenne? Weis ich etwa von Ihnen zu viel, mehr als ich wissen sollte? Ja, wenn Sie mich mit Ihrem Läugnen böse machen, so sage ich von Ihnen noch mehr, was ich schon lange weis, und alsdann ist Ihre ganze Karte verrathen. So schlau Ihre Briefträgerinn ist, so schlau ist auch mein Bedienter, und ich denke immer, meine kleine Korrespondentinn wohnt mir näher, als ich anfangs gedacht habe. Verstehen Sie mich? Nun lassen Sie es nur gut seyn, ich will weiter nichts sagen, und auch weiter nichts wissen. Unser Briefwechsel verlöre viel Angenehmes, wenn er das Geheimnißvolle verlöre. Aber seyn Sie nicht wieder so halsstarrig. Denn wenn Sie Ihre Tanten läugnen können, so glaube ich auch, daß Sie eine Cousine Barbara haben, daß Sie die Verstellung zu hoch treiben, daß Ihr Jemand recht schlimm ist, daß Sie ... wer weis, was ich alles noch glaube, wenn Sie Ihre Tanten weiter läugnen. Aber wenn ich das alles auch glaubte, so würde mich dieses doch niemals hindern zu glauben, daß Charitas ein gutes Mädchen, aufrichtig und verschwiegen sey. Lügen kann Charitas niemals, wenn sie auch nicht allemal die Wahrheit gesteht. Das ist ein großer Unterschied, wenigstens bey uns Juristen, und wenn Sie mir das nicht glauben wollen, so fragen Sie

nur Ihren Großpapa; haben Sie etwan auch keinen Großpapa? Kleine Verſtockte! Sehen Sie, wie viel ich von Ihrer Familie erzählen könnte, wenn ich Sie nicht ſchonte. Aber da Sie nun ſchlechterdings keine Tanten haben wollen, ſo darf ich Ihnen freylich auch keine Beſchreibung von Ihren Tanten machen, wie ich mir vorgeſetzt hatte. Das würde ſich ſchicken! was ſollten Sie dazu ſagen? Könnten Sie mir es wohl einräumen, daß ich dieſelben ähnlich geſchildert hätte? Wie viel Freude verderben Sie mir! Schon einen ganzen Bogen hatte ich von Ihrer älteſten Tante aufgeſetzt, ich hätte Ihnen recht viel ins Ohr ſagen wollen; recht treuherzig wollte ich mit Ihnen von den vielen Tugenden und den wenigen Fehlern Ihrer Tante reden. Aber nun iſt das alles vergebens. Denn da Sie keine ſolche Tante haben, ſo können Sie mich unmöglich verſtehen, und meine ganze Offenherzigkeit wäre ohne Nutzen. Sehen Sie, Charitas, um ſo vieles Vergnügen bringen Sie mich durch Ihren Eigenſinn. Glauben Sie ja nicht, daß ich mir nur die Mühe erſparen wollte, mein Versprechen auszuführen; es wär ſchon ausgeführt, und damit ich Sie davon überzeuge, ſo will ich Ihnen nur einen Auszug von der weitläuftigen Beſchreibung geben, die ich für Sie aufgeſetzt hatte. Ich habe vieles weggelaſſen, das Sie gar nicht verſtehen können, weil Sie nun, leider! ſchlechterdings keine ſolche Tante haben wollen. Da iſt der Auszug ſelbſt:

»ꝛc. ꝛc. Eben ſo oft habe ich angemerkt, daß Ihre »verheurathete Tante mitten in ihren Vergnügungen »traurig wird. So lebhaft zuweilen die Art iſt, ihre »Freude auszudrücken, ſo merklich iſt hernach ihre Traurigkeit, und weit öfter iſt ſie traurig, als vergnügt.

»Ich

»Ich stelle mir um deswillen vor, und vielleicht nicht »ohne Grund, daß sie in ihrem ledigen Stande ein gros»ses Räthsel für ihre Freunde gewesen seyn mag. In »Einer Stunde dreyerley Gesichter! Gegen diejenigen, »mit denen sie vor einer Minute freundlich gesprochen, »nun frostig und zurückhaltend. Einen Freund, den sie »vor kurzem mit einer beleidigenden Unaufmerksamkeit »stehen ließ, sucht sie wieder auf, und lächelt ihn an, da »er es am wenigsten hoffet. Heute scheint sie ganz hun»grig auf die schönen Wissenschaften, und morgen liegen »ihr alle Bücher im Wege. Sie zankt, versöhnt sich, »zankt wieder, und wird gut. Sie wünscht auszufah»ren, der Wagen wird angespannt; nun ist es ihr zu »windig, und sie schmollt in ihrem Zimmer. Keine »Spielgesellschaft! Ueber Gott! was ist Dresden für »ein todter Ort! Aber da kömmt der Hofrath, und noch »ein junger Mensch, der seit einem Monate eitel genug »ist, zu glauben, daß er jetzt regierender Liebhaber sey. »Geschwind Karten her! — man spielt. Ihre Tante »ist lebhafter, als jemals, sie verbreitet tausend Ver»gnügen über die Gesellschaft, ihr entzückter Liebhaber »schmelzt vor Liebe. Mit einemmal giebt sie die Karten »ihrer Schwester, wirft sich ans Fenster, und hält den »Kopf ꝛc. ꝛc. So war Ihre Tante ehedem, oder ich »müßte mich sehr irren. Sie wird vielleicht damals »mehr aufgeräumt, als traurig geschienen haben, aber »schon ehedem ist sie eben so traurig gewesen, als itzt; »sie hielt es nur damals für nöthiger, sich mehr zu ver»stellen, als itzt, weil sie fand, daß ein aufgeheitertes »Gesicht allemal mehr Bewunderung an sich zieht, als »eine kranke finstere Miene. Aber immer aufgeheitert »durfte sie auch nicht bleiben, ihre Freunde würden es »zu gewohnt worden seyn, und verlernt haben, den

»Werth

»Werth ihrer heitern Blicke zu ſchätzen ꝛc. ꝛc. Sie beſaß auch eine gewiſſe Bosheit, die nur den Frauenzimmern eigen iſt, und die man, ich weis wahrhaftig nicht, wie man ſie im Deutſchen nennt: genug, ſie beſteht darinnen, daß man ſelten ausſieht, wie man iſt; daß man diejenigen, die ſich ſchmeicheln, unſern Charakter ausſtudirt zu haben, durch neue Scenen verwirrt macht; daß man diejenigen, die ſich zu ſehr einbilden, unſre Freunde zu ſeyn, beleidigt, und ſo bald dieſe Beleidigung ſie zu dem bitterſten Entſchluſſe gebracht hat, ſie wieder ſo viel Freundſchaft verrathen läßt, daß ſie ihrer Empfindlichkeit ſich ſchämen, und kaum noch glauben, daß ſie beleidigt geweſen ſind. In dieſer feinen Bosheit mag Ihre Tante eine ziemliche Meiſterinn geweſen ſeyn ꝛc. ꝛc. Sie fand es für ihren Ehrgeiz ſehr bequem, die Geſellſchaft in einer beſtändigen Aufmerkſamkeit zu erhalten. Dadurch, daß ſie immer ſich unähnlich war, brachte ſie es ſo weit, daß ihre itzigen Freunde ſich Mühe gaben, ihre Neigung ſich zu erhalten, und ihre abgeſetzten Freunde ſich noch mehr Mühe gaben, wieder empor zu kommen. Da ſo wenig Mannsperſonen verſchwiegen ſind, ſo mochte ſie wohl merken, wie vortheilhaft dieſe Unverſchwiegenheit für ihren Ehrgeiz ſeyn müſſe, wenn der eine, mit einer ängſtlichen Sorgſamkeit, von ſeinem erlangten Glücke, ihr Freund zu ſeyn, und der andere, mit einem unruhigen Verdruſſe, von dem Verluſte dieſer Freundſchaft ſprach. Ich wünſchte wohl nicht, meine liebe Charitas, daß Sie einmal Ihre Tante in dieſem Stücke nachahmen möchten, da dieſelbe ſo viele andere vorzügliche Eigenſchaften beſitzt, die Ihnen zum Muſter dienen können. Ein Frauenzimmer wagt dabey immer viel, wenn ſie gleich eben ſo tugendhaft und unſchuldig iſt, als Ihre Tante allemal geweſen.

»sen. Unter so vielen Arten der Freunde sind einige be»scheiden, und reden auch alsdann nichts Böses, wenn »sie beleidigt sind; aber sie ziehn sich zurück, und ver»gessen die Eigensinnige, und mich dünkt, der Verlust »eines bescheidenen Freundes ist für ein vernünftiges »Frauenzimmer ein wirklicher Verlust. Andere Freunde »sind boshaft, und rächen sich mit Bitterkeit an dem Ei»gensinne, der ihnen unerträglich geworden ist. Noch »andere sind weder bescheiden noch boshaft, aber muth»willig, und lachen in Gesellschaft über die Begegnun»gen, womit man sie beleidigt hat; und eben diese sind »für das Frauenzimmer die gefährlichsten, weil die ganze »Stadt gern mitlacht. Auf solche Art ꝛc. ꝛc. Aber ich »verliere mich gar von Ihrer Tante, und bin durch diese »Ausschweifung auf den Charakter solcher Personen ge»bracht, die nur die Fehler Ihrer Tante, und nichts »von dem Angenehmen und Liebenswürdigen besitzen, »das dieselbe in den Augen der Stadt, ihrer Freunde »und ihres Mannes so schätzbar macht; wie gesagt, so »gar ihres Mannes, den ein jeder, auch bey dem flatter»haften Eigensinne seiner Frau, für den vergnügtesten »Ehemann, und seine Frau, ungeachtet ihrer kleinen »muthwilligen Unachtsamkeiten, für die getreueste Frau, »bis zur Eifersucht getreu, hält. Das einzige ꝛc. ꝛc.«

Sehen Sie, meine gute Charitas, ungefähr noch einmal so viel, als ich hier gesagt habe, hatte ich von dem Charakter eines verheuratheten Frauenzimmers aufgesetzt, das ich für Ihre Tante hielt. Aber weil Sie nun durchaus keine solche Tante haben wollen, so darf ich Ihnen das Uebrige nicht einmal erzählen, denn Sie würden mich doch nicht verstehen. Und eben so wenig darf ich Ihnen künftig von der unverheuratheten Tante noch etwas sagen. Um so viel Vergnügen bringen Sie mich

mit

mit Ihrem eigensinnigen Läugnen? Leben Sie recht wohl, und bessern Sie sich.

Rabener.

P. S.

Barbara muß gar gestorben seyn. Seit Ihrem letzten Briefe an diese kleine Ungestüme habe ich keine Nachricht von ihr.

Mein Herr,

Wenn ich mich wirklich so verstellen könnte, wie Sie es zu glauben vorgeben, so würde ich den Verlust, der mir dadurch zuwächst, für eine wohlverdiente Strafe ansehen müssen. Sie wollen mir den Charakter von der vermeynten unverheuratheten Tante gar nicht schicken, und den von der verheuratheten bekomme ich auch nicht vollkommen, weil ich nicht zugestehen will, daß sie meine Tanten sind. Was würden Sie aber künftig einmal von mir denken, wenn Sie es erführen, daß ich Sie hintergangen hätte? Nein, viel lieber will ich das Schönste entbehren, als nicht aufrichtig seyn, und wenn es auch mein Großvater und meine Großmutter, da doch beide nicht mehr leben, hätten erlauben wollen. Es kann auch unmöglich Ihr rechter Ernst seyn. Ich glaube, Sie versuchen mich nur, ob ich mich werde verführen lassen. Nicht wahr, ich habe es errathen? Mein Jemand weis, für wen Sie mich halten. Er sagt, Sie thäten mir viel Ehre an. Er könnte sich aber nicht recht einbilden, daß Sie mich wirklich dafür hielten, weil er sonst

nicht glaubte, daß Sie meine Tante so abgeschildert, und mir zugeschickt haben würden. Nun, Sie müssen am besten wissen, warum er daran zweifelt; aber wenn ich nur meiner Aufrichtigkeit wegen nicht um die Charaktere kommen sollte! Kann man denn nicht an Fremden auch etwas lernen? müssen es lauter Bekannte seyn? Wenn ich nun recht sehr bitte? Ach ja, Sie schicken mir der unverheuratheten ihren Charakter auch, und nach und nach die übrigen, die Sie mir versprochen haben. Wenn ich es werde gelernt haben, da will ich Ihnen auch . . . Aber, du arme Charitas, das wird noch lange währen, wenn gleich . . . Lachen Sie nicht, endlich werde ich es schon auch lernen. Nur fein viel Charaktere! Aber so ein Frauenzimmer, wie Sie die Tante beschreiben, das kann ja unmöglich vergnügt [illegible] was muß sie nicht den ganzen Tag zu thun haben, um ihre Rolle recht zu spielen? Da ist kein Wunder, wenn sie zuweilen im Ernste Kopfschmerzen bekömmt. Nein, Charitas, da kann man den Verstand zu etwas Besserm anwenden. Sind aber die Mannspersonen nicht etwa, die sich ihre Freunde nennen, mit Schuld daran? Bestärken sie nicht etwa gar die Frauenzimmer in ihren kleinen Thorheiten, damit sie ihnen dagegen größere zu gute halten, oder auch, weil sie dadurch belustigt werden, und sich um so viel klüger zu seyn einbilden? Oder läßt es etwa vornehmer, wenn man anders aussieht, als man ist? Das mag es wohl seyn. Die Mannspersonen, die mögen zum Theil gefährliche Leute seyn! Sie haben viel in dem Stücke zu verantworten; hernach werden sie aber meistens dafür auch bezahlt, wenn sie heurathen. Sie werden wohl glauben, daß mein Jemand so spricht, freylich, aber . . . genug, ich will mich hüten. Bleiben Sie nur mein Herr Lehrmeister, so wird es schon gut gehen.

ſehen. Und wenn Sie auch errathen könnten, wer ich bin, ſo errathen Sie es lieber nicht! Wollen Sie ſo gütig ſeyn? Nicht wahr? Wenn Sie auch wiſſen, wer ich bin, ſo ſtellen Sie ſich doch wenigſtens, als wenn Sie es nicht wüßten. Denn ſonſt wäre die ganze Freude aus.

Charitas.

Den 28. Jänner, 1758.

Wir wollen uns vergleichen, meine liebe Charitas. Ich will wegen Entdeckung Ihrer Perſon nicht weiter in Sie dringen. Aber ich will, mit Ihrer Erlaubniß, ungeachtet Ihrer Verſtellung, dennoch dasjenige weiter glauben, was ich nur gar zu gewiß weis. Warum wurden Sie denn vorgeſtern ſo roth, da ich Sie auf der Treppe von der Hand Ihrer Mama nahm, und an das Zimmer führte? Sehen Sie, kleine Heuchlerinn, daß ich Sie wohl ertappt habe! Aber vielleicht nehmen Sie ſich vor, auch das zu läugnen, was vorgeſtern geſchehen iſt? Das wäre zu arg. Lieber übergehen Sie es gar mit Stillſchweigen. Es ſcheint, daß Sie den Charakter der verheurathten Tante, oder wer ſie iſt, tadelhafter gefunden haben, als er in der That iſt. Sie legen die ganze Schuld ihrer Fehler auf die Mannsperſonen, ihre Freunde. Dieſe Vertheidigung iſt einer Nichte, oder wer Sie ſind, allerdings anſtändig. Und im Grunde haben Sie Recht, daß ſehr oft die Mannsperſonen an den Fehlern der Frauenzimmer Urſache ſind. So bald ein Mädchen vierhundert Wochen alt iſt, ſo bald ſchmeichelt man ihr

als einem schönen artigen Kinde: (denn nicht alle Mädchen von vierhundert Wochen sind so gesetzt, wie meine Charitas, und nicht alle Mannspersonen reden mit ihnen in einem so altklugen Tone, wie ich mit meiner Charitas rede.) Diese Schmeicheleyen betreffen nur Kleinigkeiten; aber das junge Herz empfindet sie, und der Schmeichler gefällt ihr. Sie beschäfftiget sich von den ersten Jahren an, in diesen Kleinigkeiten, die ihr so viel Schmeicheleyen zuziehen, immer vollkommener zu werden, und vergißt wichtige Tugenden, welche, wenn es hoch kömmt, nur von ihren Aeltern und Lehrmeistern gebilligt, und noch seltner bewundert werden. In dieser unglücklichen Gleichgültigkeit gegen die wahren und vorzüglichen Eigenschaften eines Frauenzimmers nähert sie sich den gefährlichen Jahren, wo sie der Aufmerksamkeit der Mannspersonen täglich wichtiger wird. Ihre Eigenliebe, ihr Verlangen bewundert zu werden, sind mit groß gewachsen. Die Mannspersonen merken diese Schwäche gar zu bald; sie drängen sich an die aufblühende Schöne; sie schmeicheln ihr, und werden mit einer beyfälligen Weigerung lächelnd angehört. Sie sagen ihr tausend allerliebste Tändeleyen von ihrer Bildung, ihrem Anzuge, ihrem Gange, und zur Abwechselung eben so unwichtige Tändeleyen von ihrem Witze vor. Also werden Bildung, Anzug und Gang und Witz, oder welches bey ihr einerley ist, die geschwinde Fähigkeit, andere muthwillig und bitter zu beurtheilen, diese werden für die einzigen Mittel, ihren schmeichelnden Freunden zu gefallen, angesehen. Mit jedem Jahre wird sie darinnen vollkommner, und mit jedem Jahre steigt der eigennützige Beyfall dieser gefährlichen Mannspersonen. Die Liebe zur Veränderung ist allen Menschen, und dem Frauenzimmer vorzüglich, eigen. Die Liebe zur Veränderung:

rung: ſie wird die Thoren überdrüßig, die alle Tage um ſie her ſaſeln, ſie macht ſich neue Bekanntſchaften, und wählt ſich neue Thoren zu Freunden. Die erſtern werden alſo verdrängt, glauben beleidigt zu ſeyn, und reden in der ganzen Stadt Böſes von ihr. Die neuen Bekanntſchaften werden auch abgedankt, und doch keine beſſern gewählt. Denn wie ſoll ſie glücklicher wählen, da ſie, ſeit dem erſten Jahre von den Schmeicheleyen flatterhafter Perſonen betäubt, niemals auf die ernſthaften Höflichkeiten eines vernünftigen Umgangs hören können? Sie hat Witz, aber keinen ausgearbeiteten Verſtand; ſie iſt nicht laſterhaft, aber ohne Tugend. Alle bewundern ihre Schönheit, und niemand hegt eine wahre Hochachtung für ſie. Ihre Hände ſind immer arbeitſam, ohne dasjenige zu thun, was man von der anſtändigen Wirthſchaft eines wohlgezogenen Frauenzimmers verlangen kann. Ein jeder, der mit ihr ſpricht, betet ſie an, nur, um mit ihr zu tändeln, weil ſie artig iſt; der Verwägenſte unter ihnen ſeufzt tückiſche Seufzer, lächzt nach ihrer Schande, ſchwört ihr im Stillen, nur im Stillen, ewige Treue, und würde ſie in dem Augenblicke für die verächtlichſte Kreatur halten, wo ſie aus ehrgeiziger Hoffnung ſeine Schwüre anhörte! Und an allen dieſen ſind, ich ſchäme mich, es zu bekennen, nur die Mannsperſonen ſind an allen dieſen Schuld. Dieſe tändelten mit dem artigen kleinen Kinde; dieſe flatterten ſchmeichelnd um die aufblühende Schöne; eben dieſe ſind ihr in den ſchlüpfrigen Jahren gefährlich, in welchen der Grund zu ihrem künftigen Glücke oder Unglücke gelegt werden ſoll. Aber, meine gute Charitas, nicht alle Mannsperſonen denken ſo liebloſ, und noch weniger würden ſo denken, wenn alle Frauenzimmer ſo geartet wären, wie etliche ſind, die ich hier in Dresden kenne,

und wie meine unvergeßliche Freundinn war, die ich in Leipzig verloren habe. Sie ist todt — bedauern Sie mich, Charitas. Soll ich Ihnen künftig beschreiben, wie sie, diese meine beste Freundinn, war? Für heute leben Sie wohl!

Rabener.

N. S.

Hier ist wieder ein Brief von der Barbara. Darf ich ihn lesen? Aber wenn er nicht anständiger ist, als der letzte, so mag ich ihn nicht einmal lesen.

Mein Herr,

Den Vergleich gehe ich recht gern ein. Sie verlangen, daß ich weiter nichts mehr von mir gedenken soll. Ich lasse mir es gefallen, halten Sie mich für wen Sie wollen, wenn ich nur gewiß seyn kann, daß Sie mit mir zufrieden sind, und mein Lehrmeister bleiben, und mir noch viele solche schöne Briefe schreiben wollen, so bin ich vergnügt. Das ist alles, was ich wünsche. Der letzte Brief hat meinem Jemand ausnehmend gefallen; er hat ihn mehr als einmal durchgelesen. Er hat mir ihn vorgelesen. Er sagt, ich könnte mich glücklich schätzen, von einem solchen vernünftigen Manne unterrichtet zu werden, der die Menschen so gut kennte, sie zu bessern suchte, weil er sie liebte, den Thorheiten, aber nicht den Personen, feind wäre, und — und was er mir alles noch mehr zu Ihrem Lobe sagte. Wie sehr erfreute ich mich

mich darüber! denn mein Jemand ist kein Schmeichler. Ich soll den Brief, wie alle Ihre Briefe, recht wohl aufheben; sie würden mir künftig von sehr großem Nutzen seyn. Er wüßte gewiß, daß ich mich Ihnen nicht erkenntlicher erweisen könnte, als wenn ich Ihren guten Lehren folgen würde; das sagt er, und das will ich auch thun. Aber die armen Mädchen, die sind in großer Gefahr, besonders die schönen! Schmeicheleyen mögen freylich gefallen; die guten Kinder! sie dauern mich. Wenn ich es ihnen nur sagen könnte. Ich werde Ihren Brief etlichen zu lesen geben; und wenn ich nur einige erst auf meine Seite habe, so ist es schon gut. Diese sollen wieder ihre guten Freundinnen warnen, und wenn hernach die gefährlichen Herren mit ihren Tändeleyen kommen, so wollen wir sie brav auslachen. Ich bin recht böse auf sie. Es ist nur gut, daß sie nicht alle so sind. Machen Sie mir doch die Freude, und beschreiben mir die geliebte Freundinn, die Sie in Leipzig verloren haben. Ich kann mir einbilden, daß sie recht viel gute Eigenschaften gehabt haben muß, weil sie von Ihnen geliebt worden ist; um so viel mehr sind Sie zu beklagen. Aber wird Sie eine solche Beschreibung nicht betrüben? das möchte ich nicht gern, so lieb mir auch ihr Charakter wäre. Alles, was Sie schildern, ist schön, und alles, was Sie mir schicken, wird mir angenehm seyn.

Charitas.

P. S.

Hier ist das mir zugeschickte Briefchen, ich weis nicht, was ich drauf antworten soll.

Ihnen, Ihnen, Ihnen, Ihnen, Ihnen, Ihnen, Ihnen, Ihnen danke ich demüthig ergebenſt für Dero, Dero, Dero geehrte und wertheſte Zuſchrift, die Sie, Sie, Sie, Sie, Sie an mich zu ſenden geruhet haben. Da, Charitas, da haſt du Ihnen, Dero und Sie, ſo viel du willſt. Schäme dich, wir kleinen Dinger ſollten ſo fremd mit einander thun, und ſind noch oben drein ſo nahe Freunde. Aber beym tauſend . . . . . warum willſt du mich denn nicht für deine Couſine erkennen? Beſinne dich, wie war dir, da du ſchriebſt? Haſt du etwa auch traurige Stunden, wie große Jungfern? pfuy! dazu ſind wir zu klein. Herr Rabenern haſt du auch verführt; es iſt ſchon gut. Er hat mich ausgehunzt, wie unſer alter Magiſter. Muß ich doch nicht mehr an ihn ſchreiben! Aber an dich ſchreibe ich zum Poſſen, zum Poſſen ſchreibe ich an dich, denn du biſt doch meine Couſine; trotz, rühre dich! He? bin ich nicht deine Couſine?

Barbara.

Mein Herr,

Warum verklagen Sie die arme Barbara ſo ſehr bey mir? Sie, der Sie ein Kenner des weiblichen Geſchlechts ſind, wundern Sie ſich wohl über dieſes kleine Mädchen? Glauben Sie, ſie ſey noch ohne Empfindungen? Nein, gar nicht; denn ſie hat ihr zehntes Jahr zurückgelegt, und da wiſſen Sie wohl, wie es um ſo ein Mädchen ſteht. Sie iſt allerdings ein wenig eiferſüchtig auf die Charitas, und glaubt, Sie ſagen ihr mehr Schönes;

und

und es kann auch möglich seyn, weil Sie mit ihr an einem Orte leben, und Barbara hingegen wohnt sechs Meilen von Ihnen: dieses ist auch die Ursache, warum die Korrespondenz manchmal unterbrochen wird. Mich, als Mutter, ermahnen Sie zugleich, auf meine Tochter wohl Acht zu haben, und dieses thue ich auch, so viel als möglich: allein es wird Ihnen auch bekannt seyn, daß mancher ehrlicher Vater es nicht an guten Exempeln, Vermahnungen und treuen Lehren hat ermangeln lassen, und hat doch wohl einen Satyr an seinem Sohne erzogen, und alles das Gute, was etwa der Sohn in seiner Jugend von sich blicken ließ, ist so ausgefallen, daß sich Roß und Mann vor seiner Feder fürchten. Dieses an meiner Tochter zu erleben, wünsche ich mir nicht, und sie hat auch nicht das Talent, daß ich solches vermuthen könnte. Darf ich mir noch zum Schluß ausbitten, daß Sie sich ferner die Mühe geben, an mein Mädchen (wenn es Ihre Verrichtungen erlauben) zu schreiben, so werden Sie sehr obligiren.

die Mutter der Barbara,
F. O.

Den 20. Jänner, 1758.

Madame,

Beym Anfange des verwichenen Decembers war Ihre böse Barbara weit jünger, als Charitas, die damals drey bis vierhundert Wochen alt seyn sollte, und heute ist eben diese Barbara schon ein eifersüchtiges Frauenzimmer von zehn Jahren. Ihre Kinder wachsen sehr geschwind,

schwind, Madame. Wenn sie so fortwächst, welches ich von Herzen wünsche, so ist sie im künftigen Märze Braut, im April Mutter, im November Großmutter, und im December ein altes verschrumpeltes Weibchen, ohne Zähne, und mit grauen Haaren. Erklären Sie mir doch das Räthsel, Madame! Ueberhaupt nach Dero gestrigem Briefe zu urtheilen, so schlimm er auch sonst ist, wünschte ich mir lieber mit Ihnen zu korrespondiren, als mit Ihrem kleinen Dragoner. Ich würde mir es ausbitten, wenn ich nicht morgen auf etliche Wochen verreisen müßte. Leben Sie allemal wohl, und bleiben Sie auch unbekannt meine Freundinn. Ich bin

Dero

ganz ergebenster Diener,
Rabener.

Den 3. Februar, 1758.

Allerdings, meine liebe Charitas, kann ich nicht ohne traurige Empfindung an meine verlorne Freundinn denken; aber seit sechs Jahren und drüber habe ich so gar in diesem traurigen Andenken mehr Beruhigung empfunden, als in vielen Arten des Vergnügens. Um so weniger wird mich dieses abhalten, Ihnen eine Beschreibung von ihr zu machen, zumal da Sie mir sagen, daß Sie meine Briefe aufheben wollen, bis Sie groß werden; daß Sie Freundinnen haben, denen Sie solche zeigen, und daß Ihr Jemand so beyfällig von meinen Charaktern urtheilet.

Von

Von dem äußerlichen Ansehen meiner unvergeßlichen Freundinn werde ich Ihnen nicht viel sagen können. Sie war mehr blond, als braun, noch etwas länger als ich, und sehr wohl gebaut. Eine hohe Stirne, eine runde Hand, und ein vollkommen schöner Fuß machten, daß man die Fehler ihres etwas zu sehr aufgeworfenen Mundes weniger bemerkte. Ihre blauen Augen waren zwey vortheilhafte Verräther eines menschenfreundlichen, redlichen und immer heitern Herzens. In ihrer Aussprache hatte sie etwas Unangenehmes und zu Männliches, welches man aber vergaß, so bald man hörte, was sie sprach, und welches wenigstens mir, so lange ich sie kenne, niemals unangenehm geschienen hat, weil ich sie, so lange ich sie kenne, geliebt habe.

Sie war aus einem Hause, welches in Leipzig seit langen Jahren in gutem Ansehen gestanden, und immer rechtschaffne Leute hervorgebracht hat. So war auch ihr Vater ein frommer, ein arbeitsamer, ein rechtschaffner . . . mit einem Worte, ein Mann, welcher werth war, eine so liebenswürdige Tochter zu haben. Er starb für uns zu früh, und ließ seiner Tochter einiges Vermögen. Einen Theil davon wendete sie an, sich in dem, was sie zu lernen angefangen hatte, immer mehr zu verbessern. Im Zeichnen hatte sie eine nicht gemeine Fertigkeit erlangt. Sie verstand einige Sprachen, und, welches noch seltner ist, ihre Muttersprache vollkommen. Sie las gern und viel, und alles mit einem reifen Geschmacke und einer gesunden Beurtheilungskraft. Die alte und neue Geschichte war ihre angenehmste Beschäfftigung, weil sie dadurch mehr das Herz, als den Witz, zu bessern glaubte. Sie besaß die schwere Kunst, im Briefschreiben eine Meisterinn zu seyn, und die noch schwerere

Kunst,

Kunst, von allen diesen Geschicklichkeiten sich in Gesellschaften nichts merken zu lassen. Sie glaubte nicht, daß es die wichtigste Pflicht eines Frauenzimmers sey, zu zeichnen, Sprachen zu verstehen, belesen zu seyn, Witz und Geschmack zu haben; diejenigen Arbeiten hielt sie für richtiger, welche Ordnung und Gewohnheit von dem Fleiße eines wohlgezogenen Frauenzimmers foderten. In solchen war sie vollkommen, und sie sah es gern, wenn man ihr darinne mit einer anständigen Schmeicheley den Vorzug vor andern Frauenzimmern zugestand. Ihr Anzug war von dem Augenblicke, da sie das Bette verließ, so sorgfältig und so reinlich, als er den ganzen Tag über seyn sollte. Sie würde sich die geringste Unachtsamkeit in Wäsche und Kleidung nicht vergeben haben, weil sie glaubte, daß sie diese Aufmerksamkeit ihren Freunden schuldig wäre, die Gelegenheit suchen möchten, sie den Tag über zu sprechen. Bey der fortdauernden Krankheit ihrer Mutter regierte sie ganz allein die ziemlich weitläuftige Wirthschaft ihres Stiefvaters. Ohne jemals eine unruhige Beschäfftigung merken zu lassen, erhielt sie die Bedienten, die Küche, die Vorräthe, mit einem Worte, alles, was zu einer Wirthschaft gehört, in einer bewundernswürdigen Ordnung; denn sie glaubte, daß ein Frauenzimmer, wenn es auch noch so geschickt, belesen, witzig und artig wäre, dennoch ohne diese Haushaltungskunst sehr unvollkommen, und für ihren Mann, es geschähe nun zeitig oder spät, ein unvermeidliches Unglück seyn müsse. Ich erinnere mich noch eigentlich einer gewissen Gelegenheit, wo sie mit einem ziemlichen Eifer behauptete, daß ein Frauenzimmer, welches nicht eine sorgfältige Beobachtung der häuslichen Wirthschaft für eine ihrer wichtigsten Pflichten ansähe, eben so tadelhaft sey, als eine Mannsperson, die ihr Amt nicht verstehe,

stehe, oder verabsäume, und sich nur auf die eigennützige Vorsorge seiner Untergebenen und Bedienten verlassen wolle. Ich habe sie einmal roth und fast im Ernste böse gemacht, da ich die Meynung vieler Frauenzimmer in Leipzig vertheidigte, daß eine Frau nur darum Frau sey, daß sie mit ihrem Manne speisen und zu Bette gehen könne. Ich weis, Sie vergeben mir es, meine liebe Charitas, daß ich bey diesem Punkte mich länger, als bey den übrigen, aufgehalten. Ich habe das Vergnügen gehabt, aus einem Ihrer Briefe zu bemerken, daß Sie selbst eine glückliche Anlage zu einer guten Wirthinn haben. O, Charitas! ändern Sie diese rühmliche Gesinnung niemals! Sie werden ein vollkommenes Frauenzimmer seyn, wenn Sie eine gute Wirthinn werden. Und wenn Sie auch Ihrem Manne gar kein Vermögen zubrächten; und wenn Sie in keinem Buche, als in der Bibel, gelesen hätten; und wenn Sie keinen Menschen aus der alten Geschichte kennten, als den Pontius Pilatus; und wenn Sie keinen Geschmack von irgend einer Sache besäßen, die in das Feld der schönen Wissenschaften gehört; und wenn Sie keinen so hübschen Brief schrieben, als Sie schon itzt schreiben, und immer besser werden schreiben lernen: so werden Sie dennoch, auch ohne alle diese angenehmen Vorzüge, ein vollkommenes Frauenzimmer seyn. Aber, sind Sie keine Wirthinn, so muß Ihr Mann zu Grunde gehen, es kann nicht fehlen. Je mehr er verdient, desto stärkern Aufwand werden Sie machen; je weitläuftiger seine Haushaltung ist, desto mehr werden Sie dabey zu Grunde gehen lassen. Sie sollen keine Arbeit der Dienstbothen thun, das wird kein vernünftiger Mann verlangen; aber Sie sollen nach dem Maaße, als Ihr Mann in reichlichen Umständen ist oder nicht, durch eine anständige Eintheilung uns

Besor-

Besorgung desjenigen, was Ihr Mann zur Wirthschaft ohne Unbequemlichkeit hergeben kann, sein Glück befördern helfen, die Hochachtung und den Gehorsam der Bedienten sich erwerben, und sich, und Ihren Mann, und . . . ja, Charitas, ich sage alles heraus, . . . und Ihre Kinder vom Mangel und Schande retten. Sehen Sie, gute Charitas, wie lieb ich Sie haben muß, daß ich so lange mit Ihnen rede, ohne an meine unvergeßliche Freundinn zu gedenken. Diese hätten Sie kennen sollen! wie viel Gutes hätte sie Ihnen sagen können, das ich Ihnen nicht sagen kann! Nehmen Sie die Vermahnung, die ich Ihnen hier gebe, als eine Vermahnung von meiner verstorbenen Freundinn an. Heben Sie, wenn ich bitten darf, diesen Brief auf, bis Sie einmal heurathen. Zeigen Sie ihn Ihrem künftigen Manne. Wenn er vernünftig ist, (und meine Charitas wird sich gewiß keinen, als einen vernünftigen, Mann wählen,) wenn er vernünftig ist, so wird er mir für diesen Brief, als ein Hochzeitgeschenk, auch alsdann noch danken, wenn ich vielleicht schon lange vermodert bin. Wollen Sie das thun, Charitas?

So lang auch dieser Brief schon ist, so kann ich doch unmöglich schließen, ohne Ihnen noch ein paar Worte von meiner ewig schätzbaren Freundinn zu sagen. Sie besaß die Glückseligkeit, immer aufgeräumt, und munter und scherzhaft zu seyn. Sie liebte kleine Spöttereyen, aber ihr Spott schmeichelte, anstatt zu beleidigen, weil man ihr redliches Herz kannte, und sie nur über solche Sachen spottete, über welche die Gesellschaft sich gern Vorwürfe machen ließ. Ihre Scherze belebten eine ganze Gesellschaft, und doch wußte sie die ganze Gesellschaft, und oft die ungezogensten Mannspersonen in

einer

einer gewissen Entfernung und bescheidenen Ehrfurcht zu erhalten. Ihre Aufführung gegen einen widersinnigen, heftigen und eigennützigen Stiefvater erwarb ihr die Liebe des ganzen Hauses. Es hat mich oft mehr Ueberwindung gekostet, sie nicht an diesem nichtsw. . . . . (aber er war der Stiefvater meiner Geliebten, und hat bey ihrem Tode geweinet) wie gesagt, mehr Ueberwindung hat es mich gekostet, sie nicht zu rächen, als es ihr Ueberwindung kostete, das Unrecht, das man ihr oft erzeigte, geduldig zu verschmerzen. Es war dieses eine glückliche Folge nicht bloß von ihrer natürlichen Gemüthsart; es war die Folge einer wahren Frömmigkeit: denn meine göttliche *** war fromm, nicht darum nur, weil die Religion, in welcher sie erzogen war, es also haben wollte, sondern weil sie den innern und unschätzbaren Werth einer aufrichtigen Frömmigkeit mit Ueberzeugung kannte. — O Gott! wie viel habe ich mit ihr verloren! — Ja, Charitas, diese meine Freundinn ist todt, für mich ganz verloren! Noch itzt ist mir der Augenblick schrecklich, da ich sie zum letztenmale gesehen habe. Sie starb, da ich meinem Glücke am nächsten zu seyn glaubte. Eine verwüstende Krankheit entriß sie mir. O! wie viel sagte sie mir noch in dem letzten Augenblicke! Wie viel Großes sagte mir noch diese Freundinn zu meiner Beruhigung! Noch ihre Augen redeten zu mir, da sie schon nicht mehr stammeln konnte. Als eine Christinn, als meine beste Freundinn starb sie — — nicht ein Wort mehr, Charitas!

N. S.

Nichts, gar nichts können Sie auf den Brief der Barbara antworten. Vielleicht schläft auf solche Art die ganze leere Korre-

ſponden ein. Es iſt gar nicht die Schreibart eines kleinen Mädchens; ich halte ſie für das Gewäſche einer erwachſenen Perſon, die im Namen eines Kindes Ungezogenheiten ſagt, welche ſie, in ihrem Namen zu ſagen, ſich ſchämt. Gute Nacht! Es hat ſchon zwölf Uhr geſchlagen. Da Sie vielleicht ſchon halb ausgeſchlafen haben, wache ich noch, um Ihnen zu ſagen, daß ich Ihr Diener bin.

Rabener.

Ich bedanke mich, mein lieber Herr Lehrmeiſter, recht ſehr bedanke ich mich für die ſchöne Beſchreibung Ihrer verſtorbenen vortrefflichen Freundinn. Mein Jemand ſagt, daß ſo viele herrliche Eigenſchaften nur ſelten beyſammen angetroffen würden, daß dieſer Charakter allen Frauenzimmern zum Muſter dienen könne. Ich ſoll den Brief ſorgfältig aufheben, abſchreiben ſoll ich ihn, und mir die guten Lehren, ſo Sie mir darinne geben, wohl zu Nutze machen; ſo würde ich, obgleich nicht alle dieſe vorzüglichen Eigenſchaften, dennoch die nöthigſten und nützlichſten erlangen. Was werde ich Ihnen nicht zu danken haben? und was werden Ihnen nicht andere zu danken haben? Denn ich ſoll dieſen Brief, weil Sie es erlauben, auch andern zu leſen geben. Bekomme ich denn noch mehrere Charaktere von Ihnen? Ich hoffe es, weil Sie es verſprochen haben; jedoch mit Ihrer Bequemlichkeit. Behalten Sie mich lieb.

Charitas.

Am

Am 14. Februar. 1758.

Werden Sie mir es denn vergeben, meine gute Charitas, daß ich Ihren Brief ſo lange unbeantwortet gelaſſen habe? Ich bin ſeit Donnerstags etwas unbaß geweſen, und ob ich mich wohl die meiſte Zeit inne halten müſſen, und alſo wohl Zeit gehabt hätte, zu ſchreiben, ſo iſt doch mein Gemüth bey den traurigen Umſtänden unſerer Stadt (von denen Sie wegen Ihrer Jahre glücklicherweiſe am wenigſten empfinden) ſo umnebelt und zerſtreuet, daß ich auch itzt noch nicht viel antworten, am wenigſten einen von den verlangten Charaktern ſenden kann. Haben Sie denn meinen Brief wirklich einigen von Ihren Freundinnen leſen laſſen? was ſagten denn dieſe dazu? Melden Sie mir doch das in Ihrem nächſten Briefe.

Rabener.

Mein Herr,

Es iſt mir leid, daß Sie ſich nicht wohl befunden, und daß dieſes und andere unangenehme Dinge mehr, Urſache ſind, warum Sie mir nicht eher geantwortet haben. Entſchuldigen Sie ſich aber deswegen nicht. Ich habe mir ja ausgebeten, daß Sie nur mit Ihrer Bequemlichkeit ſchreiben ſollen. Haben Sie mich nur lieb, ich will gern warten, und ich habe auch ſchon ſo viel Gutes von Ihnen zu leſen, daß ich mich lange damit behelfen kann. Was diejenigen zu Ihrem Briefe ſagen, denen ich ihn habe wollen zu leſen geben, davon kann ich noch nichts

melden. Viele haben ihn noch nicht gelesen. Und, was wollen Sie sagen, eine ist, indem sie gelesen, roth geworden, worüber aber? das weis ich nicht. Ich war nicht dabey, ich habe es nur gehört. Erfahre ich etwas, so werde ich es Ihnen gewiß schreiben.

Charitas.

Dresden, am 28. Febr. 1758.

Wie ist das möglich, daß eine Freundinn von Ihnen bey Lesung meines Briefs kann roth geworden seyn? Ich bin darüber sehr betreten. Sollte wohl etwas darinne gestanden haben, das beleidigen können? Sollte ich in einigen Ausdrücken nicht vorsichtig genug gewesen seyn? Kaum kann ich das glauben; wenigstens wünsche ich, daß es nicht seyn möge. Aber ich muß noch einige Zeit in dieser Ungewißheit bleiben, da ich, ich will es Ihnen nur gestehen, die ganze Sammlung unsrer Briefe einem Frauenzimmer geliehen habe, die ich sehr hochschätze, und welche ich über diesen Umstand besonders befragen werde, so bald ich Gelegenheit habe, mit ihr davon zu reden. Hätten Sie wohl Lust, meine liebe Charitas, auch mit diesem Frauenzimmer einen Briefwechsel anzufangen? Sie ist in der Kunst, Briefe zu schreiben, eine Meisterinn; sie denkt gut und richtig; sie kennt alle Pflichten eines Frauenzimmers, und wird um eben deswillen weit besser im Stande seyn, Ihnen die nützlichsten Lehren zu sagen, die in ihrem Munde viel stärkern Nachdruck haben werden, als wenn ich Ihnen solche vorpredigte. Melden Sie mir doch Ihre Gedanken darüber. Den

Na-

Namen dieſes mir ſchätzbaren Frauenzimmers kann ich Ihnen nicht nennen; aber ſie iſt meine Freundinn, und wird mir eine Bitte nicht abſchlagen, die zum Beſten meiner guten Charitas gereicht. Ich will mir dieſelbe in dieſer Korreſpondenz adjungiren laſſen. Das Einzige befürchte ich, Sie werden von mir keine Briefe mehr leſen wollen, wenn Sie einmal von dieſer meiner Freundinn einen Brief geleſen haben. Antworten Sie mir auf dieſen Umſtand bald. Wie wäre es, wenn Sie, gleich ein paar Zeilen an meine Freundinn ſchrieben, und um den Briefwechſel mit derſelben anſuchten. Sie könten den Brief überſchreiben: Pour Mademoiſelle D. E. und wenn Sie ihn nicht ſiegeln, iſt es mir deſto lieber. Leben Sie wohl!

Rabener.

Das hätte ich nicht gedacht, mein lieber Herr Lehrmeiſter! Worinne habe ich es denn verſehen? Es ſcheint, als wenn Sie mich auf eine gute Art los zu werden ſuchten. Sie wollen ſich eine Freundinn adjungiren laſſen, an dieſe ſoll ich ſchreiben, und mir ihren Briefwechſel ausbitten? Sie loben ſie? Sie glauben, daß ſie mich beſſer, als Sie ſelbſt, unterrichten würde? Ich weis es nicht. Allemal würde mir lieber ſeyn, wenn Sie mein Lehrmeiſter blieben. Sie haben mir es auch verſprochen. Indeſſen will ich gehorſam ſeyn. Hier iſt ein Brief an die Mademoiſelle D. E. Ich hoffe, Sie werden . . . ach ja! Sie werden es ſchon ſo einzurichten wiſſen, daß ich noch ferner Ihre Schülerinn bleibe. Wollen Sie?

Charitas.

Pour Mademoiselle D. E.

Mademoiselle,

Was werden Sie denken? Ein kleines Mädchen nimmt sich die Freyheit, an Sie zu schreiben. Und das ist noch nicht alles. Sie will sich auch etwas ausbitten. Werden Sie es nicht übel nehmen? Könnten Sie sich entschließen? . . . Nein — wollten Sie wohl so gütig seyn, und . . . Lassen Sie sich es lieber von Herr Rabenern sagen, warum ich Sie bitten will. Er weis es, und wird es viel besser machen, als ich. Aber gleich! Sie müssen nicht weiter lesen, bis er es Ihnen gesagt hat. Er hat mir recht viel Gutes von Ihnen geschrieben. Er lobt aber auch mich manchmal. Nun, Sie haben ja unsere Briefe gelesen, nicht wahr? Schreibt er nicht überaus schön? Was er will, schreibt er; und Sie sollen noch schöner schreiben? Was für schöne Briefe werde ich bekommen! Ich soll nicht wissen, wer Sie sind. Gut! Sie verlangen doch auch nicht zu wissen, wer ich bin? Aber lieb wollen Sie doch haben

Ihre

kleine

Charitas.

Den 4. März. 1758.

Ich habe Ihren schönen und für mich gar zu schmeichelhaften Brief meiner guten Freundinn, der Mademoiselle D. E. in ihre eigenen Hände gegeben, und ich hatte die gewisse

gewisse Hoffnung, ich würde Ihnen heute eine Antwort schicken können; aber eine unerwartete Hinderung hat mich um diese Hoffnung gebracht. Sie können glauben, daß diese Hinderung sehr wichtig seyn müsse; denn meine Freundinn hat über Ihren Brief so viel Beyfall gezeigt, daß es ihr gewiß angenehm seyn muß, sich mit Ihnen in einen Briefwechsel einzulassen. Einen Brief zu schreiben, und den recht artig zu schreiben, kostet ihr auch gar keine Mühe, und von mir ist sie, wie ich seit einiger Zeit gewiß hoffe, eine viel zu gute Freundinn, als daß sie aus Bequemlichkeit oder Eigensinn mir eine so angelegene Bitte abschlagen sollte, die auf mein Vergnügen und auf das Beste meiner Charitas abzielt. Also können Sie glauben, daß diese Hinderung sehr wichtig ist. Desto gewisser verspreche ich Ihnen auf künftige Woche einen Brief von ihr: gedulden Sie sich so lange! Deswegen bleibe ich immer noch Ihr Lehrmeister, ob ich schon weis, daß Sie meine Lehren ganz entbehren können, wenn Sie mit meiner Freundinn einen ordentlichen Briefwechsel führen werden. Ich wünsche dieses um so viel mehr, da mich einige Umstände nöthigen werden, künftige Feyertage auf einige Wochen zu verreisen. Ich werde alsdann meine Reise mit ruhigem Herzen antreten, wenn ich Sie in so guten Händen weis. Vergessen werden Sie mich doch nicht darüber, meine liebe Charitas? das sollte mir nahe gehen. Denn, wenn meine Freundinn auch noch so schön, noch so lehrreich, noch so vernünftig schreibt, so bin ich doch von Ihnen ein älterer Lehrmeister, und ein aufrichtiger Freund. Wollen Sie mir versprechen, mich auch abwesend nicht zu vergessen?

Rabener.

N. S.

Antworten Sie mir, wenn ich bitten darf, bald! Wir haben nur drey Wochen noch bis auf Ostern.

Also soll ich Abschied nehmen, mein lieber Herr Lehrmeister, von Ihnen und Ihren schönen Briefen soll ich Abschied nehmen? Das geht mir sehr nahe. Billig ist es, daß ich Ihnen nicht länger beschwerlich falle. Sie haben mit mir kleinem Mädchen lange Geduld gehabt; ich danke recht sehr dafür. Ich bedanke mich für alle gute Lehren, die Sie mir gegeben haben, und werde, wenn ich sie noch besser einsehen und verstehen lerne, immer mehr danken.

Sie wollen mein Herr Lehrmeister bleiben; das ist mir lieb. Ihre gute Freundinn — und die vorgegebene Reise . . . arme Charitas! Geduld! — Leben Sie wohl, recht wohl leben Sie, mein lieber Herr Lehrmeister! Behalten Sie mich lieb, und denken Sie zuweilen an

Ihre

kleine Schülerinn,
Charitas.

Am 9. März, 1759.

Ich erwarte heute eine Antwort von Ihnen, und um Zeit zu gewinnen, fange ich meinen Brief immer an, ich möchte

möchte vielleicht Nachmittags gehindert werden. Vielleicht bekomme ich noch vor Tische einen Brief von meiner Freundinn D. E. Inzwischen sende ich Ihr einen, den ich gestern Abends noch spät erhielt, und der, wie ich aus dem Siegel urtheile, wieder von der Barbara ist. Wenn wird doch das Mädchen aufhören zu plaudern! Darf ich ihn bey Gelegenheit lesen? Heute ist schon der 11te, und ich habe noch nicht eine Zeile von Ihnen; wie geht das zu? Krank werden Sie doch nicht seyn? Ich bin sehr besorgt; antworten Sie mir bald! Adieu.

Rabener.

Am 8. März 1758.

Meine liebe Gretel,

Nun ist es einmal Zeit, daß wir ohne Maske mit einander reden. Tausendmal danke ich Ihnen für den angenehmen Briefwechsel, den Sie mit mir seit einigen Monaten unterhalten haben. Wie viel Artiges haben Sie mir binnen der Zeit geschrieben, und wie offenherzig haben Sie mich einigemal gemacht, Ihnen vieles zu sagen, das in künftigen Zeiten Ihnen verständlicher und nützlicher seyn wird, als es Ihnen vielleicht itzo seyn mag. Es war für mich sehr vortheilhaft, daß Sie glaubten, ich kennte Sie nicht; denn nun konnte ich viel ungezwungner schreiben, und viele Stellen in unsere Briefe bringen, ohne welche die Korrespondenz vielleicht einigemal würde matt geworden seyn. In der That habe ich Sie in den ersten vierzehn Tagen nicht gekannt; aber

länger blieben Sie mir nicht verpflicht. Glauben Sie das nicht? Herr Sekretär B* soll mein Zeuge seyn, dem ich es schon vor acht Wochen anvertraut habe. Mündlich kann ich Ihnen auch noch mehrere Umstände angehen. Nur Einen will ich itzt berühren. Die zweyte Barbara bin ich selbst gewesen, wo hätte sonst ein fremdes Mädchen wissen können, daß der Hampelmann, um den wir uns vor Weihnachten zankten, oben in Ihrer Stube liege, und Line ihn am besten finden würde? Diese zwey Worte waren freylich sehr mühsam ausgekratzt, als Sie mir den Brief zuschickten, aber für mich konnten sie kein Geheimniß seyn, da ich ihn selbst geschrieben hatte.

Also müssen wir von einander Abschied nehmen? Ich thue es mit schwerem Herzen. Fahren Sie fort, so fein zu schreiben, als Sie es schon itzt können, so werden Sie es mit der Zeit Ihren zwo ältesten Schwestern gleich thun, und wenn Sie fortfahren, auch so fleißig, wie bisher, zu schreiben, so werden Sie es im Fleiße Ihren zwo ältesten Schwestern weit zuvorthun. Gewöhnen Sie sich, so gut, so vernünftig und so tugendhaft zu denken, als man Sie hat in Ihren Briefen denken lassen; so werden Sie bis in Ihr Alter glücklich, und das Vergnügen Ihrer ganzen Familie seyn. Wollen Sie denn auch meine Freundinn bleiben? Gewiß hoffe ich das, gewiß wird mich die Gretel eben so lieb haben, als mich Charitas hatte.

Und Ihnen, mein lieber, guter, ehrlicher Herr Jemand, gehört freylich dieser Dank ganz allein. Sie haben mir durch diese glückliche Erfindung viele angenehme Stunden gemacht. Vergeben Sie mirs aber auch, daß ich Sie mannichmal in große Verwirrung setzte, wenn Sie mir weder eine Unwahrheit sagen, noch

auch

auch die Wahrheit gestehen wollten? Noch itzt dauern Sie mich, wenn ich Sie mir vorstelle, wie Sie vor etlichen Wochen auf meinem Sopha saßen, und wider die Erde sahen, da ich, als von ungefähr, die Gretel unter meiner vermuthlichen Korrespondentinn nannte.

Aber Lorchen, mein verrätherisches Lorchen, was fange ich mit Ihnen an? Wie grausam sind Sie mit mir umgegangen! wie dreist! Sie, die Sie sonst den Augenblick roth wurden, wie dreist haben Sie Ihre Rolle gespielt! Tausend Wendungen habe ich machen müssen, mich gegen Sie nicht zu verrathen. Ich, der ich sonst, wie Fritzchen sagt, das Herz in meinen Augen habe, mußte mich durch ganz ungewohnte Mienen verstellen, um Ihnen mein Herz nicht sehen zu lassen; und wie oft habe ich in diesem meinem Herzen über Sie, kleine Heuchlerinn, triumphirt, wenn ich, mit einer ernsthaften und gelassenen Miene, mir von Ihnen eine Sache erzählen ließ, die ich schon besser wußte, und wenn ich durch erdichtete Umstände neue Gelegenheit gab, über meine Leichtgläubigkeit zu frohlocken? Fast muß ich nun glauben, (eine Sache, die kein Mensch glauben wird,) daß ich beynahe, aber nur beynahe, so schlimm und boshaft bin, als Lorchen ist. Doch habe ich Sie manchmal ertappt. Erinnern Sie sich noch des Abends, wo wir beide an der Kommode saßen, die Gretel neben uns stund, und Sie nach dem Fortgange der Korrespondenz mit der Charitas fragten, wie roth, wie bestürzt wurden Sie, wegen Ihrer Uebereilung! Wie geschwind sprangen Sie auf, änderten die ganze Unterredung, und dankten dem Himmel, daß ich guter Narr nichts von Ihrer Uebereilung gemerkt hatte. Wollen Sie unsere schlaue Briefträgerinn noch mit einem Glase Wein bestechen, um, mir zum Besten, zu entdecken, wer die Charitas sey? Wie

bestra-

bestrafe ich Sie, Lorchen? denn bestraft müssen Sie werden, mehr als auf Eine Art bestraft. Die erste Strafe soll diese seyn, daß Sie Ihrer liebenswürdigen Freundinn Babet die Entwickelung unserer Komödie melden. Sie wären ungerecht, wenn Sie das nicht thun wollten, da Sie die Babet oft mit Freuden von meiner Leichtgläubigkeit, und noch damals, als ich Sie am Pulte überraschte, unterhalten haben. Himmel! was für eine Menge Verstellungen haben Sie in Ihrer Gewalt! je mehr ich allen den Umständen nachdenke, bey denen ich Sie erwischt habe, desto mehr erstaune ich über Sie. Aber zu meinem Glücke hatte ich meine Rolle auch gelernt. Künftig wollen wir beide in allen Sachen recht aufrichtig mit einander umgehen. Denn, wie es scheint, sind wir einander gewachsen, und Corsaire contre Corsaire thut nicht gut. Leben Sie wohl, mein ehrlicher Herr Jemand! Mein verrätherisches, grausames, heuchlerisches, boshaftes, und bey allem diesen doch mein gutes Lorchen, leben Sie wohl! Und Ihnen, meine liebe Charitas, küsse ich zu guter letzt die Hände, und bleibe von Ihnen und Ihrem ganzen Hause

ein aufrichtiger Freund und Diener,

Rabener.

Hier

Hier sende ich Ihnen, Mademoiselle, wie ich es gestern versprach, die Auszüge von einigen Briefen, die zwischen mir und dem Herrn Cramer gewechselt worden sind. Ich könnte sie eben so leicht selbst bringen, als ich sie durch meinen Bedienten überschicke; aber alsdann würde ich nicht haben an Sie schreiben können, und an Sie zu schreiben, ist für mich eben so schmeichelhaft, als es mir ist, an meine besten Freunde zu schreiben. Ich bin stolz darauf, wenn die Nachwelt erfährt, daß Cramer, Gellert, Schlegel, Giseke, Hagedorn in Hamburg, und mehr rechtschaffene Männer, meine so guten Freunde gewesen sind, daß ich seit vielen Jahren mit ihnen in einem vertrauten Briefwechsel gestanden habe. Aber wie stolz würde ich erst darauf seyn, wenn die Nachwelt erfahren sollte, daß ich heute, am 29sten Jänner 1757, ein paar Zeilen an Mademoiselle Lorchen habe schreiben dürfen! Denn, daß Sie mir auch nur in einer einzigen Zeile den richtigen Empfang und die gütige Aufnahme meines Briefs melden sollten, das werde ich und die Nachwelt freylich nicht erfahren, das weis ich wohl; so hochmüthig lassen Sie mich gewiß niemals werden. Ich erkenne es als eine Gefälligkeit, wenn Sie diese Auszüge niemanden sehen lassen. Ihr Herr Papa gehört darunter nicht. Ich bitte mir es vielmehr ausdrücklich aus, daß ich Ihrer beider gemeinschaftliche Kritiken darüber

über erfahren kann. Kritiken; verstehen Sie mich ja recht, und nicht bloße Komplimente. Mademoiselle Fritzchen wird nicht verlangen, sie zu lesen; außerdem möchte ich meinen Briefen dieses Glück wohl gönnen. Getrauten Sie sich, es bey Ihrer freundschaftlichen Babet zu verantworten, wenn Sie ihr diese Sammlung auch im Vertrauen zuschickten, und ihre Urtheile darüber verlangten, so würde ich Ihnen unendlich dafür verbunden seyn. Sie müßten es nur in Ihrem Namen thun, als geschähe es ohne mein Vorwissen. Außerdem würde es von mir eine allzudreiste Verwägenheit seyn. Und, wenn deren Mademoiselle . . . aber nein, ich bin gar zu begehrlich; merken Sie bald die Eigenliebe meines trotzigen Herzens? Erst sollten Sie diese Auszüge ganz allein sehen; und hernach fiel mir auch der Papa ein; und hernach hätte ich bald Fritzchen aus ihrer nachdenkenden Ruhe stören lassen, und hernach wünschte ich auch von Ihrer Babet gelesen zu werden; und hernach . . . Aber warum haben Sie so viel Freundinnen, die Ihnen ähnlich, und mir daher so schätzbar sind? Ich küsse Ihnen die Hände. Sie haben doch keine geschwefelten Handschuhe an?

Rabener.

Am 16. Febr. 1757.

Wie gütig sind Sie, mein liebes Lorchen, daß Sie mich in dem Augenblicke schriftlich zu Gaste bitten, da mich Ihre grausame Mutter zum Hause hinausstößt, und mir den nothdürftigsten Bissen Brodt versagt. Ich werde mor-

morgen Mittags zum Generale, und Abends zu Ihnen kommen. So gern ich sonst beym Generale bin, so ungeduldig und geschwind werde ich von ihm wegeilen: Damit ich Ihre Gefälligkeit nicht mißbrauche, will ich heute wegbleiben. Werde ich das wohl halten können? wahrhaftig, ich weis es noch nicht. Also ist Ihnen die ansehnliche Brezel wohl bekommen? Und haben Sie noch Appetit genug, itzt über Tische noch einmal zu essen? Gewiß, über Ihren guten Magen geht nichts, als Ihr gutes Herz.

»Werde ich die Antwort an Mademoiselle bald bekommen?« fragt mich mein Bedienter unverschämt. — Was ficht den Bengel an, mich so dreist zu fragen? — »Ja, spricht er, »aber sie will gleich Antwort haben, und nun hat sie schon länger als eine Stunde darauf warten müssen.« — Er geht fort, und hängt das Maul. Ich vergebe es ihm, weil er aus Achtung für Sie so unverschämt ist. Es bleibt dabey, was ich schon gesagt habe: Menschen und Vieh sind auf Ihrer Seite, und mein Johann ist ein ziemlich vernünftiges Vieh. — Er kömmt wieder in die Stube, und nimmt den Hut. Ich muß nur schließen, sonst läuft er fort, und sagt Ihnen, daß mein Brief noch nicht fertig sey. Leben Sie wohl! Ich küsse Ihnen die Hände.

Rabener.

Den 26. August, 1758.

Vor den Kopf, mein liebes Lorchen, mit meiner eignen Faust, vor den Kopf möchte ich mich schlagen, daß ich dum-

dummer Teufel nicht errathen kann, wer Ihr unbekannter Korrespondent ist. Das bleibt mir ein unauflösliches Räthsel. Wenn ich einmal glaube, ich habe den rechten gewiß ertappt, so paßt wenigstens Ein Umstand nicht, und ich bin wieder eben so verwirrt, als ichs war, da ich zu rathen anfieng. Ich kann nicht begreifen, was Ihr Korrespondent für Ursachen haben muß, verborgen zu bleiben, da alles so sehr zu seinem Vortheile ist. Ein Mann, der so viel Geschmack hat, Ihre Verdienste einzusehen, so viel Gerechtigkeit, diese Verdienste zu bewundern, der so bescheiden ist, einem Frauenzimmer keine schmeichelhaften Unwahrheiten vorzusagen, über die es roth werden könnte, ein Mann, der unserm F**r so ähnlich sieht, (wie vortheilhaft ist ihm diese Vergleichung mit einem Freunde, dem die Ehrlichkeit aus jedem Gesichtszuge sieht) mit einem Worte, ein Mann, bedenken Sie einmal, was das sagen will, ein Mann, den Babet hochschätzt, und dieser Mann will verborgen bleiben? das alles ist mir unbegreiflich. Nur den vierten Theil dieser guten Eigenschaften und Vorzüge wünschte ich mir; was für Lärmen wollte ich in der Stadt anfangen, um bemerkt und bekannt zu werden! Zu allen Leuten lief ich, unangemeldet lief ich zu ihnen auf die Zimmer, und sagte ihnen meinen Namen. Und Ihr Korrespondent versteckt sich, und will von Lorchen nicht gekannt seyn, von der ein jeder gesitteter und tugendhafter Mensch gekannt zu seyn wünscht?

Unsere Babet ist ein boshaftes Kind, sagen Sie ihr das, aber in Ihrem Namen, sonst glaubt sie es nicht. Mit ihrer neuen Schilderung hat sie mich noch viel verwirrter gemacht, als ich vorher war. Ein junger Mensch von acht und zwanzig Jahren — (auf den ich rathen wollte, der ist älter) ziemlich lang —

Ge-

ſja, ja, alles träfe ein) und mager — (manchmal) ſchwarze Augen — (kohlſchwarz) und eine lange Naſe — (richtig getroffen) dem älteſten Bruder ähnlich — (o du allerliebſter junger Menſch! ſieht er dem Bruder ähnlich, ſo ſieht er auch ſeinen vier Schweſtern ähnlich) trägt immer ein grünes Kleid — (das habe ich nicht die Ehre zu kennen) iſt in dieſem Kleide kleiner als ſonſt — Hum! Lorchen, da fällt mir was ein! Kleiner? Iſt dieſes Kleid von einem andern Schnitte, als die andern. Ich dächte gar — wahrhaftig, Lorchen, ich dächte . . . ſoll ichs ſagen? kaum, daß ich es wage — ich dächte, Gott verzeih mirs, gar — es wäre kein Freund! — Nun rathen Sie vollends, mein liebes Lorchen, und ſagen Sie mir auf den Montag Ihre Gedanken mündlich.

Hier ſende ich für die Charitas etwas von dem Deſſert, das der Papa geſtern Abends übrig gelaſſen. Sie wird wohl Lorchen laſſen miteſſen. Wie haben Sie geſchlafen? Unſere beſte Babet grüßen Sie millionenmal von mir. Guten Morgen!

Rabener.

Dresden, am 31. Oktober, 1757.

Hier ſende ich Ihnen, mein liebes mitzſüchtiges Lorchen, zween Briefe, die Sie bey Ihrer Melancholie und Menſchenliebe nicht ohne Rührung leſen werden. Ich habe dieſe zärtlichen Thoren geſtern zum erſtenmale nennen hören, und ſie, ungeachtet ihrer unglücklichen Thorheit, herzlich und um ſo mehr bedauert, da ich weder

Linderung noch Rettung für ſie weis. Es wird billig ſeyn, daß wir den Namen dieſer Elenden ſchonen, und dieſe Briefe nicht ſehr bekannt werden laſſen. Glaubet Sie aber, daß Ihre Babet ſie gern leſen möchte, ſo ſind ſie für ſelbige kein Geheimniß; nur will ich mir ſolche übermorgen zurück ausbitten. Die arme Frau iſt doppelt zu beklagen; ſie ſcheint natürlichen Witz und ein gutes Herz zu haben, und was ich noch mehr bewundere, in ihrem ganzen Briefe ſagt ſie nicht ein Wort von ihrem Mangel, um ihren Mann nicht noch mehr zu beunruhigen. Der Mann iſt auch ehrlich und zärtlich, und in ſeiner Art vielleicht großmüthig. Aber eben dieſer Tugenden wegen haſſe ich ihn, weil er ſie nur angewendet hat, ein armes, junges und ſchönes Mädchen ohne Rettung ins Unglück zu ſtürzen. Nehmen Sie ſeine Partie nicht, ich bitte Sie drum: Sie müßten ſeine Frau verdammen, und das wäre noch härter. Leben Sie wohl!

Rabener.

Dresden, am 10. Jänner 1752.

Mein Herr,

Ich würde Ihnen auf Ihren erſten Brief eher geantwortet haben, wenn ich nicht nöthig gefunden hätte, nähere Erkundigung von Ihnen und des Frauenzimmers Umſtänden einzuziehen, mit welchem Sie in die unglückliche Bekanntſchaft gerathen ſind. Da mich das Unglück eines jeden Menſchen rührt; ſo können Sie mir glauben,

ken, daß ich bey Ihrer Erzählung nicht habe gleichgültig seyn können. Das Frauenzimmer scheint eine gute Denkungsart und einen sehr vortheilhaften Charakter zu haben. Sie selbst sprechen mit so vieler Achtung von ihr, daß Sie geraume Zeit vor Ihrer zu genauen Bekanntschaft von derselben liebenswürdigen Eigenschaften müssen überzeugt gewesen seyn. Aber soll ich Ihnen meine Gedanken mit der Offenherzigkeit sagen, mit welcher ich gegen meine Bekannten mich zu erklären gewohnt bin? Ja, ich muß Ihnen gestehen, mein Herr, daß eben diese feinen und liebenswürdigen Eigenschaften Ihrer unglücklichen Freundinn Ihr Vergehen doppelt strafbar machen. Entschuldigen Sie es ja nicht mit der Liebe zu dieser Elenden. Es war nichts, als eine wilde Begierde, die der Mensch mit den niedrigsten Geschöpfen gemein hat. Sie wußten die Armuth des Mädchens, Sie wußten Ihre eigene Armuth; eben so konnten Sie die traurigen Folgen Ihrer unüberlegten Zärtlichkeit wissen. Dachten Sie ganz nicht daran, ein unschuldiges Geschöpf, das Ihr Kind seyn würde, zugleich mit unglücklich zu machen? Ihre Freundinn vor den Augen der Welt zu beschimpfen, eine arme Mutter noch in ihrem Alter zu betrüben? Können Sie das Liebe zu Ihrer Freundinn nennen? Wäre die Gefallene weniger tugendhaft, und hätte Ihnen selbst zu einer solchen Ausschweifung Gelegenheit gegeben, so würde Sie, mein Herr, der Vorwurf nur halb treffen: aber nun fällt er ganz auf Sie, und muß Ihnen mit jedem Augenblicke desto erschrecklicher werden, da Sie, wie ich aus Ihrem Briefe urtheilen kann, noch nicht auf eine ganz verstockte Art boshaft sind, sondern alles empfinden, was die Menschenliebe denen empfinden läßt, die noch Menschen und Christen sind. Und eben

um deswillen, wie ungern sehe ich, daß Sie ohne Rettung verloren sind! Itzt Mangel, und Hunger, und Schande! Künftig ein beschämter Blick auf diese Ausschweifung Ihrer Jugend, nagende Vorwürfe der Welt und Ihres Gewissens, und endlich eine trostlose Verzweifelung! O, mein Herr, das, das sind die erschrecklichen Folgen Ihrer Thorheit! Wie ist Ihnen zu helfen? Wie soll man Sie retten? Ein Amt verlangen Sie? Haben Sie wohl die itzigen Zeitumstände, die allgemeinen Schwierigkeiten, heut zu Tage ein Amt und eine Versorgung zu finden, haben Sie Ihre eignen Fähigkeiten überlegt? Wie kann der seinem Könige treu seyn, der seiner besten Freundinn untreu ist? Denn Ihr erster Gedanke, diese liebenswürdige Unschuld unglücklich zu machen, war die strafbarste Untreue, die Sie an ihr begehen konnten. Nennen Sie es ja nicht Treue, daß Sie diese Verlorne noch itzt lieben, sie Ihre Frau nennen, und für ihren Unterhalt sich bemühen. Das würd ein jeder thun, der nicht ganz ein Unmensch ist. Glücklicher, weit glücklicher wäre die Arme, wenn sie von Ihnen nichts weiter wüßte, niemals weiter von Ihnen nichts wissen könnte. Sie würde mit dem kleinen bejammernswürdigen Zeugen ihrer Schwachheit für sich ihr kümmerliches Brodt wohl finden, und nur für sich sorgen dürfen; anstatt, daß sie nun auch für Sie, mein Herr, für Sie, ihren grausamen Freund, zugleich sorgen, und also doppelt sich ängstigen muß. Vielleicht scheine ich Ihnen zu strenge gegen Sie; aber mein Herz ist voll von Empfindungen der Menschenliebe. Ich muß Sie, mein Herr, den Uebertreter der ersten Pflichten dieser Menschenliebe, Sie muß ich hassen! Doch wird mich dieses nicht hindern, mit Vergnügen die erste Gele-

genheit zu ergreifen, die sich nur anbietet, Ihnen zu zeigen, daß ich sey

Ihr

dienstbeflissener

Rabener.

Gar zu lange mag ich Sie doch nicht martern, mein liebes Lorchen. Was haben Sie denn von dem Briefe an G** gedacht, den ich Ihnen vor einer Stunde zusendete? Sie waren wohl recht böse auf Ihren strengen Sittenrichter. Vermuthlich klagten Sie meine Härte Ihrem Papa, wohl gar Fritzchen. Vermuthlich war Ihr ganzes menschenfreundliches Herz wider mich aufgebracht. Vielleicht studirten Sie schon auf den allerliebsten grimmigen Brief, den Sie an mich schreiben wollten. Nein, Lorchen, so gar schlimm bin ich doch nicht. Freylich hätte G** einen solchen Brief verdient, aber auf Ihren mächtigen Fürspruch soll er den bekommen, der hierbey folgt. Sind Sie nun wieder gut?

Wissen Sie was? Machen Sie es Ihrer Babet, wie ich es Ihnen gemacht habe. Senden Sie ihr heute den grausamen Brief, verklagen Sie mich dabey, und, damit sie recht böse wird, so senden Sie ihr zugleich G** letzten Brief, den sie ohnedem noch nicht gelesen hat; und morgen früh, (aber ja nicht später, morgen früh, denn länger darf Babet mit mir nicht unzufrieden seyn) morgen mit dem frühesten schicken Sie ihr den wahren Brief, mit dem Schlüssel zum ganzen Räthsel. Wollen

Sie das thun? Freylich; denn Lorchen, wenn ſie will, iſt viel zu gut, ſo etwas nicht zu thun. Adieu.

Rabener.

Den 16. Jänner, 1758.

Aber, um des Himmels willen, ſagen Sie mir, was haben Sie mit Ihrer Babet angefangen? Solche häßliche Vorwürfe der Babet zu machen! und auch nur im Scherze ihr dergleichen Vorwürfe zu machen, iſt zu hart. Ja, Lorchen, wenn Sie es ihr nicht noch heute abbitten, ſo rächt ich mich an dem Holunken G** und ſeinem Menſche, und ſchreibe ihm einen Brief, gegen welchen der noch ein Evangelium iſt, den Sie in Verwahrung haben. Ihre Babet hat ja meinen Brief nicht einmal gebilligt, und das iſt das einzige, was ich an ihr ausſetze; ihre übrigen Urtheile ſind ſo vernünftig, wie man ſie von der Babet und Lorchens vertrauteſter Freundinn erwarten kann. Haben Sie wohl ſelbſt von dieſem Handel nur einen Augenblick anders denken können? Nimmermehr! auch nicht Ihr bitterſter Feind wird ſich unterſtehen, Ihnen das nachzuſagen. Seit langer Zeit habe ich mich nicht ſo, wie dieſen Abend, über Sie geärgert. Sie hatten wohl Urſache, mir zu verbieten, daß ich die Briefe nicht in Ihrer Gegenwart leſen ſollte: gezankt, ja gewiß, Lorchen, gezankt hätte ich mich mit Ihnen; denken Sie, was das ſagen will. Nein, das haben Sie zu arg gemacht. Ich wäre untröſtbar, wenn über mich ein Freund weinte, wie Ihre Babet über Ihre Vorwürfe Thränen vergoſſen hat.

Hier

Hier folgen der Babet Briefe zurück. Ich habe sie itzt noch einmal durchgelesen. Wahrhaftig, grausames Lorchen, wenn mir es itzt möglich wäre, Ihnen gram zu werden, so würde ich es itzt, ja wahrhaftig!

Rabener.

N. S.

Seyn Sie doch so gütig, und antworten mir. Noch eins! Sind Sie wohl großmüthig genug, mir Ihren Brief zu verschaffen, welcher der Babet Thränen gekostet hat?

Am 14. May, 1758.

Gott! wie edel denkt Ihre redliche Babet! ihr ganzes schwesterliches Herz sieht man in ihrem Briefe. Ja, Lorchen, Sie müssen, Sie müssen zum drittenmale Ihre verlorne Freundinn wiedersuchen. Ueberwinden Sie sich. Eine liebenswürdige Freundinn, wie Fiekchen ist, wieder zu finden, belohnt alle Ueberwindung. Ja, unvergleichliche Babet, der ganze Ruhm ist Ihre, wenn Sie diese Vereinigung zu Stande bringen, eine Vereinigung zwischen zwo Personen, die sich gewiß noch lieben, ohne es zu wissen; denn tugendhafte Personen können sich nicht hassen. Wie ruhig wird Ihr gutes Herz auf Ihre Schwester und auf Ihre Freundinn sehen, wenn Sie merken, daß beide sich noch mehr, wenn es anders möglich ist, noch mehr lieben, als sie sonst sich geliebt haben! Und gewiß, Babet, Sie müssen dabey gewinnen. Lorchen hat in ihrem Herzen für zwo so liebe Schwestern

Platz. Ihnen hat sie es allein zu danken, wenn sie die Vertraulichkeit ihrer Fiekchen wieder gewinnt; und sie wird diese Freundschaft, wenn ich die Lorchen anders recht kenne, nimmermehr vergessen. Und das wollen Sie doch auch also halten und thun, Lorchen? So sagen Sie ein deutliches Ja! Aber, wenn Fiekchen mit Ihnen wieder zu der alten Freundschaft zurückgekommen ist, werden Sie auch noch Zeit haben, an mich zu denken? Ich wäre sehr unglücklich, wenn Sie mich drüber vergäßen, und nichts, in der Welt nichts, könnte mich bey diesem Unglücke trösten, als der Gedanke, daß Sie mich über Fiekchen und Babet vergessen hätten. Ein trauriger Trost! Adieu.

Rabener.

N. S.

Hier sende ich Ihnen für Ihren kranken Hals ein paar Borstorfer, und für der Gretel ihren gesunden Hals ein paar Nüsse.

Damit Ihre gute Babet die dunkle Zauberſprache ihres beschwörenden Bruders verstehen möge; so sende ich Ihnen die Stelle aus meinem Briefe an ihn, welche die Veranlassung dazu gegeben hat. Sie werden so gütig seyn, und ihr solche, nebst Vermeldung meiner wahren Hochachtung, mittheilen. Ich küsse Ihnen die Hände.

Rabener.

An Herrn F**r in Warschau.

ꝛc. ꝛc. noch eins, aber ganz unter uns. Glauben Sie wohl, daß ich fast einen Briefwechsel mit Ihrer Babet ange-

angefangen hätte? Ich entführte Lorchen einen Brief von ihr, der mich mit angieng, und der war ſo ſchön geſchrieben, daß ich ſehr wünſchte, von ihr ſelbſt Briefe zu haben. Nichts, als gewiſſe Umſtände, und eine ſchüchterne Vorſicht, haben Ihre Babet von meiner Zuſchrift gerettet. Ich laſſe Ihnen frey, gegen ſie von dieſer Erzählung einen ſcherzhaften Gebrauch zu machen. Auch von der Fritzchen habe ich, auf eben dieſe Art, ſchon vor geraumer Zeit, einen Originalbrief geraubt, der vortrefflich geſchrieben war. Sollten Sie das wohl von Ihrem altväteriſchen Hageſtolze glauben? denn itzt plündert in Dresden alles, was ſonſt auch noch ſo ehrlich war. ꝛc.

Den 2. September, 1758.

Die arme Babet! Wie mühſam iſt ſie, ſich ſelbſt zu bereden, daß ſie unrecht gethan habe, in einer Sache, wo ihr kein Menſch einen Vorwurf machen konnte, als ihr freundſchaftlich boshaftes Lorchen, oder ein vorwitziges Fräulein. Was ſollte ſie thun? Sie hatte ſich von einer Geſellſchaft weggeſchlichen, um ihrem ſo lange Wochen entbehrten Lorchen zwo Stunden zu weihen. Und eben, da ſie anfängt, das Vergnügen dieſes vertrauten Umgangs zu ſchmecken, ſo wälzt ſich das hochgeborne Chor im Garten einher, unterbricht die zärtlichen Unterredungen, und entführt ihr endlich gar ihr kaum wiedergefundnes Lorchen. Konnte hier Babet etwas anders thun, als traurig zurückweichen, und ſich von einer Geſellſchaft ſchüchtern entfernen, die ihr beynahe ganz fremd

wär, die das ihr geraubte Lorchen in stolzem Triumphe einherführte, und nun für sich behielt, mit einem Worte, von einer Gesellschaft, die man einige Zeit kennen muß, wenn man sie mit Vertrauen hochschätzen, und die so oft gegründeten Vorurtheile vergessen soll, die uns den Adel unangenehm und verdächtig machen. Die Schüchternheit, deren sich die Babet in diesem und andern Fällen anklagt, ist so, wie sie ist, nichts weniger als ein Fehler, und macht die bescheidene Babet denen, die sie kennen, nur noch liebenswürdiger. Wehe der Fräulein, die im Ernste die Schüchternheit für einen Bürgerstolz ausgiebt! Ich werde die Babet grausam an ihr rächen, und wenn es die Fräulein P** wäre! Aber diese kann so etwas im Ernste unmöglich sagen. Bewundern Sie nur, allerbestes Lorchen, Ihre gute Freundinn, die bey einem Vorwurfe, wo sie so unschuldig ist, sich dennoch so viel Mühe giebt, zu finden, daß sie etwas versehen habe. Wie ängstlich und zerknirscht würde diese bußfertige Babet alles einräumen, wenn man ihr mit Grunde etwas als ein Versehen vorrücken könnte! Wie eifersüchtig bin ich auf diese Tugend, die mir fehlt! Und Sie, liebes Lorchen? — Das sind meine Gedanken, die ich auf unserer Babet Verlangen Ihnen eröffne, und die Sie um so viel billiger finden müssen, da ich weis, daß es vollkommen Ihre eigene Gedanken sind. Denn, mein redliches Lorchen, Sie mochten sich noch so sehr gegen mich verstellen, noch so sehr die Babet tadeln, meine Vertheidigung noch so hitzig bestreiten; ich sah doch nichts, als zärtliche Redlichkeit, in Ihren großen wilden Augen; bis in Ihr Herz sah ich, und fand die verklagte Babet entschuldigt. Machen Sie mir keinen Einwurf, daß meine Vertheidigung eigennützig sey, da ich diese vergnügte Stunde, mich mit unserer Babet zu unterhalten,

würde

würde haben entbehren müſſen, wenn ſie von der Geſellſchaft ſich weniger entfernt hätte. Machen Sie mir dieſen ſchmeichelhaften Einwurf nur nicht, oder ich werde Sie verrathen, und erzählen, wie Sie, bey aller der verſtellten Heiterkeit Ihrer noch ungewohnten Hofmienen, Ihre verdrängte Babet vermißten, und mitten unter gräflichen Umarmungen unruhig wünſchten, daß es die Umarmungen Ihrer Babet ſeyn möchten. Sehen Sie wohl, mein heuchleriſches Lorchen, daß mir keine Miene von Ihnen entwiſcht, und daß ich auf alle Ihre Blicke, auch an der Seite der Babet, aufmerkſam bin. Den Brief der unſchuldigen Babet ſende mit gehorſamſtem Danke zurück, und küſſe Ihnen, meine gute Freundinn, die Hände.

Rabener.

Wie iſt Ihnen Ihr heutiger Ausgang bekommen? Unmöglich beſſer, als ich wünſche. Aber doch bin ich Ihrentwegen ſehr in Sorgen: denn Sie ſchienen mir dieſen Morgen matter und niedergeſchlagener zu ſeyn, als Sie ſonſt ſind. Ihr Wohlbefinden iſt für mich ſo wichtig, daß ich mir bey der geringſten kranken Miene mehr Sorge mache, als ſich ein jeder anderer Freund machen wird, der zwar eben ſo, wie ich, Ihre ängſtliche Einbildung kennt, aber, welches ohnedem unmöglich iſt, Ihre heitere Geſundheit nicht eben ſo zu ſchätzen weis, als ich. Hier haben Sie einen Brief von meinem unglücklichen Freunde; von meinem, denn ich weis nicht, ob Sie noch verlangen, daß er der Ihrige iſt. Wünſchen möchte ich

dem

dem armen Freunde dieses Glück. Sehen Sie, Lorchen, so unpartheyisch bin ich gegen meine Freunde, so gar gegen diejenigen, welche Sie einmal auf meine Unkosten . . . verzeihen Sie mir, mein liebes Lorchen; das war eine Uebereilung, aber sie ist einmal geschrieben, und ich will, wenn Sie es verlangen, Ihnen solche lieber abbitten, als sie ausstreichen. Das würde mich noch verdächtiger, und Sie noch neugieriger machen. Morgen hoffe ich seinen alten treuen Bedienten zu sprechen, und ihn alles auszufragen. Vielleicht kann ich Ihnen morgen Abends Nachricht geben. Heute will ich mich für meine Uebereilung bestrafen, grausam bestrafen, und Sie nicht sehen. Suchen Sie doch den Brief unserer lieben Babet auf, in welchem sie eine Antwort von mir gefodert haben will. Wie ungerecht sind Sie, daß Sie mir so lange das Vergnügen vorenthalten haben, dieser liebenswürdigen Freundinn antworten zu können. Ja, beste Babet, Lorchen, Ihr zerstreutes Lorchen, ist allein Schuld daran. Längst, vorlängst schon hätte ich Ihnen außerdem geantwortet; aber noch mehr wünschte ich, Sie zu sprechen. Ihnen kann man unmöglich das alles schreiben, was man Ihnen zu sagen wünscht. Wollen Sie, meine liebe Babet, so gütig seyn, und eines von nachverzeichneten Büchern zum Durchlesen haben, so erwarte ich Ihren Befehl, der mir auch um deswillen doppelt angenehm ist, weil ich ihn durch unser einsylbiges Lorchen erwarte. Und Sie haben es, freundschaftliche Babet, über Ihr Herz bringen können, diese Ihre arme kranke Freundinn nicht zu besuchen? Ihr gesunder Freund hätte sich diesen Besuch gewiß zu Nutze gemacht. Ich küsse Ihnen beiden die Hände vielmal.

Rabener.

An

An Mademoiselle Lorchen.

Befehlen Sie doch Herrn B*, (denn von Ihnen läßt er sich gern befehlen) daß er, wenn er ohnedem hinnen in der Stadt speist, mich besuche, damit ich ihm klagen könne, seit was für einer Ewigkeit ich Sie nicht gesprochen habe, wie sehr ich über das Wetter seufze, das mich noch hindert, Sie zu sprechen, und wie sehr ich für den vergnügten Abend büßen müssen, da ich zum letztenmale bey Ihnen war, und in dem grausamen Sturme nach Hause gieng An allen diesen kann Ihnen freylich nicht viel liegen; aber ich will Herrn B* zugleich fragen: wie der Papa sich befindet? wie Sie allerseits sich befinden? Ob Sie, mein liebes Lorchen, noch meine Freundinn sind? Und an allen diesen liegt mir gar zu viel. ꝛc.

Rabener.

An Herrn Sekretär B*.

Ich wollte wünschen, daß Sie diesen Brief meiner Freundschaft allein zu danken hätten; aber Sie haben ihn, ich will es nur aufrichtig gestehen, mehr dem uneingeschränkten Gehorsame zu danken, zu welchem mich, wie Sie wissen, unsere Freundinn gewöhnt hat. Schon sehr spät gestern Abends sprach ich [illegible]. »Das will ich »Ihnen nur sagen,« rief sie mir [illegible]gegen, »daß Sie »mit der morgenden Post an Herrn B* schreiben — »verstehen Sie mich?« Ich machte vor Angst eine so

um-

ungeschickte demüthige Verbeugung, wie ein angehender Rekroute, welchem sein regierender Korporal zum erstenmale, mit dem Stocke in der Hand, Gehorsam predigt. Ohne mich aufzuhalten, wollte ich nach Hause gehen, und an Sie schreiben; aber ich mußte noch da bleiben, nicht, weil man meine Gegenwart wünschte, sondern weil man mich wollte empfinden lassen, wie sehr man Herrn B* vermisse. Nur von Herrn B* ward mit mir gesprochen. »Wo muß er itzt wohl seyn? — Der »arme B* hat garstiges Wetter gehabt. — Er war »noch gestern Abends bey uns, und nahm Abschied. — »Er wird diese Nacht frieren, der arme B* — Es wird »meinem Vater recht einsam seyn. — aber binnen acht »Tagen kömmt er wieder, der gute B*.« Was soll ich zu alle dem sagen? Wären Sie allein gefahren, so hätte ich Ihnen in diesem Augenblicke gewünscht, daß Sie bis an die Achsen wären im Kothe stecken blieben. Aber ich war billiger. Um mich einzuschmeicheln, nahm ich ein Glas, und trank Ihre Gesundheit. . . . »O! ja, »er soll leben, der ehrliche B*,« rief unsere Freundinn; — und weil nicht gleich ein Glas da war, so riß sie mir das meinige aus der Hand, und trank Ihre Gesundheit.

Sagen Sie mir doch, mein Herr, war denn über meiner Reise nach S** auch ein solches Spektakel? Wohl schwerlich; wenigstens schrieb niemand an mich, bis ich ein paarmal geschrieben hatte.

Wahrhaftig die Probe ist zu hart. Sie sind ein ganz hübscher, feiner Mensch, haben auch ein ehrliches Herz. Aber das [illegible] ich doch auch wahrhaftig nicht, warum man über einen hübschen feinen ehrlichen Menschen, den man in vier und zwanzig Stunden nicht gese-

hen

hin hat, einen ſolchen Lärmen, auf meine Unkoſten machte. Ich will mich nicht weiter erklären; aber man hat Exempel, daß hübſche feine Menſchen auf der Gaſſe todt gefunden worden ſind.

Ich wollte, daß ich im Stande wäre, nur auf einen Augenblick Ihr Freund nicht zu ſeyn; ich wäre es itzt gewiß nicht, ſo ſehr bin ich aufgebracht. Melden Sie mir, wie Sie gereiſt ſind? wie Sie ſich befinden? wenn Sie wiederkommen? Ich werde Ihrer Beſchützerinn Nachricht davon geben. Vielleicht entwiſcht ihr eine freundliche Miene, die ich außerdem vor Ihrer Rückkunft nicht erwarten darf. Empfehlen Sie mich Ihrer vornehmen Geſellſchaft unterthänig. Lorchen läßt an die Fräulein von P** ihr ergebenſtes Kompliment machen, und ihr tauſend Vergnügen und eine vollkommene Geſundheit wünſchen. Der letzte Wunſch hätte wohl mögen wegbleiben; denn die Hypochondriſten ſind ſehr unzufrieden, wenn man ihnen ihre Hypochondre nimmt. Ich dächte, das wüßte Lorchen am beſten. Leben Sie wohl, mein lieber P*. Denken Sie an uns arme Gefangene in Dresden, und bleiben Sie mein Freund, damit Ihre Vormünderinn den geringſten Vorwand nicht habe, meine Freundinn nicht zu bleiben.

Rabener.

Am 3. May, 1759.

Hätten Sie wohl jemals Ihrem Freunde den herzhaften Entſchluß zugetraut, daß er ſich aus freyem Willen zum Aderlaſſen entſchließen ſollte? Sie können daraus

ur-

urtheilen, wie heftig seit vorgestern mein Schmerz gewesen seyn muß. Dieser ist also der fürchterliche Tag, an welchem mein Blut fließen soll!

The dawn is over-cast, the Morning low'rs,
And heavi ly in clouds brings on the day,
The great, th'important day, big with the bloud
Of Rabener —
- - - - - -

Prächtig genug klingt das, aber es ist nicht wahr; denn seit langer Zeit habe ich keinen so heitern Morgen gesehen: entweder der Himmel hat eine Freude über meinen Entschluß, oder nimmt sich die Mühe nicht, über mich zu trauern. Noch zur Zeit bin ich voller Muth, und habe auch heute ziemlich gut geschlafen. . . . Es schlägt achte! Da kommen meine blutdürstigen Helfer! — Pfuy! . . . gleich, meine Herren! Adieu, adieu, Lorchen! — Nun war es vorbey. Dem Himmel sey Dank, glücklich vorbey! Ich habe vielleicht in etlichen Wochen so viel nicht gescherzt, als heute, während des Aderlassens. Einmal wäre ich fast ohnmächtig geworden; aber ich dachte an Lorchen, und ward gleich wieder munter. O! lassen Sie nun auch zur Ader. Es ist gar zu hübsch, schmerzt nicht, und man wird bald wieder gesund. Es ist mir lächerlich, daß ich mich habe so fürchten können. Etliche Tage werde ich mich gedulden müssen, ehe ich Sie sprechen kann. Etliche schreckliche lange Tage! Ich soll in etlichen Wochen kein Fleisch essen, und was noch schlimmer ist, keinen Wein trinken! Nicht zu essen, nicht Wein zu trinken, und Lorchen nicht zu sehen, das ist eine grausame Diät. Ich empfehle mich Ihnen und Ihrem ganzen Hause gehorsamst.

kunſt. Leben Sie recht wohl, ſo werde ich deſto geſchwinder geſund.

Rabener.

G**, den 14. May, 1759.

Sehen Sie, mein liebes Lorchen, wie ſehr ich mich an Sie gewöhnt habe. Aber Sie ſind ſelbſt Schuld daran. Hätten Sie mir nicht die gütige Erlaubniß ſeit geraumer Zeit gegeben, Sie alle vier und zwanzig Stunden wenigſtens ſechs Stunden zu ſprechen, und hätten Sie nicht mit ſo freundſchaftlicher Gütigkeit meinen Zuſpruch angenommen, daß Sie von dieſen ſechs Stunden wenigſtens ſechs Minuten heiter und gefällig geweſen; ſo würde mir der geſtrige Tag, an welchem ich Sie nicht geſehen und nicht geſprochen, nicht ſo unerträglich lang geworden ſeyn, und Sie wären wenigſtens acht Tage noch vor meinen Briefen ſicher geweſen. Aber nun haben Sie ſchon einen Brief, und der Himmel weis, ob ich nicht morgen mit Anbruch des Tages den zweyten durch einen reitenden Boten abſende, um Ihnen von meiner Geſundheit, von meinem Verlangen, Sie wieder zu ſehen, von meiner Freundſchaft, und von tauſend ſolchen Kleinigkeiten, die nur mir allein wichtig ſeyn können, und Ihnen ganz gleichgültig ſeyn müſſen, Nachricht zu geben. Wie iſt Ihnen denn geſtern die kalte Hofluft bekommen? Was ſagte die Churprinzeſſinn? Was die andern? Werden Sie ſpielen müſſen? Wann? Was? was macht Ihre Kolik? was der Kopfſchmerz? was Ihr eigenſinniger Magen? und der italieniſche Zopf? was

macht er? Sehen Sie, mein liebes Lorchen, alles das frage ich Sie ſo in einem Odem weg, um Ihnen Stoff genug zu geben, mir bald und recht viel zu antworten. Denn auf dasjenige zu antworten, was ich im Eingange dieſes Briefes geſchrieben habe, wird Ihnen grauſam ſauer werden, da Sie es beynahe nicht würden vermeiden können, mir etwas Verbindliches, und faſt noch mehr als Freundſchaftliches zu ſagen. Eine Sache, vor der Sie ſich, ſo lange ich Sie kenne, immer ſorgfältig gehütet haben, wenigſtens bey mir ſich gehütet haben. Unſerer guten Babet empfehlen Sie mich aufs beſte, und ſagen Sie ihr in meinem Namen alles, was Sie glauben, daß ich ihr ſagen würde, wenn ich an ſie ſelbſt ſchreiben dürfte. Aber machen Sie von dieſer Kommiſſion keinen boshaften Gebrauch. Leben Sie wohl, meine beſte Freundinn, und denken Sie an mich, wenigſtens in den leeren Augenblicken, wo Sie nicht im Stande ſind, etwas Wichtigers zu denken. Ich küſſe Ihnen die Hände.

Rabener.

***, am 2. Junii, 1754.

Ich weis nicht, wie das zugeht, mein liebes Lorchen; ſeit drey Tagen ſchon habe ich an Sie ſchreiben wollen, und ſeit drey Tagen auch, habe ich mich nicht entſchließen können, was ich eigentlich an Sie ſchreiben ſoll. Daß ich mich wohlbefinde, iſt ganz gut, aber für Sie eben nicht der wichtigſte Umſtand. Daß ich Ihr wahrer und aufrichtiger Freund bin; das habe ich Ihnen in meinen beiden letzten Briefen, und im Tagebuche, auf allen Sei-

ten

ten und so oft gesagt, daß ich es kaum wagen darf, es Ihnen noch einmal zu sagen. Daß ich von ganzem Herzen wünsche, Sie bald wieder zu sprechen, das versteht sich ohnedem. Was soll ich Ihnen nun schreiben? Ich habe immer noch, aber immer vergebens, auf eine Antwort von Ihnen gehofft. Vielleicht hätte ich darinne Stoff gefunden, mich mit Ihnen zu zanken, und manchmal zankt es sich mit Ihnen recht hübsch; aber auch das Vergnügen haben Sie mir nicht gegönnt. Werfen Sie mir das nicht vor, daß ich Ihnen auf Ihren Brief vom ersten dieses noch nicht geantwortet habe. Sie haben seit dem noch einen Brief, und mit selbigem sieben Briefe im Tagebuche von mir erhalten. Hätten diese nicht ein paar Zeilen verdient? Nun weis ich noch die Stunde nicht, wie Sie dieses Tagebuch aufgenommen haben. Denn was B* mit geschrieben hat, das kann ich für eine Antwort von Ihnen unmöglich annehmen, da das Tagebuch nicht an B* gerichtet war; da B* nicht Ihr Vormund ist, und also keinen Beruf hat, in Ihrem Namen zu reden; da er von Ihnen niemals anders, als mit Beyfalle und Bewunderung spricht, welches mir manchmal gar zu schmeichelhaft vorkömmt; mit einem Worte, da ich von Ihnen über diese Materie einen Brief zu erhalten wünschte, und nicht von B*. Um des Himmels willen, meine liebe Freundinn, muthen Sie mir nicht zu, daß ich Ihr Stillschweigen für einen Beweis annehmen soll, daß Sie meine Rückkunft wünschen! Für Sie ist dieser Beweis gar zu bequem, und ich verliere dabey gar zu viel, da ich Ihre Briefe verliere. Es ist viel natürlicher, daß ich aus Ihrem Stillschweigen schliessen muß, Lorchen habe ihren entfernten Freund vergessen, oder, welches beynahe noch schlimmer wäre, Lorchen sey gegen mich gleichgültig geworden. Das Unglück würde

ich gewiß nicht überleben, oder wenn ich es auch bey meiner guten Natur wider Vermuthen überleben sollte, so würde ich mich doch selbst aus Dresden verbannen, und was soll daraus werden? Allem diesem Unglücke können Sie vorkommen, wenn Sie bald an mich schreiben. Ich bitte Sie darum, und küsse Ihnen die Hände.

Rabener.

S**, am 11. Junii, 1759.

So krank und gebrechlich auch Ihr Postscript klingt, und so kurz es ist, so verdient es doch einen ganzen Brief zur Antwort, weil es ein Postscript von Ihnen, mein liebes Lorchen, ist. Der verwünschte Kopfschmerz! ich sehe es schon, der bleibt mein geschworner Feind. Um wie vieles Vergnügen hat er mich schon gebracht! Gestern werden Sie meinen Brief erhalten haben; mit der itzigen Gelegenheit sende ich an meinen Freund N** diesen Brief, nebst einem neuen Theile der Bibliothek der schönen Künste und Wissenschaften. Herr Weiße hat mir geschrieben, daß ihm nunmehr die Aufsicht über dieses Journal aufgetragen worden. Die Tragödie, die Sie kennen, wird er mit noch ein paar andern Stücken besonders drucken lassen, worauf ich mich freue. Bey der Gelegenheit hat er mir die neue Auflage von seinen scherzhaften Liedern geschickt. Da ich mich erinnere, daß einige Lieder Ihnen gefallen haben, so nehme ich mir die Freyheit, Ihnen dieselben in Ihre Bibliothek zu geben. Sie können nicht immer Illiaden lesen, Sie müssen sich auch manchmal zu anakreontischen Tändeleyen herablas-

laſſen, und ſich zwingen, das, was Ihnen nicht gefallen kann, dem Verfaſſer zu verzeihen, weil er mein Freund iſt, und exemplariſcher lebt, als er ſchreibt. Wie weit ſind Sie mit den Summarien der Iliaden? Vermuthlich ſchon längſt fertig, es müßte Sie denn der Kopfſchmerz gehindert haben.

Empfehlen Sie mich Ihrem ganzen Hauſe, und beſonders dem Papa, dem ich für den heute erhaltenen Brief verbundenſt danke. Gehört B* auch zu Ihrem Hauſe? Ich dächte faſt. Ihre Babet verſichern Sie meiner Hochachtung, ſo oft Sie dazu Gelegenheit haben. Endlich habe ich heute meine Kur angefangen, um auf Johannis recht geſund zu ſeyn, wenn ich das Vergnügen wieder habe, Ihnen die Hände zu küſſen. Leben Sie geſund, vergnügt, und ohne Kopfſchmerzen! das wünſche ich aus Eigennutz; denn wenn Sie ohne Kopfſchmerzen leben, ſo werde ich in vierzehn Tagen neun Briefe von Ihnen bekommen.

Millionentauſendmal küſſe ich Ihnen die Hände, meine kranke und faule Freundinn.

Rabener.

Freylich ſchon wieder einen Brief von Rabenern! Zwar bekommen Sie erſt heute Mittags nach zwölf Uhr meinen Brief vom 11ten dieſes durch den Herrn R**, und itzt früh um zehn Uhr ſitze ich ſchon wieder hier, und ſchreibe von neuem an Sie, mein liebes Lorchen. Aber was kann denn ich dafür? Kein Menſch iſt ſchuld daran, als Sie; wie geſagt, nur Sie, ſonſt kein Menſch. War-

um ist Ihr Brief, den ich eben itzt von der Post bekömmen, so freundschaftlich und so vortrefflich geschrieben? Wahrhaftig, Sie haben mir mit diesem Briefe eine große Freude gemacht. Ich sehe daraus, daß Sie gesund, ziemlich vergnügt, und was für mich das wichtigste ist, noch meine Freundinn sind. Und alles dieses sagen Sie mir mit einer gewissen Heiterkeit, die Ihnen eben nicht alltäglich ist, und Sie allemal doppelt liebenswürdig macht.

Mit Ihren Kopfschmerzen ist es also wirklich Ernst gewesen? Armes Lorchen! Haben Sie wohl Hoffnung, einige Tage so ruhig zu seyn, daß, wie Sie schreiben, sich die noch übrige große Leere und Schwachheit verliere? Ich erinnere mich nicht, Sie oft ruhig, und am wenigsten etliche Tage ruhig gesehen zu haben. Aber eben besinne ich mich, daß Sie niemals ruhiger sind, als wenn Sie mich sechs Meilen von Ihnen entfernt wissen. Machen Sie sich diese Zeit zu Nutze; diese glückliche und gesunde Gemüthsruhe möchte nicht lange mehr währen; denn gegen Johannis, wenn Sie es nicht ungütig nehmen; denke ich wieder bey Ihnen zu seyn. Und da ist zu den traurigen Kopfschmerzen, der großen Leere, und der verdrüßlichen Schwachheit immer noch Zeit genug. Haben Sie denn im Ernste eine Fortsetzung des Tagebuchs erwartet? Bey aller meiner natürlichen Eigenliebe war ich doch so hochmüthig nicht, es für Ernst zu halten, und Ihr langes Stillschweigen über diesen Punkt war schon Ursache genug, mich stumm und demüthig zu machen. Ich habe mir also Gewalt angethan, es nicht fortzusetzen, ungeachtet mich solches unendliche Ueberwindung gekostet; da dieses Tagebuch meine tägliche Unterredung mit Ihnen war, und mir zu meinem Vergnügen in Ge-

nichts

nichts fehlt, als ein Freund, mit dem ich von Lorchen reden kann.

Es ist mir recht lieb, daß Sie unserer guten einsamen Babet das Tagebuch geschickt haben; denn unmöglich kann sie es durchlesen, ohne wenigstens einmal, an mich zu gedenken, und das ist alles, was ich wünschen kann.

Grüßen Sie diese gute Freundinn tausendmal von mir! Heute also sind Sie bey Hofe; Sie haben doch die Gefälligkeit, und melden mir in Ihrem nächsten Briefe etwas davon? Sie schreiben, Sie müßten wieder nach Hofe kommen! Ist das seit meiner Abwesenheit schon einmal, außer dem Gallatag, geschehen? B* werde ich keine Strafpredigt halten; er ist gestraft genug, wenn er in Ihrer Gesellschaft unzufrieden seyn kann. Ich habe am Sonntage einen Brief an B* mit einem Inschlusse an Sie gesendet, und in D** Hause abzugeben darauf geschrieben, um dessen Bestellung zu beschleunigen; gleichwohl bekomme ich von B* keine Antwort, und im Briefe vom Montage nicht die geringste Nachricht, ob Sie und B* diese Briefe bekommen haben. Wie geht das zu? Lassen Sie sich doch auf der Post erkundigen, und erinnern Sie B* an mich; vielleicht antwortet er mir.

Ich? Ihren Brief zerreißen? Nimmermehr folge ich Ihnen darinne; dazu ist er mir viel zu lieb. Aufheben will ich ihn, für meine Enkel und die ganze Nachwelt will ich ihn als ein Heiligthum aufheben, und verflucht sey der Wurm, der ihn fressen will! Leben Sie wohl, und lieben Sie Ihren Freund

Rabener.

S**, am 13. Junii, 1759.

G**, am 14. Junii 1739.

Bis hieher wäre ich also, meine beste Freundinn; aber mein böses Gewissen, wegen des so gröblich gemißbrauchten Urlaubs, verstattet mir nicht, eher nach Dresden zurückzukehren, bis ich von Ihnen die schriftliche Versicherung erhalten, daß Sie mir diesen Ungehorsam verziehen haben. Ich könnte zwar Verschiedenes, zu meiner Entschuldigung, und das nicht ohne Grund, anführen; aber ich will diese Verzeihung bloß Ihrer großmüthigen Freundschaft, und nichts davon der Gerechtigkeit meiner Sache zu danken haben. In Ihrem nächsten Briefe, dem ich mit unruhigem Verlangen entgegensehe, können Sie mir nichts Wichtigers und Erfreulichers sagen, als die Versicherung, daß Sie unverändert meine Freundinn sind, und sich gesund, vergnügt, ohne Kopfschmerzen, Kolik und Eigensinn befunden haben.

Dem Herrn Papa, dem ganzen Hauß, und allen Freunden, empfehle ich mich aufs beste; ich würde an den Papa selbst geschrieben haben, wenn ich nicht von meiner nächtlichen Reise zu müde wäre. Der Herr Professor Gottsched und seine Frau laßen sich Ihnen besonders empfehlen, und hoffen, Sie werden die übersendeten Musikalien erhalten haben, ꝛc. ꝛc. Mündlich erzähle ich Ihnen von allen diesen noch mehr. Beyliegenden gedruckten Zettel sende ich Ihnen, damit Sie sich einen kleinen Begriff von dem M**ger Geschmack machen können.

Niemand kann die Babet freundschaftlicher grüßen, als Sie; darum bitte ich, es in meinem Namen zu thun. Wie sehr wünsche ich, es bald selbst zu thun,

und

und Ihnen, mein beſtes und ſchlimmes Lorchen, die Hände zu küſſen.

Rabener.

S**, am 16. Junii, 1759.

Da Sie mir gütigſt die Erlaubniß gegeben haben, auf einige Wochen nach S** zu verreiſen; ſo bitte gehorſamſt um Verlängerung dieſes Urlaubs, weil ich mich genöthigt ſehe, nach Leipzig, und vielleicht noch weiter zu gehen. Ich hatte mir vorgeſetzt, künftige Mittwoche mit dem früheſten aufzubrechen. Weil Sie mich aber gewöhnt haben, ohne Ihr Vorwiſſen und Ihre Vergünſtigung nicht einen Schritt zu thun; ſo erwarte ich mit der künftigen Montags-Poſt Ihre Befehle, und eine genaue Beſtimmung der Zeit, wie lange ich noch außen bleiben darf. Ich werde ſodann nicht eine Minute länger bleiben, und wenn ich den Koffre auf den Buckel nehmen, und zu Fuße bis an das weiße Thor gehen ſollte.

Sie können urtheilen, wie dringend meine Reiſe ſeyn muß, da ich mich dadurch des gehofften Vergnügens berauben laſſe, Ihnen auf Johannis aufzuwarten.

Empfehlen Sie mich, wenn ich bitten darf, den Ihrigen allerſeits gehorſamſt. Unter die Ihrigen gehört wohl auch Ihre Babet.

Alſo, auf den Montag antworten Sie mir gewiß auf meine Briefe vom 10ten, 13ten, 16ten Ju-

nik. Ich bin Ihr aufrichtiger Freund und demüthigſter Knecht.

Rabener.

N. S.

Heute Abends erwarten wir hier den Miniſter ***k. Ich wollte, daß wir unſern Freund B* erwarteten, ich würde mich mehr drauf freuen; und wenn wir vollends . . . o! daran darf ich gar nicht einmal denken.

G**, am 18. Junii 1759.

Sie ſind ein allerliebſtes boshaftes Lorchen. Dieſen Morgen lag ich noch im Neſte, als mein Bedienter mir acht Briefe von Ihnen brachte. So eine Freude, als ich darüber hatte, kann kaum ein Kind haben, welches früh beym Erwachen den ſo lange gehofften heiligen Chriſt auf dem Bette findet. Ich entwickelte einen Umſchlag nach dem andern, und bey dem achten war ich ſehr unzufrieden, daß er ſchon der letzte war. Eine ganze Stunde länger, als ich es ſonſt gewohnt bin, blieb ich im Bette liegen, um Ihre Briefe recht ungeſtört und ruhig durchzuleſen; und ich bin itzt nur um deswillen aufgeſtanden, damit ich Ihnen gleich antworten könne. Es ſoll nach der Ordnung geſchehen, wie ſie vor mir liegen, und wie ich glaube, daß ſie von Ihnen geſchrieben ſind.

Ad 1) Ich freue mich über das Vergnügen, das Sie am 14ten in Ihrem Garten genoſſen, und doppelt freue

freue ich mich, daß Sie meine Geſundheit getrunken. Ich bewundere Ihre Philoſophie! Wer hätte glauben ſollen, daß der Beſuch von dem Kaufmann R** Ihnen den weiſen Seufzer auspreſſen könnte, daß nichts Vollkommenes in der Welt ſey. Oder fiel Ihnen dieſe Gedanken nur dabey ein, daß Sie mitten in Ihrem Vergnügen durch das Trinken auf meine Geſundheit geſtört worden? Erklären Sie ſich darüber, denn Ihr Brief erklärt ſich nicht deutlich genug.

Ad 2) Die Hofnachrichten von der Mittwoche geben Sie mir in einem ziemlich trockenen Zeitungsſtyle; und der Schluß, daß Sie mein Glück beneiden, iſt der wichtigſte. In der That bin ich hier ſo glücklich, als man es ohne Lorchen ſeyn kann.

Ad 3) Die beſte Babet! Wie freue ich mich, daß ſie einen Abend mit Ihnen hat ungeſtört ſeyn können! Ich weis gewiß, ihr iſt das lieber geweſen, als die ganze Galanterie von ihrem ſüßen P**. Grüßen Sie doch die liebe Gevatter tauſendmal von mir! Alſo wird aus meinem Wunſche, Ihre beiderſeitigen Briefe ſelbſt zu beſtellen, nichts? Es geht doch alles wider meine Wünſche! Was für einen glücklichen Beruf hätte ich gehabt, wenn ich früh einen Brief von der Lorchen und Abends eine Antwort von der Babet hätte abholen können! Umſonſt hätte ichs auch nicht thun dürfen; denn von Ihnen hätte ich das Lohn bekommen, und die Babet hat ein viel zu mitleidiges Herz, als daß ſie nicht auch für einen Theil meiner Kleidung würde geſorgt, und mir wenigſtens eine abgeſetzte Kleidung zugeworfen haben. Und wäre auch alles dieſes nicht geweſen, ſo bin ich doch ehrgeizig genug, ein ſo wichtiges Amt umſonſt zu verwalten. Denn das Vergnügen, die Lorchen und Babet

alle

alle Tage einmal zu sprechen, geht über alle Besoldung, und über allen Rang, den auch die ansehnlichsten Ehrenstellen und Aemter mit sich bringen.

Ad 4). Was ist das für eine höhnische Frage, die Sie an mich thun? Ich kann eine Person vielleicht binnen vier Jahren noch nicht vollkommen ausgelernt haben, und doch so viel Gutes und so viele liebenswürdige Vorzüge an ihr finden, daß es unrecht seyn würde, diese nicht zu bewundern. Und diese Person kann einige Fehler haben, die um deswillen Tadel verdienen, weil man bey einer so vollkommenen Person gar keine Fehler erwartet. Vielleicht hat sie noch ein paar Fehler und unendlich mehr Tugenden, als ich in vier Jahren an ihr entdeckt: soll ich deswegen nicht über sie urtheilen, sie nicht eher loben und tadeln, als bis ich auch den geringsten Fehler an ihr ausgespähet, und alle ihre Vorzüge zu bewundern Gelegenheit gefunden habe? Denn z. E. Sie, mein liebes Lorchen . . . aber ich muß zum fünften Briefe eilen. —

Ad 5) Von dem überschickten Buche urtheilen Sie weit nachsehender, als es mein Freund verdient. Zu seiner Demüthigung soll er Ihren Brief lesen, so bald ich nach Leipzig komme. Wie gefährlich können Sie schmeicheln, wenn Sie wollen! Von meinem Tagebuche urtheilen Sie so vortheilhaft, daß ich vor Hochmuth ganz schwindelnd werden würde, wenn Sie nicht die demüthigende Vorsicht gebraucht hätten, mitten unter dem Witzigen, dem Aufgeweckten, dem mir Eigenen, dem Boshaften, dem Schmeichelhaften, dem Rabenerischen, nicht eine kleine Sylbe von dem Freundschaftlichen zu gedenken. Denn wenn Sie mir den prächtigen Titel eingestehen, daß ich Ihr Freund sey, so bin ich darauf unendlich stolzer, als auf allen Witz.

Ad

Ad 6). Das ist mir doch von V** ganz unbegreiflich: ich habe ihn selbst gebeten, daß er von meinem Befinden Ihnen mündlich Nachricht geben möchte.

Und also ist Ihr Kopf noch nicht, wie er seyn soll? Das sagen Sie wohl mir, um mich zu ängstigen? Am Sonnabende habe ich meine Kur mit dem Bitterwasser beschlossen. Den Nutzen muß ich davon erwarten. Gestern Abends überfiel mich mein alter Schmerz mit einemmale wieder so heftig, daß ich Abends auf meinem Zimmer ohne Speise und Trank bleiben mußte, und eine sehr unruhige Nacht hatte. Wie ich mich diesen Morgen befinde, weiß ich in der That nicht. Ich habe noch nicht Zeit gehabt, an mich zu gedenken, da ich von früh sechs Uhr bis itzt halb zehn Uhr nur an Lorchen gedacht habe. Und dieses Vergnügen will ich so spät, als möglich, unterbrechen.

Ad 7) Es ist schon genug, daß Sie meine Briefe vom 8ten und 11ten erhalten haben; ich bitte Ihnen alle ungerechten Vorwürfe, die ich Ihnen gemacht habe, und ferner machen werde, demüthig ab, und küsse Ihnen die Hände, bis Sie mir es vergeben haben.

Ad 8) So ist auch mein letzter Brief richtig eingegangen, und von Ihnen gütig aufgenommen worden. Wie glücklich bin ich, daß ich eine so gütige Freundinn habe, die mir alle mein freundschaftliches Gewäsche mit so viel Nachsicht vergiebt! Meinen gestrigen Brief werden Sie nun auch bekommen haben, und mir diesen Vormittag vermuthlich ein paar Zeilen antworten, die ich morgen früh bekomme. Wie ungenügsam bin ich! Den Augenblick erst acht Briefe, und schon hungert mich nach den neunten. Leben Sie auf heute wohl!

Den

Den übrigen Raum hebe ich für die morgende Antwort auf.

Den 19. Junii, 1759.

Nein; gewiß werde ich den Urlaub nicht mißbrauchen. Eine längere Abwesenheit von Ihnen kann ich unmöglich ausstehen, und das Vergnügen, welches ich sonst von der vorhabenden Reise erwarten könnte, würde mir sehr verbittert werden, wenn ich genöthigt werden sollte, meine Rückreise weiter zu verschieben, als ich es ausgerechnet habe.

Ich bitte, mich Ihrer Familie bestens zu empfehlen. Leben Sie bis zu meiner Rückkunft gesund, hernach wird weiter Rath werden. Ich küsse Ihnen die Hände, bestes Lorchen.

Rabener.

Am 22. Junii, 1759.

Damit es unserer fleißigen Babet nicht, während meiner Abwesenheit, an Nahrung für ihre Lehrbegierde fehlen möge, so sende ich für dieselbe den englischen Zuschauer.

Ich hoffe, von Ihnen, mein liebes Lorchen, noch heute mündlich Abschied zu nehmen, da ich morgen früh abzureisen denke, wofern mich mein böses Auge nicht zurückhält. Aber von Ihnen, meine Babet, wie unglücklich bin ich! von Ihnen darf ich mündlich nicht Abschied nehmen. Tausendmal küsse ich Ihnen in Gedanken die

Hän-

Hände, und empfehle mich Ihrer Freundschaft, die mir alle Tage schätzbarer wird, und wünsche, Sie und Ihr ganzes Haus gesund und vergnügt wieder zu finden.

Ich darf es nicht sagen, mit was für schwerem Herzen ich von Ihnen und von der Lorchen reise; wie unruhig ich mitten in meinem vergnügten Landleben an zwo abwesende, so liebenswürdige Freundinnen denken werde; wie traurig mir die Stunden Abends von sechs bis acht Uhr seyn werden, da ich nicht bey Lorchen seyn, mit ihr mich nicht zanken, und nicht mit ihr von unserer guten besten Babet reden kann: das alles darf ich nicht sagen, sonst spricht Lorchen wieder mit ihrer grausamen Frostigkeit, das sey getändele. Ja, meine Babet, das sagte Lorchen gestern; so gleichgültig ist sie gegen meine Freundschaft: aber sie ist nur gegen meine Freundschaft so. Leben Sie wohl, mein gutes Lorchen! leben Sie ewig wohl, meine gute Babet! Wie glücklich bin ich, wenn Lorchen und Babet mich nicht vergessen, mich,

Ihren

aufrichtigen Freund,
Rabener.

An Herrn Cramer.

Leipzig, am 7. May, 1752.

Sie werden meinen Brief vom 4ten dieses, nebst dem dritten Theile meiner Schriften bekommen haben. Ich versprach damals, weitläuftiger zu schreiben, und itzt will ich dieses Versprechen erfüllen. Der Verleger wird Ihnen das neue Stück der vermischten Schriften gesendet haben. Die Abhandlung der moralischen Nachahmung hat mir sehr wohl gefallen. Die Ode an Herrn Sucro nicht ganz, ob sie schon so rührend ist, daß sie einem betrübten Wittwer Thränen kosten muß. Wollen Sie wissen, warum sie mir nicht gefallen hat? Ich weis es selbst nicht recht. Vielleicht kömmt es daher, daß ich dieser neuen Versart überhaupt nicht recht gut bin: vielleicht auch daher, daß gewisse Redensarten Klopstocken zu eigen sind, und in dem Munde eines andern zu gezwungen und zu nachahmend klingen. Das:

Schläft sie zu Gott hin;

ist ein Ausdruck, der mich ehedem betäubt hat, und nun glaube ich kaum, daß er richtig gedacht sey. Kann ich dahin schlafen, so kann ich auch einher wachen. Kurz, wenn wir, wie ich allenfalls wünsche, diese Versart und die Gedichte ohne Reime allgemeiner machen wol-

wollen; thäten wir nicht besser, wir beobachteten, außer dem Wohlklange, auch die Reinigkeit der Sprache aufs sorgfältigste, so wie sie von Ihnen selbst, und im Jünglinge *), auch sonst **), beobachtet ist? Erschrecken Sie denn nicht über meine Verwägenheit, da ich mich wage, eine Ode zu tadeln, die Ihnen wegen Ihres einsamen Freundes, und der verlornen Freundinn so vorzüglich lieb seyn muß? Und tadle ich nicht zur Unzeit, da ich Sie wider meine Satyren reize, in denen vieles steht, das Ihnen nicht gefallen kann, weil Sie ein Amt und solche Beschäfftigungen haben, die Sie, Ihres Witzes und Ihrer Lebhaftigkeit unerachtet, wider gewiss Ausdrücke aufbringen müssen, die ich bey manchem Charakter für unentbehrlich halte, und die Sie nur in der englischen Sprache schön, in der deutschen zu niedrig finden. Mit der Kritik von der geistlichen Epopee legt der Probst oder Konsistorialrath in Berlin gewiß mehr Ehre ein, als die meisten derjenigen, die für die Messiade bisher gekämpft haben. Nur der Schluß hätte bitterer seyn sollen. Ein solcher Einfall, wie ihn M** loser Freund gehabt hat, würde bey einem muthwilligen Tertianer die Ruthe verdienen; verdient er bey Sr. Magnificenz nicht zum wenigsten einen amtsmäßigen und empfindlichern Verweis? ***) Aber auch bey dieser Kritik muß ich etwas tadeln. Der Herr Probst hat sich einen Ausdruck angewöhnt,

*) Z. E. im Jünglinge, das 22ste, 35ste und 43ste Stück.

**) Das Muster von allen siehe in Ujens Gedichten.

***) Siehe diese unglückliche Stelle im Neuesten der Gelehrsamkeit ꝛc. im Jänner des 1752sten Jahres.

gewöhnt, der schön ist, wenn er selten kömmt, ekelhaft, wenn er oft wiederholt wird, und lächerlich, wenn er gar falsch gebraucht ist. Es ist das Wörtchen ein. Wenn ich sage: Ich wünsche meinem besten Freunde das wesentliche Vergnügen, daß er, wie ich es genossen, mit einem Cramer, einem Giseke, einem Klopstock, unter einem Dache wohne; so wünsche ich ihm auf eine redneriſche Art etwas Gutes: denn ich rede von dem Charakter dieſer drey Freunde, und wünsche ihm die Gesellschaft eines gelehrten und redlichen Mannes, wie Cramer, eines lebhaften Mannes, wie Giseke, eines mittlern und stark empfindenden Mannes, wie Klopstock war. Sage ich aber: Ich habe mit einem Cramer, einem Giseke, einem Klopstock unter einem Dache gewohnt; anstatt, daß ich sagen will: Ich habe mit Cramern, Giseken und Klopstocken unter einem Dache gewohnt; so ist dieſer Ausdruck meines Erachtens ganz falsch, und desto unerträglicher, weil er steif und affektirt ist. Diesen Fehler hat, deucht mich, der Herr Probst oft begangen, und ich würde die widrige Empfindung, die ich dabey gehabt, Ihnen deutlicher und bitterer zu Tage legen, wenn ich mich nicht scheute, etwas für einen Fehler auszugeben, das der Herr Probst mit dem fortgesetzten Bossuet des Herrn Oberhofprediger Cramers so sehr, gewiß gar zu sehr gemein hat.

Ey! Ey! Ey! Wie wird es meinen armen satyrischen Briefen gehen! Wie unvorsichtig bin ich, daß ich so muthwillig reize! Die Ode von den Schicksalen der Religion ist vortrefflich. Die Abhandlung von Saint Real ist lesenswerth; nur damit bin ich nicht zufrieden, daß sie eine Uebersetzung ist. Ich mochte nicht gern, daß zu oft und zu lange Uebersetzungen in die vermischten

Schrif-

Schriften kämen. Aber wer soll . . . Gut! Sie haben Recht; aber ich auch. Ich bin ein aufrichtiger Freund von Ihnen und Ihrer Frau, die Sie in meinem Namen grüßen sollen. Leben Sie wohl.

Rabener.

Quedlinburg, den 14. Aug. 1752.

Ich hätte mir gar nicht eingebildet, daß ich in der ganzen Zeit, von Pfingsten her, weiter nichts, als eine Note von den Briefen, die Sie an mich geschrieben haben, und anderthalb horazische Verse zum Verweise bekommen würde, mich an meinen lieben Rabener erinnern zu können. Ich habe mir so gar weiß gemacht, daß ich in dem Posseß wäre, Ihnen wegen Ihres langen Stillschweigens Vorwürfe zu machen. Denn ich habe Ihre beiden Briefe beantwortet; ich habe mich in einem Briefe, besonders wegen Ihrer Kritik der vermischten Schriften, theils gerechtfertigt, theils für schuldig erkannt; und in dem andern Briefe Ihnen von C** geschrieben, daß er mich besucht, und den ernstlichen Entschluß gefaßt hätte, an Sie sehr weitläuftig zu schreiben. Sind also diese beiden Briefe verloren gegangen? Das müssen sie freylich seyn; aber, wenn sie auch nicht verloren wären, so müßten Sie doch auch nicht so scharf mit Ihrem Cramer rechnen, und hätten auch wohl, wie er wohl öfter gethan hat, seit dem 9ten May 1752 einmal eher an mich schreiben können. — Daß Sie nun gar auf den ungerechten Verdacht gefallen sind, ich möchte mich von Ihrer Kritik beleidigt gefunden haben, das ist ganz unver-

zeihlich. Hören Sie doch, mein liebster Rabener, wie lange ist es denn, daß Sie mich kennen? Ist Ihnen das Unglück schon oft begegnet, daß ich einer Kritik wegen auf irgend einen unserer Freunde böse geworden bin? Oder haben Sie geheime Urkunden, daß ich, seitdem ich so unglücklich bin, gar nicht mehr beurtheilt zu werden, eine so empfindliche Seele erhalten habe? In der That, ich wünschte mir itzt ein wenig theologische Bitterkeit, damit ich mich recht böse, wegen eines solchen Verdachts, gegen Sie anstellen könnte. Und ich will es gewiß im Ernste werden, wo Sie mir nicht bald Brief und Siegel darüber geben, daß Sie völlig überzeugt sind, ich könne nie in einen solchen Fehler verfallen. Ich hätte auch seit Pfingsten an Sie wieder geschrieben, wenn ich nicht befürchtet hätte, daß Sie mein Brief nicht in Leipzig antreffen würde. Zum Beweise, wie leicht Sie mich wieder versöhnen können, schreibe ich gleich an Sie, als ich von unserm Freunde den Auszug aus Ihrem Briefkalender erhalte. Sie sind doch mein lieber Rabener. Ich glaube auch, daß Sie mich sehr lieb haben; sonst hätten Sie sich die Mühe nicht gegeben, den Horaz wider mich zu citiren. Ich will durchaus von Ihnen beurtheilt seyn, und so scharf Sie können. Denn, wo ich Gründe genug habe, zu glauben, daß Sie nicht Recht haben, widerspreche ich, und folge nicht. Ich bitte Sie auch itzt, daß, wenn Sie irgend eine von meinen schon gedruckten Oden lesen, Sie mir alle Ihnen mißfallende Stellen auf einen Zeddel schreiben sollen, weil ich an Verbesserung und Herausgabe derselben mit der Zeit denken will. Wenn Sie eine neue Ausgabe Ihrer Satyren besorgen müssen, will ich Ihnen den Liebesdienst auch erweisen.

Sie haben doch Ihre Autorſchaft noch nicht niedergelegt? Sie hatten vordem allerley ganz artige Projektchen: ſie ſind doch nicht aufgeopfert? und in einen neuen Theil Ihrer Satyren kommen doch auch einige neue Arbeiten? ꝛc. ꝛc.

ꝛc. ꝛc.

Quedlinburg, den 2. Oktober, 1752.

Sind Sie glücklich von Ihrer verdrießlichen Expedition zurückgekommen? Und ſind Sie geſund? Und haben Sie mich auch, ungeachtet Sie ſelten Briefe von mir erhalten, noch lieb? Sie können ſo fürchterliche Briefe ſchreiben, daß ich mir der Langſamkeit wegen keinen Verweis zuziehen möchte. Dem aber vorzukommen, noch mehr aber, um Ihnen zu ſagen, daß wir Sie unverändert lieben, ſchreibe ich itzt, da ich hoffe, daß Sie mein Brief in Leipzig finden werde. So gern ich von Ihnen zu erfahren wünſche, daß Sie geſund ſind; ſo will ich doch noch lieber erfahren, daß Sie zufrieden ſind. Ihre beiden letzten Briefe waren ſo voll Hypochondrie! War es nur Hypochondrie des Körpers? Iſt Ihre Seele ſeitdem heitrer, liebſter Rabener? Wunder wäre es nicht, wenn Sie Ihres unruhigen Amts wegen, das Sie ſo wenig Ihrer ſelbſt und Ihrer Stunden mächtig werden läßt, unzufrieden würden. Immer reiſen, und immer mit ſo vielen Unbequemlichkeiten reiſen müſſen, unterdeß daß andere, die, weil ſie keine Verdienſte haben, auch kein Recht zu einem ruhigen und vergnügten Leben haben, für keinen Menſchen, als allein ihres Vergnügens

wegen in Bewegung sind, das muß endlich auch den Allerunverdrossensten zur Last und zum Ekel werden. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie oft wir uns ärgern, daß Ihre Verdienste zwar gebraucht, aber nicht belohnt werden. Man giebt Ihnen die Anwartschaft auf ein Kreiseinnehmer-Amt; aber was hilft sie Ihnen, wenn es ewig eine Anwartschaft bleibt? Giebt es denn keine andern Aemter, wo Sie der Welt dienen können, ohne so zerstreut zu werden, und in einer beständigen Unruhe zu leben? Was ich für ein Moralist bin! Mögen Sie nicht lachen, wenn Sie meinen Brief lesen, daß ich Ihretwegen vielleicht unzufriedner bin, als Sie selbst sind. — — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — —

Immer reisen müssen, das ist ärgerlich! Ja, wenn sich Ihre Kommissionen bis nach Quedlinburg erstrecken könnten! Wie weit ausgebreitet doch der Schade ist, wenn große Herren Schutzgerechtigkeiten über Abteyen verkaufen! Wäre die hiesige noch bey Sachsen, so könnte man doch noch hoffen, daß Sie sich, kraft Ihrer theuern Pflicht, auch einmal hieher verirren würden. Und ich glaube, ich ließe in dem Falle die Oberhofprädikatur, wenn es leidlich wäre, auf meine Lebenszeit in den Steueranschlag bringen. Arbeiten Sie denn noch etwas, oder ruht Ihr Satyr? Billig sollte ers nicht thun; denn man siehts ihm nicht an, daß er so oft auf der Post liegen muß. Wie stehts um Ihre Freunde in Leipzig? ꝛc. ꝛc.

ꝛc. ꝛc.

An Herrn Cramer.

Leipzig, am 14. Febr. 1753.

Hier haben Sie die Antwort auf zween Briefe. Dem Verleger habe ich die auf zweymal übersendeten Manuscripte, zu einem neuen Theile der vermischten Schriften, zugestellt. Ich habe ein paar Lieder von D. M** dazu gegeben; aber das alles macht noch nicht fünf Bogen aus. Halten Sie sich immer gefaßt, noch mehr zu senden. Ihre Abhandlungen, so viel ich habe davon lesen können, sind unvergleichlich. Es fehlt aber doch noch eine Art der Schriften, die der Leser in dergleichen Sammlungen zu suchen gewohnt ist; die Satyren meyne ich. Wer soll die fertigen? Der Herr Oberhofprediger? Nein, Ihro Hochwürden! Das fehlte noch, daß ein Oberhofprediger Satyren machte! Es ist ohnedem schon Aergerniß genug, daß er andere Sachen drucken läßt, als Gesangbücher. Gleichwohl sieht der Verleger, vermöge seiner buchhändlerischen Weisheit, wohl ein, daß dieser Monatsschrift Satyren fehlen. Er hat mir sehr angelegen, ihm wenigstens noch einige Sprüchwörter dazu auszuarbeiten, und ich habe ihm mit der größten Vertraulichkeit ins Ohr gesagt, daß ichs nicht thun werde. Wie wollen wir es aber sonst anfangen? »Das weis »ich nicht, mein lieber Rabener!« Und ich noch weniger, mein Herr Cramer! Ich wollte, daß jemand um diese Monatsschrift sich so verdient machte, und etwas Atheistisches ausarbeitete, damit es auch an einem und dem andern Hofe mit Beyfalle gelesen würde. Meynen Sie nicht? — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich freue mich, daß G** sich seinem Glücke zu nähern scheint. Ich bin dem kleinen süßen Männchen von ganzer Seele gut, das sagen Sie ihm nur. Künftigen 23sten Sept. 1754 will ich ihm gewiß antworten; denn da werden es zwey Jahre seyn, daß ich seinen Brief bekommen habe. Er hat es eingeführt, daß wir einander alle zwey Jahre antworten, und ich folge seinem erbaulichen Exempel billig. — —

Ich bin etliche Tage in Naumburg gewesen; ich habe Schlegels Frau kennen lernen, und sie gefunden, wie ich wünsche, daß die Weiber meiner Freunde seyn mögen. Sie hat Vernunft und Witz, sieht fein aus, und scheint eine gute Wirthinn zu seyn. Ein Umstand, der für den Mann der wichtigste ist, und um deswillen ich es seiner Frau nunmehr beynahe verzeihe, daß sie ihm kein Geld mitgebracht hat.

Nun bin ich auch wegen der Sorge beruhigt, die ich mir machte, daß er noch nicht hätte heurathen, sondern die Wirthschaft noch einige Zeit durch seine beiden Schwestern führen lassen sollen — —

Küssen Sie Ihre rechtschaffene Charlotte in meinem Namen tausendmal! — So? Haben Sie ein Bedenken dabey? Pfuy! Was für eine eifersüchtige Miene machten Sie itzt! das war garstig! Leben Sie wohl!

Rabener.

Anek-

Quedlinburg, den 17. Febr. 1753.

Vergiß nicht, Freund, bey deinen Freuden,
Daß deine Freunde dich beneiden,
Die mit dir scherzen, und sich freun;
Die deinem Spotte gern verzeihn,
Durch deine Lust des Trübsinns Heer zerstreun,
Und jeden Abend dir, frey von gelehrten Leiden,
Und froh durch deine Scherze weihn:
Indeß daß, weit von dir entfernet,
Dein Cramer Scherz und Lust verlernet,
Den Kopf auf Folianten stützt *),
Bey alten Chroniken und dummen Mönchen schwitzt,
Und, voll gelehrter Meditationen,
Bald von Rebellionen,
Vom Umsturz stolzer Thronen,
Und bald von Ketzern schreibt, sich hypochondrisch sitzt,
Stets ungewiß, ob er auch nützt.
Der der Gelehrten Ewigkeit,
Die alberne Unsterblichkeit,
Zuerst erfand, wie schlecht hat der erfunden!
Der wohnte zwar vom Himmel nicht sehr weit,
Vier Treppen hoch, doch hat er niemals sich gefreut,
Nie, wie die Freundschaft glücklich ist, empfunden;
Da, da hat er die Schreiberewigkeit,
Und Nachwelt, und Unsterblichkeit,
Die Räuber meiner schönen Zeit,
Kurz, eh er Hungers starb, erfunden.
Wie schlecht hat er erfunden!

Aber was soll ich Ihnen für Vorwürfe machen, mein lieber Rabener? Sie durchflattern das ganze Land,

*) Um diese Zeit schrieb Herr Cramer an der Fortsetzung des Bossuets.

denn Sie haben durchs ganze Land Kommiſſionen; und nirgends halten Sie die Kommiſſionen länger auf, als in den Gegenden, wo Bekannte von Ihnen, und zufälliger Weiſe junge Weiber Ihrer Bekannten ſind. Endlich kommen Sie nach Leipzig zurück; Sie finden Briefe von Cramern. Es wäre wohl nöthig, ſie zu beantworten; aber unmöglich haben Sie Zeit: denn nunmehr müſſen Sie auch in Leipzig Ihre Freunde und Freundinnen beſuchen, die Sie ſeit ſo vielen Wochen haben entbehren müſſen.

Aber wie beſchäfftigt Sie auch ſind, ſo müſſen Sie mir doch bald einmal ſchreiben. Ihre Briefe muntern mich ſehr auf, und wie ſehr habe ich nicht Aufmunterung nöthig, da ich itzt ſo viel von Arianern, Eunomianern, Aetianern, Macedonianern, Pſathyrianern, Audianern, Photinianern, Origeniſten, Apollinariſten, Dimoriten, Monotheliten, und allen Ketzern in anern, iſten, aſten und iten ſchreiben und leſen muß. Meine Frau ſagt mir, ich ſoll nachſehen, ob es auch eine Sekte von Cataſtriſten *) gäbe; darunter könnte ich Sie bringen. In der Kirchenhiſtorie ſtehen ſo viele ſeltſame Namen; es ſollte mich wundern, wenn es keinen Ketzer gäbe, der Cataſter geheißen hätte. Zum wenigſten kann ich einen Heinrich von Nepkow und Anton Panſa darunter bringen, und da habe ich Gelegenheit, in einer Note zu ſagen: »Siehe des gelehrten Gottlieb Wilhelm Rabeners ſatyriſche Schriften, worinnen er die »dunkle

*) Cataſter ſind in Sachſen Verzeichniſſe desjenigen, was ein jeder Einwohner eines Ortes an Steuern zu geben hat, und ſolche Cataſter zu verfertigen, iſt eine der wichtigſten, aber auch der traurigſten Arbeiten eines Steuerreviſors.

»dunkle und verworrene Hiſtorie dieſer Erzleher ſehr hün»dig und deutlich erörtert hat.«

Mich deucht, Sie können es aus meinem Briefe ſehen, daß ich mich mit den Meinigen ganz wohl befinde — —

ꝛc. ꝛc.

Quedlinburg, den 27. März. 1753.

Liebſter Rabener,

Sie mögen Vorſchläge zur Güte thun, und auf den halben Weg nur entgegen reiſen wollen, oder auch gar nicht antworten: Sie ſollen und müſſen mein und Charlottens Gevatter ſeyn. Merken Sie es, Charlottens Gevatter — und ich bin auch nicht zu verachten. Ueberdieß muß ich immer anfangen, meine Kinder zu verſorgen. Müſſen Sie ſich nicht anheiſchig machen, daß Sie den Pathen in die Schule wollen gehen laſſen? Sie mögen ihn auf der Univerſität, und Heine auf der Schule erhalten; denn Sie ſind reicher. Das iſt ein unverſchämter Gevatter! werden Sie denken. Aber es iſt nicht anders. ꝛc.

G. G.

Leipzig, am 31. März. 1753.

Liebſter Cramer,

Sie ſind ſehr witzig, das weis ich von langen Jahren her; aber ſo einen witzigen Einfall hätte ich von Ihnen doch

doch nicht vermuthet, daß Sie mich würden zu Gevatter bitten. Sie und Ihre rechtschaffene Charlotte haben mir eine wahre Freude gemacht, wofür ich Ihnen als ein aufrichtiger Freund verbunden bin, und Ihnen und Ihrer Frau Wochnerinn und dem kleinen Buben mehr Gutes wünsche, als ich in drey Bogen wünschen kann. Den Vorschlag von der Erziehung des Pathens lasse ich mir unter gewissen Bedingungen gefallen. D. Heine soll ihn auf Schulen erhalten, so lange, bis ich ihn werde auf die Universität nehmen. Das soll spät genug geschehen; und wenn es auch endlich geschieht, so will ich schon Anstalt machen, daß er im ersten halben Jahre relegirt wird. Ich hoffe, er wird es nicht an Ursachen fehlen lassen, da er mein Pathe ist.

Aber warum ist der Junge so klein? Haben Sie das dem Könige von Preußen zum Possen gethan? — — — — — —

Also heurathet unser Gleim gewiß? Denkt er denn gar nicht an den anakreontischen Fluch, den er sich gegeben hat? *) Ein feurig Mädchen von siebzehn Jahren, wie seine Braut ist, kann ihn wahr machen. ꝛc.

ꝛc. ꝛc.

Quedlinburg, den 21. May, 1753.

Liebster Rabener,

Ungeachtet Ihr heutiger Brief sehr kurz war, so habe ich doch noch keinen von Ihnen erhalten, der mir angenehe-

*) S. Gleims anakreontische Lieder.

nehmer gewesen wäre. Wenn die Stelle, die Sie erhalten, so wichtig ist, als ich glaube; so bin ich mit dem Hofe wieder ausgesöhnt, an den ich nicht ohne Unwillen denken könnte, wenn ich daran dächte, daß er Sie wohl nutzen, aber nicht belohnen wollte. Ich zweifle gar nicht, daß Ihnen viel Arbeit werde aufgebürdet werden; aber wie viel können Sie auch nicht arbeiten! Und nun dürfen Sie das doch nicht in jedem Bauerhause von Sachsen thun, können immer an einem Orte seyn, die Freunde, die Sie entweder da schon haben, oder finden werden, mehr genießen, und, wie meine Charlotte sagt, heurathen. Denn sie bleibt dabey, daß es ewig schade sey, wenn Sie nicht heuratheten. Ein Mädchen könnte immer noch mit Ihnen vorlieb nehmen, wenn Sie gleich so viele Fehler hätten: genug, daß Sie sie gestünden. Aber die arme Satyre! Soll ich ihr die Stund, und Leichenrede halten? oder haben Sie Hoffnung, daß sich der witzige Kopf mit dem Steuersekretär vertragen werde? Wenn er sich damit verträgt, und das hoffe ich: o! was für reichen Stoff werden Sie in Dresden dazu finden. Ganz neue Narren. Dann werden die armen Poeten, und die bürgerlichen Bankrottmacher, und die Richter, und die Advokaten, und die Pedanten zu einiger Ruhe kommen! Aber, weh euch, ihr Narren, die ihr größer seyd, ihr Narren von! Weh euch; denn der Mann kömmt über euch, dessen Schneider Gnaden und Excellenzen zuschneiden kann! *) Das ist eben mein Wunsch gewesen. Ja, ja, in Sachsen müssen noch gute Zeiten kommen, weil sich der Hof getraut, Sie nach Dresden kommen zu lassen.

So

*) S. in Antons Panza von Mancha Sprüchwörtern, Kleider machen Leute. Sat. Schriften 4ter Th.

So begierig als ich bin, bald einen recht langen Brief von Ihnen zu erhalten, so will ich doch itzt warten, weil Sie ohne Zweifel sehr werden beschäftigt seyn; aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Sie mir künftig desto öfter schreiben, und sich nicht alle Briefe abbetteln lassen. Sie wissen wohl, daß ich noch ein ganz fleißiger Korrespondent bin. ꝛc.

ꝛc. ꝛc.

Quedlinburg, den 9. November, 1754.

Liebster Rabener,

Sie sind doch nicht unwillig auf mich? Oder haben Sie in Dresden keine Zeit, an Ihren Cramer zu denken? Sie sind gesund? Das wünsche ich — Und haben eine Frau? Daran verzweifeln wir. Und so aufgeräumt, als fleißig? Das glaube ich. Der vierte Theil von Ihren Schriften steht im Meßkatalogus: wird er in dem künftigen auch noch stehen? Schreiben Sie, schreiben Sie, oder ich bemächtige mich aller Ihrer Erfindungen, und arbeite sie aus. Ich habe itzt viel Muth zur Arbeit; aber wer darf sich wundern, daß ein Veteran auch nach dem sechzigsten Jahre noch gern zu Felde geht? »Sehr stolz! ich will Sie schon mit meinem Urtheile über den neuen Theil Ihrer Fortsetzung *) demüthigen,« werden Sie sagen. Sie richten nichts aus; Sie machen vielleicht, daß ich mich im nächsten Theile mehr in Acht nehme; aber ich schämte mich nicht!

Von

*) Des Postreuters.

Von witzigen Schriften, die in dieſer Meſſe herausgekommen ſind, habe ich eben nicht viel geſehen, das vortrefflich wäre. — — — — — —

Vergeſſen Sie es nicht, Herr Hofmann, mir bald zu antworten; oder wenn Sie mich der eingeſogenen Hofluft wegen nicht mehr lieben, ſo ſchreiben Sie doch aus Reſpekt oder Devotion. Ich bin

Ihr

treueſter

Cramer.

Dresden, am 12. November, 1753.

Mein liebſter Cramer,

Da haben Sie einen Brief, der ſo geſchäftig, ſo unruhig, ſo eilfertig geſchrieben iſt, wie der Brief eines jungen Kammerherrn, der dem mahnenden Kaufmanne ſagt, daß er unmöglich ausführlich antworten könne, da ihm ſein wichtiges Amt nicht einen Augenblick Zeit laſſe, ſich von der Seite des Königs zu entfernen.

Ich will Ihren erſten Brief zuerſt beantworten. Ich habe Ihre Antwort freylich vermißt. Denn ich bin ſo zärtlich, daß ich auch in Dresden meine Freunde vermiſſe. Das bleibe unter uns. Mit Ihrem Boſſuet bin ich ausnehmend zufrieden. Bedenken Sie, was das ſagen will, wenn ein Sekretär mit einem Buche zufrieden iſt. Herr Breitkopf hat mir ein Exemplar geſchenkt; aber das iſt die Urſache nicht, warum ich zufrieden bin.

Herr

Herr D. Heine meldet mir, er solle mir in Ihrem Namen noch eins schicken. Schönen Dank! Aber was soll ich mit dem lieben Gute anfangen? Wären es Opernstoffe, so könnte ich sie vielleicht wieder verkaufen — — — — — — — — — —

Die vermischten Schriften sind also ihrem Schlusse nahe. Ich sehe es gern; das neue Stück habe ich noch nicht gesehen. Soll ich Ihnen meine Gedanken von diesem letzten Stücke sagen? Warum nicht? Wir bey Hofe kunstrichtern so gut, als die Professoren, ohne etwas zu verstehen, und ohne etwas gesehen zu haben. Ich wünsche sehr, daß der Hiob in Ihre Hände fallen möge. Dieses Buch gehört für witzige Köpfe, und nicht für pedantische Zusammenschmierer der Bibelwerke! Auf diese Art lernte die Welt auch Ihre Fähigkeit im Hebräischen kennen. Aber ist denn keine Hoffnung mehr, daß Sie sich den Ausländern in einer lateinisch-fleißig ausgearbeiteten lateinischen Schrift, in einer Schrift, die allen Religionen angenehm seyn muß, wollen bekannt machen? — Ihre Freundschaft mit Baumgarten wird gute Folgen haben, für Sie beide und für die Welt.

Sie haben Recht. Ich bin noch nicht verheurathet, und allem Ansehen nach, werden Sie lange Recht haben. Das wird noch immer eine reiche Materie zu künftigen Briefen seyn; und um deswillen mag ich sie itzt nicht erschöpfen. —

Was macht denn unser Giseke, den ich recht sehr liebe, so stumm und verstrickt er auch ist? Kennen Sie seine Frau? sie muß ein rechtschaffnes Weib seyn, da sie Giseken gefällt. — Melden Sie doch, wie es in Braunschweig aussieht. In der Messe habe ich viel von N**es

Roman

Roman gehört, dessen Ausgang ich zu erfahren wünsche. Von der einen Seite, Sie verstehen doch wohl den Sekretär? gefällt er mir, denn er ist solide; die andere Seite will mir nicht gefallen, denn mich deucht, er ergnackert sich die Frau, und das, dünkt mich, ist wenigstens nicht anakreontisch, wenn es auch sonst nichts ist.

Alles dieses ist die Antwort auf Ihren ersten Brief vom . . . ja, das weis ich nicht, von welchem Dato; denn in dem Augenblicke, da ich den Tag itzt suche, finde ich, daß Sie ihn nicht beygesetzt haben. Er war an eben dem Tage geschrieben, da Ihre Charlotte sich mir aufs freundschaftlichste empfahl, da Ihre Kinder gesund waren, und da Sie waren, mein Cramer. Sie sind es doch heute noch? Und Ihre Frau ist doch meine Freundinn? Ihren andern Brief muß ich noch mit wenigem beantworten. Er war vom 9ten November. Ich bin auf Sie nicht unwillig; könnte ich das wohl seyn? Ich habe wenig Zeit, sehr wenig Zeit in Dresden, aber immer noch Zeit genug, an meinen Cramer zu denken. Gesund bin ich auch, fast gesünder, als in Leipzig. Eine Frau habe ich noch nicht. Aufgeräumt bin ich, so sehr man es bey meinem Amte und in einer so weiten Entfernung von seinen alten und besten Freunden seyn kann. Ob ich fleißig bin? ja wohl, und mit mehr Gemüthsruhe fleißig, als bey meinem vorigen Amte. Im Meßkatalogus steht der vierte Theil von meinen Schriften, da haben Sie Recht. Das sollen Sie wohl bleiben lassen, daß Sie sich meiner Erfindungen bemächtigen, Trotz Ihnen! oder ich bemächtige mich Ihrer heiligen Reden. Sehen Sie, mein Herr, ist das nicht von Punkte zu Punkte beantwortet? — — — — — — — — — — — — Auf Ihre Predigten

freue ich mich, als ein Freund, als ein witziger Kopf und als ein Christ. Ihren Psalmen sehe ich mit Verlangen entgegen. — Nun dächte ich, ich hätte alles beantwortet und geschrieben, was ich schreiben und beantworten sollen.

Mein Verleger hat einen sehr demüthigen Brief an mich geschrieben, und mich wegen meines vierten Theils beym Aermel gezupft. Ich wollte, daß er ihn schon hätte, und ich ihn nicht erst machen sollte. Auf Ostern wenigstens kann ich ihm solchen nicht versprechen, und auf Ostern will er ihn haben. Ich habe zwey neue Sprüchwörter in Leipzig schon fertig gemacht: Die Ehen werden im Himmel geschlossen: Jung gewohnt, alt gethan! Das dritte habe ich schon angefangen: Gedanken sind zollfrey! Aber in Dresden habe ich noch keine Feder angesetzt. Aufrichtig zu gestehen, muß ich hier mit meinen Satyren viel vorsichtiger seyn. Gemeiniglich suchen die Leser die Originale da, wo der Verfasser schreibt. Das konnte ich allenfalls in Leipzig geschehen lassen; in Dresden wage ich zu viel. Ein Märtyrer der Wahrheit mag ich nicht werden; und daß die Welt billiger denken lerne, dahin werde ich es nicht bringen: also thue ich wohl am besten, ich gebe der Welt nach. Ich muß die besten Themata fahren lassen, die ich auszuarbeiten mir vorgesetzt hatte. Finden Sie diese Umstände nicht wichtig genug, den vierten Theil ganz zurückzuhalten? Ungefähr zwölf Bogen, inclusive fünf Bogen bereits gedruckter Sprüchwörter, möchten zum vierten Theile fertig seyn. Hätte ich nur zehn Bogen! Werde ich es verantworten können, wenn ich ein paar freundschaftliche Briefe zusammenstopple, die ich theils schon habe, theils machen wollte? Das Thema, zu welchem

chem ich so viel Lust hatte: Der allezeit fertige Bankrottirer, muß ich auch weglassen. Es möchten es Excellenzen ungnädig vermerken. Dergleichen reichhaltige Materien verliere ich. Bald werde ich Sie bitten daß Sie mir helfen mit arbeiten.

Was das für ein ungeheurer Brief wird! Ich dächte, ich hörte auf; dächten Sie es nicht auch? Wollen Sie von meinen Umständen noch mehr wissen? Was soll ich Ihnen noch mehr sagen? Kommen Sie zu mir. Ich habe vier Stuben, davon sollen zwo für Sie, wenn Sie kommen wollen. Da will ich Ihnen noch viel mehr sagen. — So? Neuigkeiten wollen Sie wissen? Gut! — Der Hof ist noch in Hubertsburg. Fünf Kastraten aus Venedig sind vorige Woche ganz verhungert hier angekommen, und werden auf die Fasten satt wieder zurück kehren, um daselbst zu verdauen, und in der Charwoche dem heiligen Antonius zu danken, der für sein Vieh so väterlich sorgt. Die Jagd ist vorbey; die Hunde waren sehr stumpf, und die Pferde konnten der Jagd nicht folgen. Solimann wird nicht wieder aufgeführt: die Ratten haben vier Elephanten gefressen. Der Kastrat Nicolini macht dem Hofe viel Vergnügen, weil er so feist ist, daß er kaum mehr gehen kann. Die Albuzzi, prima donna an mehr als einem Orte, dürfte wohl diese Karneval wieder in die Wochen kommen. Buduri, dieser steife Sänger, den man in Nr. nicht zum Nachtwächter machen würde, ist heisch; ein Unglück, darüber sich niemand, als er und seine Mutter, betrübt. Amorevoli, dessen Frau besser küßt, als er singt, ist verdrüßlich, und macht Miene fortzugehen; man wird ihm tausend Thaler Zulage geben. Die Bildergallerie ist in vollkommenem Zustande. Man erwartet den Buccaboni

boni aus Rom, welcher grüne Himmel und blaue Wiesen nach dem neuesten Gusto malen soll. Oedern ist ganz abgebrannt; Suhl kann nicht wieder angebaut werden. Wer kann den albern Leuten helfen? warum gehen sie mit dem Feuer nicht vorsichtiger um. — —
— — — — — — — —
— — — — — — — — —

Auf die Redoute freue ich mich. Die neue Oper wird sehr prächtig und kostbar. Leben Sie wohl! Ich muß in die Antichambre! — Gefallen Ihnen diese Neuigkeiten? Wenn sie nicht wahr sind, so sind sie doch möglich.

Leben Sie recht wohl! Ich bin

Ihr

redlicher

Rabener.

Quedlinburg, den 16. März, 1754.

Liebster Rabener,

Meine Veränderung ist nunmehro gewiß. Ich habe die königliche Vokation nach Kopenhagen, und ein sehr gnädiges Schreiben von dem Grafen von Moltke empfangen. Ich habe alles so reiflich überlegt, als es nur möglich gewesen ist, und meine Freunde in diesen Gegenden zu Rathe gezogen; ich kann nicht anders, als überzeugt seyn, daß diese Veränderung zu meinem Glücke gereichen werde. Unter allen meinen Freunden ist wohl kei-

Briefe ſo überzeugt, als Sie, daß ich bey einer ſolchen Veränderung keine langen Briefe ſchreiben könne, zugleich auch, daß mir die Trennung und ſo weite Entfernung von meinen Freunden nicht gleichgültig ſeyn müſſe. Wie ſehr würde ich getröſtet werden, wenn ich Sie, noch in Leipzig umarmen könnte! Ach, liebſter, liebſter Rabener, wenn Sie Ihren Cramer ſo glücklich machen wollten — — — — — — — — — — — — — Wenn Sie mich entzücken wollen, ſo kommen Sie auf acht, nur auf vier Tage nach Leipzig. — — — — — — — — — Das iſt, allem Anſehen nach, das letztemal, daß wir uns ſprechen und ſehen können — Meine Charlotte umarmt mich, damit Ihnen, wenn Sie zu mir nach Leipzig kommen, meine Umarmungen deſto beſſer gefallen ſollen. Sie küßt mich ſo gar für Sie; denn, ſagt ſie, würden Sie ſo alt werden, daß Sie kein Mädchen mehr küſſen würde. Ich bin

ꝛc. ꝛc.

Dresden, am 25. März, 1754.

Den Brief vom 12ten März, oder vielmehr die drey Zeilen, worinnen ich Ihnen den richtigen Empfang des Ihrigen meldete, und bald mehr zu ſchreiben verſprach, werden Sie erhalten haben. Ich bin noch nicht im Stande, mein Wort zu halten, und ausführlicher zu ſchreiben, da wegen fortdauernder Seſſionen binnen hier und Oſtern kaum die Nächte meine ſind. Noch weniger

kann ich nach Leipzig kommen. — Und also soll ich Sie gar nicht, mein liebster Cramer, nimmermehr in dieser Welt wiedersehen? Der Gedanke ist mir bitter. Ich kann mich unmöglich dabey aufhalten. Aber warum habe ich mir nicht Freunde gewählt, die keine Verdienste haben, und die auf dem Flecke unbekannt und grau sterben, auf dem sie geboren sind? Auf die Feyertage schreibe ich Ihnen gewiß, und weitläuftig. Gott lasse es Ihnen immer wohl gehen, Sie verdienen es, und ich werde mich mit Ihnen freuen, wenn ich Ihre ewige Trennung besser werde gewohnt seyn, und wenn Sie mir, von Kopenhagen aus, diejenige gute Hoffnung bestätigen, die Sie mir in Ihrem gestrigen Briefe melden. Ich wollte Ihnen noch einmal so viel Gutes gönnen, wenn Sie es nur in Dresden, und nicht in Kopenhagen genießen sollten.

Grüßen Sie Ihre Frau tausend, tausendmal von mir, und nehmen Sie in meinem Namen Abschied. Unserm Zerbster Schlegel habe ich geschrieben. Nach Zerbst? — das lasse ich gelten; aber nach Kopenhagen! Was haben Sie denn gedacht? Wie wird es nun bey Ihrer so geschwinden Aenderung mit den Psalmen, mit den sechs heiligen Reden, und mit den verwaisten vermischten Schriften werden? Wen werde denn ich haben, dem ich den Rest meines Witzes, welchen ich dem Verleger noch schuldig bin, anvertrauen könnte? Herr Schlegeln allein? Das ist sehr gut, aber mir nicht genug. Oculi plus, quam oculus, würde ich sagen, wenn ich kein Deutscher wäre. Ich wollte, daß Sie itzt in Leipzig Abends eine Stunde Zeit hätten, die zwey Sprüchwörter durchzulesen, die ich hier schicke. Streichen Sie mir nichts aus, denn allemal folge ich Ihnen nicht, Sie wissen es wohl, sondern schreiben Sie nur Ihre Zweifel

auf

auf ein Blatt: zu dem Ende habe ich unten mit Bleystift foliirt. Geben Sie die Aufsätze dem Verleger versiegelt wieder, der es an mich zurücksenden wird. Der Verleger muß es auch lesen, sonst kein Mensch. Sie können mir glauben, daß ich, seit meinem Hierseyn, noch nicht so viel Zeit, noch ein so aufgeheitertes Gemüth gehabt habe, daß ich mit dem alten Eifer an die Fortsetzung meiner Schriften kommen können. Inzwischen hat mein Witz doch etlichemal durchbrechen wollen, und ich habe an dem Sprüchworte gearbeitet: Gedanken sind zollfrey, mit welchem ich schon weit gekommen bin. Es soll ungefähr so lang werden, wie eines von diesen. Hernach will ich noch ein halb Dutzend Flickſteine machen, damit etwa sechszehn Bogen voll werden; denn Sie müssen wissen, daß ich schon meinen Witz nach den Bogen dehne; und habe ich denn endlich sechszehn volle Bogen zusammengezerrt: Bon jour, Herr Verleger! Adieu, Witz! Alsdann will ich meine Feder an des Verlegers Laden nageln, damit sich junge Schriftsteller daran spiegeln, und mit keinem Buchführer einen Kontrakt machen. Dieses können Sie den Verleger lesen lassen, wenn er gleich ein wenig im Laden herumpurzeln wird. . . . Den Augenblick besinne ich mich auf den Anfang meines Briefes, und daß ich erschrecklich viel zu thun habe. Leben Sie wohl!

Rabener.

Dresden, am 26. Merz 1756.

Ich kann es unmöglich länger ausstehen. An der Ostermesse habe ich Ihnen mit der Mummischen Buchhand-

handlung einen Brief zugesendet; in der Michaelismesse schickte ich Ihnen durch eben diesen Kanal noch einen Brief, und bat inständigst um Antwort: aber bis heute warte ich vergebens. Hätten Sie keinen Juden getauft *); so würde ich nicht einmal wissen, ob Sie noch lebten. So geneigt ich bin, Ihnen bittre Vorwürfe zu machen; so will ich doch warten, bis ich von Ihnen erfahre, was Sie gehindert hat. Wir werden einander noch Zeit genug fremde werden; lassen Sie uns, mein liebster Cramer, es ja vermeiden, so lange wir können: Damit Ihnen itzt nicht einmal die neue Entschuldigung von verloren gegangenen Briefen übrig bleibe, so sende ich diesen durch Innschluß eines meiner besten Freunde in Dresden, des dänischen Legationssekretärs, Herrn Kuurs, welcher ihn durch einen seiner Freunde in Kopenhagen wird bestellen lassen. Bekomme ich nun in künftiger Messe noch keine Antwort; so will ich Sie . . . Nein, vergessen kann ich Sie nicht: aber allen Leuten will ich es klagen, wie viel ich verloren, daß Sie mich vergessen haben. Wenn Ihre Frau Sie nicht verleitet hat, meine Freundschaft auf eine so traurige Art zu vernachlässigen, so küsse ich Ihr die Hände. Von meinen Umständen will ich Ihnen nichts melden; Sie würden mich lange darum gefragt haben, wenn Ihnen was dran läge, aber auch von Ihnen ist mir keine Nachricht so wichtig, als die: Ob Sie noch mein Freund sind? Ich bin der Ihrige gewiß. Sie mögen es gern sehen oder nicht.

Rabener.

Copen-

*) Diese Nachricht, daß Herr Cramer einen Juden getauft habe, stund als eine Merkwürdigkeit in den Zeitungen.

Kopenhagen, am 16 May, 1756.

Mein liebſter, beſter Rabener,

Ob ich gleich an Sie unlängſt einen Brief geſchrieben habe, worinnen ich ſie um Verzeihung meines langen Stillſchweigens gebeten: ſo muß ich doch meine Abbitte wiederholen. Ich mag mich nicht rechtfertigen. Ihr letzter Brief war ſo zärtlich, ſo voll Freundſchaft, daß ich ganz außerordentlich davon bin gerühret worden; aber ob Sie mich gleich mit bittern Vorwürfen verſchonen wollten, ſo war er doch ſo zornig, ſo zornig, daß Sie mich recht erſchreckt haben. Nein, mein liebſter Rabener, wir wollen uns nicht einander fremd werden. Das iſt weit von mir entfernt, daß ich einem einzigen meiner Freunde fremd werden ſollte. Viele von meinen Freunden werden es gegen mich: denn es giebt einige, von denen ich, weil ich hier bin, auch nicht eine einzige Sylbe geſehen habe. Aber ich vergeſſe gewiß keinen einzigen, und ich erinnere mich meiner ehemaligen glücklichen Zeiten um ſo viel empfindlicher, je weniger mir es noch möglich geweſen iſt, hier einen Freund, mit dem ich vertraulich umgehen könne, ausfindig zu machen. Denn Klopſtocken kann ich wenig genießen, weil ihn bisher ſeine Umſtände verhindert haben, in der Stadt zu wohnen; zwiſchen denen, die höher ſind, als ich bin, und mir, bleibt, ſo lieb ſie mich auch haben, doch allezeit eine gewiſſe Entfernung, die mich hindert, ſo vergnügt durch ihre Freundſchaft zu werden, als man ſeyn würde, wenn ſie uns dem Stande nach näher wären. Und ich ſollte meinen Rabener vergeſſen können, und ihm fremd werden? Wie zärtlich und wie zornig iſt Ihre Bitte, daß wir es ſo lange vermeiden wollen, als wir können! Alſo wird es wohl auf ewig vermieden werden: denn

ich will gern fleißiger schreiben. Und Sie werden mir künftig, und zwar bald, gewiß etwas von Ihren Umständen melden; denn ich nehme den größ en Antheil an dem, was Sie angeht. Also seyn Sie ferner mein lieber Rabener, und schreiben Sie mir bald, daß Sie mir mein langes Stillschweigen ganz vergeben haben, so vergeben, als wenn ich sehr oft an Sie geschrieben hätte, weil ich mich gewiß bessern werde. Aber, ich setze bis ses ganz furchtsam hinzu, Sie müssen auch nicht so kurz schreiben, als Sie immer gethan haben. — — — — — — — — — Erhalten Sie Ihrem Cramer Ihre Freundschaft und Liebe. Ich werde Sie ewig lieben,

Ihr

Cramer.

Kopenhagen, den 31. März 1756.

Liebster Rabener,

Wie vielmal wollen Sie um Verzeihung gebeten seyn? denn verzeihen müssen Sie mir, daß ich so lange stillgeschwiegen habe. Aber Sie haben mir um meines kleinen Fleißes willen schon sehr viel zu gute gehalten; also werde ich auch noch einmal durchkommen. Ich möchte wohl meinen Mund auch öffnen, (sehen Sie doch, wie viel ich mir herausnehme!) und von Ihrer Wenigbriefschreiberey und Kurzbriefschreiberey sagen; aber ich bin wirklich gegen Sie zu sehr ein Sünder, daß ich mich unterstehen dürfte, Ihnen Ihre Sünden vorzuhalten. Aber wollen Wir uns nicht alle beide bessern? Ich mache den An-

Anfang, und verſichere Sie, daß ich öfters an Sie denke, und ſogar öfter leſe, als ich nachläßig im Schreiben geweſen bin. Erinnern Sie ſich denn auch zuweilen Ihres Cramers, der Sie noch immer ſo ſehr liebt? Viel wollte ich darum geben, wenn ich Sie wieder einmal umarmen, und mich recht mit Ihnen ausſprechen könnte. Sie ſind überſetzt, Sie ſind in allen franzöſiſchen Monatsſchriften erhoben, wie Sie verdienen, verſteht ſich; aber iſt es nicht viel, daß man Ihnen Gerechtigkeit widerfahren läßt? Unterdeſſen freut es mich, daß ich mich an Ihrem Sonnenſcheine wärme, und von Ihrem Glanze erleuchtet werde; denn man hat meine Satyre, ob der Menſch eine Maſchine ſey? *) ins Franzöſiſche überſetzt, und Sie zum Verfaſſer gemacht, und zwar im Choix literaire, wo auch meine Ode von der Auferſtehung überſetzt worden ꝛc. — —

Kopenhagen, den 8. Nov. 1756.

Liebſter Rabener,

Länger kann ich es nicht ertragen, keinen Brief in ſo langer Zeit von Ihnen erhalten zu haben. Hätte ich jemals glauben können, daß Sie ein ſo unverſöhnlicher Freund ſeyn würden? Ich war im verwichenen Jahre ſaumſelig im Schreiben an Sie. Sie machten mir einige

*) Dieſe Abhandlung iſt zu finden in den vermiſchten Schriften I. Th. S. 276. und II. Th. S. 35. Es macht mir Ehre, daß man ſie auf meine Rechnung überſetzt hat. Rabener.

tige freundschaftliche Vorwürfe darüber, und ich wurde so dadurch zerknirscht, daß ich Ihnen zweymal hinter einander schrieb, und Ihnen die feyerlichste Abbitte that. Aber ich habe in den noch glücklichern Zeiten unsers Sachsens keine Zeile von meinem Rabener zur Antwort erhalten, keine Zeile Beruhigung, ob ich ihn versöhnt hätte. Und vielleicht sind Sie nun, Sie ein so guter Patriot, so in das Unglück unsers Vaterlandes vertieft, daß Sie auch vergessen, Ihre Klagen in den Schooß eines Freundes auszuschütten. Aber wer darf itzt klagen? Wer darf seine Meynung laut entdecken? Ich, der ich weit vom Ungewitter entfernt bin, und mit dem mir ewig theuern Sachsen so viele Freunde beklage, darf ich doch nicht sagen, daß kein vaterländisches Herz die Ursache seines Unglücks mit einem größern Widerwillen betrachte, als ich, und daß ich es mit Recht thue beweisen, weil ich an einen Freund schreibe, der vielleicht verschwiegen zu seyn, über das, was er denkt, mehr Ursachen hat, als ich. Aber alles, was ich weis, und ich weis nicht wenig, will ich meinen Kindern erzählen, und sie sollen eine Geschichte von Sachsen schreiben, welche Charaktere genug dem verdienten Abscheue Preis geben wird. O! was haben Aberglaube, Trägheit, Mangel von Religion, Ueppigkeit und Laster für entsetzliche Folgen! Sie, mein liebster Freund, leiden doch unter dem allgemeinen Unglücke nicht mehr, als andere? Man hat Ihnen doch Ihr Amt und Ihre Besoldung gelassen? Machen Sie doch meiner Furcht und Unruhe Ihretwegen, durch einen recht langen Brief, bald ein Ende! Wir leben in einem Lande, wo wir einen vortrefflichen König und ein würdiges Ministerium haben, so vergnügt, als Sachsen, die überall an den Schicksalen ihres Vaterlandes Theil nehmen. Wir sind alle gesund. Ich arbeite

seite in meinem Amte noch mit eben der Freude und eben dem Beyfalle, womit ich sonst gearbeitet habe. Ich hoffe auch hier und da Nutzen zu schaffen. Meine Muße wende ich, wie allezeit, an. Man wird doch immer noch lesen, und so viel sich die Könige auch Mühe gegeben haben, und geben, durch ihre soldatische Regierung das eiserne Jahrhundert einzuführen, so wird doch immer noch gelesen werden. Ich habe auch für den Sommer ein klein Tusculanum, ein kleines Haus mit einem Fruchtgarten, und einen Küchengarten, und künftig vielleicht mit einem kleinen Teiche in Lingby; ein ganz kleines Haus mit Rohr gedeckt; aber auf dem Lande. O! ich hoffe, die künftigen Sommer werden mich noch sehr begeistern. Künftige Messe will ich Ihnen einige von meinen geistlichen Liedern schicken. Ich freue mich, daß Gellert die seinigen herausgeben will. — Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Frieden, und alle Arten von Glückseligkeit, und bin ewig

Ihr

zärtlicher

Cramer.

Dresden, den 22. Nov. 1756.

Mein liebster Cramer,

Ich habe Ihre Briefe vom 16ten May und 31sten März noch heilig aufgehoben, und seit der Ostermesse darauf antworten wollen. Die wahre Ursache dieses Verzugs ist, daß Herr Legationssekretär Kuur den ganzen

zen Sommer über in der Erwartung gewesen, nach Kopenhagen zurückzukehren, und mich von Zeit zu Zeit gebeten, meinen Brief ihm mitzugeben. Seit acht Wochen aber haben mich unsere traurigen und weit ausgehenden Umstände daran gehindert. Sind Sie mit diesen Entschuldigungen zufrieden, mein liebster, mein bester Cramer? Oder können Sie wohl den Gedanken einen Augenblick lang bey sich hegen, daß ich aus Kaltsinnigkeit und Mangel der Freundschaft unterlassen hätte, zu antworten? Gegen meinen unvergeßlichen Cramer kaltsinnig zu seyn, meinen alten besten Freund, der mir so viel Ehre macht, den königl. dänischen Hofprediger Cramer nicht eben so eifrig, nicht eben so zärtlich zu lieben, wie den armen Dorfpfarrer in Cröllwitz, Magister Cramern? Das sollte sich von Ihrem Nabener nicht einmal denken lassen.

Und wie voll von Menschenliebe, von Mitleiden, von freundschaftlicher Unruhe ist Ihr letzter Brief! Ja, mein guter Cramer, wir sind verloren, ganz ohne Hülfe verloren. Und niemand sieht das Ende unsrer Angst. Funfzig Jahre langen nicht, wenn sich das Land so wieder erholen soll, wie es vor acht Wochen war. Und wenn wir noch heuer Friede bekommen sollten, und wenn auch alsdann unser Hof selbst ernstliche Anstalt machte, dem Lande wieder aufzuhelfen, so gehören doch mehr als funfzig Jahre dazu. Und wem dürfen wir unser Unglück Schuld geben? Gott wird den finden und richten, der Ursache dran ist, wer es auch seyn mag. Ich mag mich mit der ängstlichen Beschreibung unsrer Umstände nicht aufhalten; die öffentlichen Zeitungen werden Ihnen genug davon sagen können. Wollen Sie noch etwas mehr lesen, so sende ich Ihnen zween Briefe, die

ich

ich in voriger Woche geschrieben habe. Das arme Land! und so viel rechtschaffne Leute, die ohne ihr Verschulden mit unglücklich werden! Wie traurig iſt die Ausſicht in die Zukunft! Glücklich bin ich, da ich mein Unglück allein fühle. Deſto mehr jammern mich meine Freunde, welche neben ſich ihre Familie zugleich unglücklich ſehen müſſen. — — — — — — —

— — — — — — —

Wie zufrieden leben Sie in Kopenhagen! Faſt würde ich Sie darum beneiden, wenn ich im Stande wäre, Sie um ein Glück zu beneiden. Wiſſen Sie wohl, mein lieber Cramer, daß ich Sie beſuchen will? Wenn die Sachen noch unglücklicher in Sachſen laufen ſollten, und ich bey meinem Amte weder Beſoldung noch Arbeit haben ſollte; (denn die letzte habe ich noch, obſchon wenig Hoffnung zur Beſoldung) ſo würde der Einfall nicht unmöglich ſeyn, den ich habe, meine Freunde in Zevbſt, Quedlinburg, Braunſchweig, und Hamburg, und meinen beſten Freund in Kopenhagen künftigen Sommer zu beſuchen. Auf den Witz zu wandern, iſt unter uns Autoren nichts neues. Helfen Sie uns ja den Frieden erbitten, ſonſt müſſen Sie mit darunter leiden, und mich wenigſtens einen Monat füttern. Aber wie wäre es, mein guter Freund, wenn ich mein Vermögen, ſo ich etwa bey dieſem Schiffbruche noch retten könnte, zuſammenraffte, und gar nach Kopenhagen zöge? Vielleicht wäre auch für einen deutſchen Sekretär Brod und Amt bey Ihnen! Und vielleicht, wenn alles fehlte, ernährte Ihr König einen witzigen Emigranten, und wir lebten, und wir ſtürben beyſammen, mein beſter Cramer! Angenehmer Traum! Eine freundſchaftliche Schwärmerey! Gewiß, ich glaube, aus Freundſchaft fange ich an, zu phantaſiren. Wie ungern ſtöre ich mich in dieſem

Traume! Mein, meinen Cramer ſehe ich vielleicht nimmermehr wieder. Und was habe ich für Verdienſte, hoffen zu dürfen, daß ich von Ihrem Könige ein Unterthan, und von meinem würdigen Freunde ein Geſellſchafter bis an unſern Tod ſeyn werde? Wie angenehm habe ich mich itzt um ein paar Minuten betrogen! Ich war ganz bey Ihnen, und vergaß, daß ich in Sachſen, in meinem unglücklichen Vaterlande, mitten unter ſeinen Feinden ſaß. — — — — —

— — — — — — —

— — — Ich bin ewig

Ihr

redlicher

Rahener.

Dresden, am 7. December, 1756.

Hier ſende ich Ihnen meinen Freund Kuur, einen Mann, deſſen guter Geſchmack, deſſen Eifer in ſeinen Amtsgeſchäfften, deſſen menſchenfreundliches, deſſen empfindendes Herz, deſſen ernſter Haß gegen alle niederträchtige Thoren, deſſen geprüfte Freundſchaft . . . wie ſoll ich recht erklären, was ich denke? — mit einem Worte, hier ſende ich Ihnen meinen Freund Kuur, einen würdigen Dänen. Ich verliere ihn ungern, ſehr ungern. Untröſtbar würde ich ſeyn, wenn ich nicht wüßte, und zu der belohnenden Billigkeit ſeines Vaterlandes gewiß hoffte, daß ihn dieſe Entfernung von mir ſeinem dauerhaften Glücke näherte. Lieben Sie ihn, wie

ich

ich ihn geliebt habe; er verdient es, und auch Sie verdienen einen ſolchen Freund. Er wird Ihnen viel von mir erzählen, und es wird ſo gut ſeyn, als erzählte ich es Ihnen ſelbſt, denn er weis viel von meinen Umſtänden. Mein gegenwärtiges Befinden iſt noch eben ſo traurig und ſorgenvoll, als es bey dem Abgange meines letzten Briefs vom 22ſten November war, und wie es ſeyn wird, wenn Sie gegenwärtigen Brief empfangen; denn vermuthlich empfangen Sie ihn erſt auf künftiges Frühjahr, das weis der Gott, der unſer gegenwärtiges Unglück wußte, da wir noch nicht einmal daran dachten. Leben Sie mit Ihrer Frau und kleinen Nachwelt geſund und vergnügter, als

Ihr

redlicher
Rabener.

Kopenhagen, den 14. Dec. 1756.

Wie gerührt, wie im Innerſten meiner Seele gerührt bin ich durch Ihren Brief vom 22ſten Nov. geworden, den ich erſt vorgeſtern erhalten habe! Meine Empfindungen laſſen ſich nicht ausdrücken, da ich zumal heute nur kurz ſchreiben kann; aber mit dem nächſten Poſttage ſchreibe ich ausführlicher. Das arme Sachſen! Mein unglückliches Vaterland! Ihre Liebe und Freundſchaft — wie dringt ſie durch meine ganze Seele! Was Sie im Schluſſe Ihres Briefes ſchreiben, nehme ich ernſthafter auf, als Sie wohl glauben. Was Sie nur eine leide-

versüßende Schwärmerey nennen, ist vielleicht nicht unmöglich. Ich bitte, ich beschwöre Sie, mir mit nächster Post zu schreiben, ob wirklich einiger Ernst dabey gewesen ist. — — — — — — — — — — — — — — —

Dresden, am 23. Dec. 1756.

Es ist mein Ernst gewesen, was ich in meinem letzten Briefe vom 22sten Nov. wegen meiner Reise nach Niedersachsen und Kopenhagen geschrieben habe; doch verstund ich die Bedingung dabey, daß die Ruhe in Norden und Niedersachsen erhalten würde, daß die Reise in künftigem Frühjahre geschähe, und daß ich durch die preußische Administration aus der völligen Aktivität gesetzt würde. Der andere Einfall, gar und beständig meine Zuflucht nach Kopenhagen zu nehmen, war allerdings mehr ein erquickender Traum, als ein ernstlicher Einfall; den aber eine fortdauernde Noth meines Vaterlandes und dessen Umsturz ernsthafter machen könnte. Dännemark ist nach seiner gegenwärtigen Einrichtung das Land, wo ein jeder sich zu seyn wünscht. Wie angenehm würde ich in diesem glücklichen Lande bey meinen Freunden, bey meinem unvergeßlichen Cramer leben können! Zwar entfernt von meinem Vaterlande, aber von einem verunglückten Vaterlande, mit dem es vielleicht in wenigen Monaten gar aus seyn wird! — — — — — — — — — — —

Sehen Sie, mein liebster Cramer, wie ernsthaft Sie mich durch Ihre ernstliche Anfrage gemacht haben? Ich schwanke, Sie sehen es, und ich kämpfe mit mir selbst.

Na-

Rathen Sie mir, bester Freund, rathen Sie mir unparteyisch! Ich kenne die Heftigkeit Ihrer Freundschaft, Ihrer grossen Dienstbeflissenheit. Aber thun Sie zu meinem Besten noch keinen Schritt, den Sie nicht mit Anstande, und ohne sich Vorwürfe machen zu lassen, zurückthun können. Wie ruhig, wie ruhig wollte ich das letzte Drittheil meines Lebens bey meinem Cramer zubringen, wenn es Gott, meinem und Ihrem Könige gefiele! Wecken Sie mich auf, Cramer, wecken Sie mich auf! ich träume wieder, ich träume zu angenehm, und träume ich zu lange, so wird es mir desto empfindlicher seyn, wenn ich doch endlich aufwachen und sehen muß, daß es nur ein freundschaftlicher Traum gewesen.

Rabener.

An

Herrn Johann Adolph Schlegel.

Leipzig, am 30. Dec. 1751.

Ihren Brief vom Ersten Dec. habe ich am 29sten erhalten. Sie sehen daraus, wie viel Zeit sich der Ueberbringer genommen hat, und wie sehr ich zu entschuldigen bin, daß ich später antworte, als Sie verlangen. Sollte die Schuld an Ihnen liegen, oder wären Sie aus einer gar wahrscheinlichen Unachtsamkeit in Ihrem Kalender irre geworden; so würde sich das Räthsel noch besser auflösen. — Sie dauern mich, mein liebster Freund, gewiß sehr dauern Sie mich; aber Sie sagen mir nichts Neues oder Unerwartetes. Ich bin recht wohl damit zufrieden, daß Ihnen Ihr Beruf so sauer wird. Wie sehr wird Sie das nöthigen, an Ihre Freunde, an die vergnügten Augenblicke zurückzudenken, die Sie und Ihre Freunde zu schätzen wußten. Vielleicht verfolgt Sie G** Fluch. Haben Sie Geduld genug gehabt, seine deutschen Verse zu lesen, und darüber zu spotten; so nehmen Sie dieses als eine Strafe an, daß Sie die lateinischen Verse Ihrer Schüler skandiren müssen, um Ihr Brodt zu verdienen. Wie sehr muß Ihnen

nen diese Arbeit erleichtert werden, wann Sie an die ersten Jahre Ihres Fleißes zurück denken, wo Ihre Lehrer vielleicht über Sie eben so seufzeten, als Sie nun über Ihre Schüler seufzen. Und wer weis denn, ob nicht unter der kleinen Brut, die anitzt über Ihre Jamben und Trochäen zittert, ein schaffender Geist verborgen steckt, welcher einmal durch ein würdiges Heldengedicht unser Vaterland an dem Noah, dem Nimrod, dem Hermann rächet, und welcher, wann er die Trauerspiele verfertiget, die Sie aus Bequemlichkeit nicht verfertigt haben, die Schaubühne zu der Vollkommenheit bringt, die man von dem geschickten Fleiße Ihres verstorbenen Bruders erwartete.

Ich schreibe dieses mit der Miene, die einer Entzückung sehr nahe kömmt. Itzt sollten Sie mich sehen auf meinem Sopha sitzen! So weißagend sitze ich hier, wie auf dem Dreyfuße, und so voll und strotzend von meiner weisen Einsicht in den Zusammenhang der Dinge, wie ein junger Rathsherr!

In der That hat mich Ihr Brief ziemlich ernsthaft, oder doch wenigstens sehr nachdenkend gemacht. Ihr Schicksal erinnert mich an das Schicksal unserer übrigen Freunde. Die wenigsten von uns haben das Glück gehabt, in ein Amt zu kommen, das ihrer Neigung gemäß gewesen wäre. **, der arbeitsame **, der nur für die Bücher und seine Freunde erschaffen zu seyn schien, der das Landleben und die Wirthschaft weiter nicht kennt, als von dem Garten her, wo er mit seinen Freunden scherzte, und aus den Eklogen des Virgils; dieser unglückliche Mann ward in ein elendes Dorf, unter eine Menge ungesitteter Bauern, zum Ackerbaue verstoßen, um alle Jahre wenigstens zweymal in Gefahr

zu seyn, zu ersaufen oder zu verhungern. Hat er es itzt wohl viel besser, da er an einem Orte lebt, wo niemand ihn Ansehen ist, als der Schweine mästet, und wo er unter der Kabale eines geistlichen Hofs leiden muß, welche desto gefährlicher ist, da sie von Weibern und von kleinen Durchlauchten unterstützt wird? Denken Sie an H**, das kleine süße Männchen, der seine Freunde über alles, nur sein Mädchen mehr, als seine Freunde, liebte; welcher fleißig war, um der Welt reizend zu sagen, wie angenehm es sey, zu lieben, zu küssen, und müßig zu gehen. Ist er itzt wohl glücklicher, als Sie? Ist es wohl G** mehr, als H**? Bedauern Sie G** nicht, dem sein Amt mehr als die Hälfte des Tages raubt, die er seiner Freundinn, seinem Witze und seinen Freunden wünscht. E** ist vielleicht noch am glücklichsten, da der Wein in H** wohlfeiler ist, als in Leipzig, und da er vielleicht immer noch einen Freund findet, den der Wein erträglich macht. Soll ich von mir noch etwas sagen? Kommen Sie zu mir, und sehen Sie mich. Ich schreibe diesen freundschaftlichen Brief auf einem Konvolute Akten, durch welches ein ganzes Dorf unglücklich gemacht werden soll. Ich habe diesen Morgen die Thränen eines Mannes ausgehalten, dem Unrecht geschieht, und dem ich doch nicht helfen kann. Vielmals kostet es mich Gewalt, die Thränen zu verbergen, die meinen harten Beruf schimpfen würden. Und die meisten meiner Freunde haben mich verlassen! Und Sie, mein Liebster, wollen seufzen, daß Sie in der Gesellschaft Ihrer artigen Schwestern, unter Freunden, die Sie durch ihre Gefälligkeit sich verbinden, vor den Augen einer Jugend, die Sie für die Nachwelt heranziehen, daß Sie bey diesen Umständen einige Stunden auf die Untersuchung wenden müssen, welche Sylben lang, und welche

kurz

Herz sind? Bedenken Sie Ihr Unrecht! Haben Sie Mitleiden mit mir; wenigstens verlangen Sie von mir keines. Je mehr ich der Sache nachdenke, je mehr finde ich, daß Sie kein Mitleiden verdienen, und daß Sie noch zu beneiden sind. Künftig schreibe ich Ihnen Neuigkeiten, itzt will ich schließen.

Sind Ihnen diese Verse bekannt?

Deux Henrys immolés par nos braves Ayeux,
L'un à la liberté, et Bourbon à nos Dieux,
Nous animent, Louis, à pareille entreprise.
Ils revivent en Toi ces anciens Tyrans!
Crains notre desespoir. La Noblesse a des Guises,
Paris des Ravaillacs, le Clergé des Clemens *).

Diese Verse sind im letzten Oktober zu [illegible]s an das Hotel Dieu und à la Porte du Palais angeheftet gewesen. Hätte man wohl diese Verwägenheit von einem Franzosen wider seinen bien aimé vermuthen sollen? Der König ist aus Empfindlichkeit über das Mißvergnügen seiner Unterthanen krank geworden. Königlicher konnte er sich an diesem Muthwillen kaum rächen. Ne vltimae quidem sortis hominum conspiratione et periculo caruit, sagt Sueton vom August, den Rom liebte. Sehen Sie, mein liebster Schlegel, daß ich neben den Steuerausschreiben auch den Sueton lese. Ich muß aufhören; sonst schreibe ich Ihnen bey dieser Gelegenheit eine Stelle aus dem Homer hin, die in der Feder eines deutschen Steuerrevisors etwas Widernatürliches seyn würde.

*) Der 5te Jänner 1757 hat diese unmenschliche Drohung wahr gemacht.

Grüßen Sie Ihre Schwestern, und leben Sie glücklich.

- - - - - Tibi Di, quæcunque precaris,
Commoda dent. Ita Vir bonus es, comesque meis!

War das recht scandirt, Herr Præceptor? Ich bin unverändert

der Ihrige,
Rabener.

Mein liebster Herr Steuerrevisor,

Freylich ist es lange, daß ich nicht an Sie geschrieben habe. „Schämen genug für Sie,“ werden Sie sagen, „daß Sie die Pflichten der Freundschaft nicht besser beobachten.“ Sie haben ganz Recht. Schelten Sie immer auf mich; ich will Ihnen selbst helfen, wenn Sie Ihre Zunge noch nicht recht aufs Schelten eingerichtet haben. Ich will zwar Ihnen das gar nicht streitig machen, daß Sie ein sträfliches Amtsgesicht anzunehmen wissen; doch das werden Sie mir auch hinwieder nicht streitig machen wollen, daß ich, als ein erfahrner anderthalbjähriger Schulmann, in dieser Kunst noch weiter gekommen seyn muß. Wie kann ich also wohl mein langwieriges Stillschweigen besser gut machen, als wenn ich mich erbiete, Ihnen mit meinem Amtsgesichte wider mich selbst beyzustehen.

So lassen Sie uns zusammen in Gemeinschaft auf mich schmälen, recht tüchtig auf mich schmälen. Doch worüber wohl? Was meynen Sie? Ueber Faulheit? Das

Das wiſſen Sie ſelber wohl, daß dieſer Vorwurf mich nicht trifft. — Nun denn! Ueber Kaltſinnigkeit in der Freundſchaft? Ich bin ſicher, daß auch davon Sie ſelber mich freyſprechen werden. — So viel ich herumdenke, kann ich doch in der That mich auf ſonſt nichts beſinnen, als darauf, daß ich ſo ſehr viel zu thun habe; denn das kann ich freylich nicht leugnen.

Wie ſollt' ich dieſes leugnen können,
Da mich, der ich mich ſonſt zur Braut vom Buche ſtahl,
Itzt Schularbeiten ohne Zahl
(Freund, denke, für ein Herz, das ſich in ſeiner Wahl
So glücklich preiſet, welche Qual!)
Des Tages oft von meinem Muthchen trennen;
Für meine Zärtlichkeit mir Armen nicht einmal
Nur halbe Viertelſtunden gönnen?
Mir iſt, mein Freund, nicht wenig leid,
(Denn dieß hat mir vordem die Amme prophezeiht)
Daß mich die Schnitzer einſt ermorden;
Doch bin ich, wie du ſiehſt, zur Zeit
Noch nicht ein Märtyrer von der Grammatik worden.
Itzt eben bin ich nur, dem Himmel ſeys gedankt,
Den Schnitzern, die ſchon oft auf meinen Tod geſonnen,
Und wider mich Verſchwörungen entſponnen,
Geſund und unverletzt entronnen.
Wenn mir das Haupt ſchon ſchwer vom Schlafe ſchwankt,
So muß ich noch von allen Seiten
Mit einem Muthe, der nicht wankt,
Mit neuen Wörtermonſtren ſtreiten,
Und mich durch Schnitzer durcharbeiten:

Doch ist das schlimmste noch, daß sich nun meine Zeiten
Der Autor mit dem Schulmann zankt.
In Leipzig waren bessre Zeiten . . .
Doch war da wohl ein Muthchen? Nein!
Wie konnten sie denn besser seyn?
Sollt' ich itzt wieder tauschen? Nein!
Und wenn sie auch noch zehnmal besser wären;
So würd' ich sie doch nicht zurückbegehren.

Das arme Muthchen, ob es gleich mit mir in Einer Stube wohnt, so ist sie doch bald nicht besser daran, als ob sie in einer Einsiedeley wäre, oder neben einer Bildsäule säße. Da ich so wenig mit dieser meiner guten Frau reden kann; so werden mir ja wohl meine Freunde nicht ansinnen, daß ich mit ihnen mehr reden soll. Ich bin ohnedieß gestraft genug: denn ich muß fast den ganzen Tag korrigiren; und gleichwohl liegt mir mehr daran, mich mit meinem Muthchen zu unterhalten, als immermehr einem Knaben an einer Mahlzeit liegen kann, die er zur Strafe entbehren soll. Sehen Sie; so gar itzt, da ich von so langen Zeiten her mich mit dem Versatze herumtrage, an Sie zu schreiben, kann ich für diesesmal doch nicht weiter kommen, weil mich Banier abfordert, den ich, wie Sie wohl wissen werden, übersetze, und mit erstaunlich gelehrten Anmerkungen begleite. Wenigstens wimmeln sie von Citatis, daß ich mich selbst nicht enthalten kann, die Stirne davor in finstre Runzeln zu falten. Welch eine Beschäfftigung für einen alten Freund der Poesie, der des Umgangs mit poetischen Schriften so gewohnt ist! — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
—

— — — — — — —
— — — — — —

Ihr

redlicher Freund,
Schlegel.

Leipzig, am 7. Junii, 1752.

Ich glaube, ich bin Ihnen noch auf einen Brief eine Antwort schuldig. Nicht wahr? Und was stund denn in Ihrem Briefe? . . . Aber was das für ein Gesicht ist, das Sie machen? Einen Brief kann man ja wohl verlieren; und Leute, wie ich, verlieren sie manchmal mit Fleiß, damit sie Gelegenheit haben, von ihren weitläuftigen Geschäften und ihrer amtsmäßigen Zerstreuung ein paar große Worte zu seufzen. Wie gesagt, Ihren Brief habe ich verloren, und wenn Sie etwa nichts an mich zu schreiben wissen, so will ich Ihnen die Erlaubniß geben, mir darüber mit einer sträflichen Schulmiene eine züchtige Lektion zu geben.

Wissen Sie denn, daß ich in vierzehn Tagen die Welt mit acht und zwanzig Bogen Witz in groß Oktav beseligen werde? Wie gern hätte ich Ihnen vorher das Konvent zugeschickt! Aber es war nicht möglich, Gliseke und Gellert haben es in Ihrem und in aller Freunde Namen thun müssen. Die ganze Sammlung besteht aus satyrischen Briefen. Gellert ist mit allem ganz wohl zufrieden, nur mit den Stellen nicht, wo die Satyre mit Poeten frevelt. G** ärgert sich über nichts, als wenn ich der Chicane spotte. F** hat mich auf eine

sehr

sehr seine Weise betrogen, daß ich zwo Stellen habe wegstreichen müssen, wo der Wurzkrämer gedacht war. M*, der sich bey der Censur sehr vernünftig aufgeführt, hat doch gebeten, daß ich einmal Philosoph, und ein paarmal Magister, und noch einmal Präsident habe wegstreichen müssen. Werden Sie es wohl, mein lieber Schlegel, leiden können, wenn vom Scandiren etwas darinnen steht? Und was wird C** zu den Satyren wider unwürdige Geistliche sagen, da er in meiner letzten Vorrede einen ganz unschuldigen Ausdruck, der diese Materie betraf, nicht leiden konnte? Wie wird es mir ergehen, wenn ein jeder sonst mit allem zufrieden ist, und nur um deswillen mit mir unzufrieden, daß ich das Lächerliche seiner Kollegen nicht schone? Kann ein Vernünftiger etwas dafür, daß er Narren unter seinen Kollegen hat? Und was für Einwürfe muß ich von meinen mürrischen Lesern besorgen, da meine vernünftigen Freunde so bedenklich sind? — Leben Sie wohl! Grüssen Sie Ihre lieben Schwestern, und lieben Sie mich, wie ich Sie.

Rabener.

Am 10. Julius, 1751.

Mein liebster Rabener,

Wie listig sind Sie! Sie geben vor, daß Sie meinen letzten Brief verloren hätten. Sie denken, ich soll gleich in die Amtshitze gerathen, und darüber wollten Sie sich sodann lustig machen. Nein! die Freude sollen Sie nicht erleben, mich in der Gestalt eines kleinen Präceptors zu sehen. Sie könnten wohl gar die geheime Absicht

sicht haben, haben, in Ihrem nächsten Bande von Satyren einen Schulmeister nach dem Leben zu zeichnen, und in dieser Absicht mich dazu reizen wollen, daß ich Ihnen die Züge zum Gemälde an die Hand geben solle; denn einem so schlimmen, so satyrischen Manne, wie Sie sind, kann man solche kleine Bosheiten wohl zutrauen. Aber nehmen Sie mirs nicht übel; so gern ich mich in meiner Freunde Schriften verewigt sehe, so mag ich es doch in den Ihrigen nicht seyn: denn der Lobredner möchte neben dem Satyrikus nicht gut abstechen; und unsterblich die späteste Nachwelt noch zu lachen machen, das ist eine gar zu traurige Unsterblichkeit, als daß sie meine Ehrbegierde reizen sollte. Sie erlangen also Ihren Endzweck nicht, und ich bin listiger, als mein Freund Rabener; das kützelt meine Eigenliebe nicht wenig.

Ich glaube gar, daß Sie sich einbilden, ich bin wie diejenigen von meinen Herren Confratribus, die, wenn sie in Gefahr gerathen, in der Predigt stecken zu bleiben, zum Schwälen ihre Zuflucht nehmen? Nein! so arm und erschöpft bin ich noch nicht; und wenn gleich mein Witz bey dem Weller und Laugen leicht in Gefahr gerathen könnte, so soll es dießmal doch, bloß Ihnen zum Trotze, nicht geschehen.

Wovon soll ich nun zuerst mit Ihnen reden? Von Ihren Schriften, oder von meiner Braut? Der Bräutigam muß es doch wohl dem Autor zu Gefallen thun, und ihn ein wenig mit dem Lobe seiner Schriften trösten, damit er ihn nicht gar zu sehr kränke, es ihm nicht allzu lebhaft zu empfinden gebe, daß er ein Autor ohne Mädchen ist. Eine fast unerhörte Sache, deren

Sie

Sie sich freylich schämen sollten, da sie wider alle Regeln läuft.

Ich muß Ihnen also sagen, daß Sie in diesem dritten Bande von sich selbst sind übertroffen worden. Das werden Sie doch lieber leiden, als wenn Sie ein anderer übertroffen hätte. — — — —
— — — — — — — —

Alles, was nur hier lesen kann, liest und bewundert Sie, und mein Exemplar ist aus einer Hand in die andere gewandert, und, seit ichs habe, wenig zu Hause gewesen. Werden Sie bald vortheilhaftere Begriffe von dem Winkel der Erde bekommen, von dem Sie vielleicht mit andern geargwohnet, daß da bloß die Schulweisheit das Monopolium der Bewunderung und des Lobes haben könne? Der kleine Roman von der Jungfer, die Sie auslosen wollen, hat mir besonders gefallen. Wirklich ist Ihre Kunst in der Mannichfaltigkeit der Briefe nach den verschiednen Charaktern sehr glücklich gewesen. Nach diesem ist der Roman von dem Fräulein, das Großvater und Enkel zugleich vor ihren Füßen seufzen sieht, mein Günstling. Kurzum, ich wünschte, daß Sie alle Messen die Welt mit einem solchen Bändchen beschenkten. Fast dürfte ich auf den Einfall gerathen, Sie in allen Zeitungsblättern im Namen der Welt darum zu bitten. Sie würden ja doch nicht so hart seyn, und die Welt umsonst bitten lassen, ob Ihnen gleich dabey bange genug werden sollte. Ich habe es immer gedacht, daß es ums Berühmtseyn eine schlimme Sache sey, und daher ist mein Witz auch so weislich faul, damit das Publikum mich vergesse, wie ich das Publikum vergessen habe.
— — — — — — —
— — — — — — —
—

— — — — — — —

Ich bin ewig

Ihr

zärtlicher Freund,
Schlegel.

Mein liebſter Schlegel,

Ich habe noch immer einige Hoffnung gehabt, Sie an Ihrem feyerlichen Tage zu überfallen. Aber nun iſt dieſe angenehme Hoffnung ganz verloren. Ich habe eine Menge von Arbeit vorgefunden, welche mich hindert, vor dem erſten Oktober wieder nach Leipzig zu kommen. Sie kennen mich. Ich will Ihnen um deswillen keine weitläuftigen Verſicherungen geben, wie ungern ich von Ihnen wegbleibe. Es gehe Ihnen und Ihrer Braut beſtändig wohl! Weitläuftiger will ich auch nicht wünſchen; ſonſt ärgere ich mich nur, daß ich es nicht natürlich wünſchen kann.

Ich lebe hier in einer traurigen Einöde unter überhäufter verdrüßlicher Arbeit, und habe keinen Menſchen im ganzen Städtchen, mit dem ich von etwas anderm, als von Steuern, vom naſſen Wetter und vom Dauphin reden könnte. Es macht mich dieſes, ſogar in den müßigen Stunden, ſo verdrüßlich, daß ich nicht einmal vermögend bin, in einem vernünftigen Buche mit Aufmerkſamkeit zu leſen. Ich habe einen ziemlichen Vorrath davon mitgenommen, und ſie ſind mir ganz unnütz.

Quorſum pertinuit ſtipare Platona Menandro?
Eupolin Archilocho? comites educere tantos?

Das

Das waren also zwo Zeilen Latein, dergleichen in diesem Städtchen wohl seit der Reformation nicht geschrieben worden. Ich habe mein Quartier bey einem wohlhabenden Bürger, der mir die beste Stube eingeräumt hat, die einer Schirrkammer *) ähnlicher sieht, als einer Wohnstube, und, welches wohl zu merken ist, kein Fenster hat. Aber ich ärgere mich, daß man auswärts erfahren soll, wie schlecht mein itziger Aufenthalt ist. Ich sage Ihnen also kein Wort mehr. Empfehlen Sie mich allen Freunden, und besonders Ihrer lieben Braut und Ihren lieben Schwestern. Doch noch Eins! Ich habe in meinem Quartiere verschiedene Bücher gefunden, wie sie sich für einen Seifensieder schicken; denn das ist mein Wirth. Unter andern: Lebens- und Liebesgeschichte der Jenny Cameron, Grand-Maitresse des Prätendenten. Ich habe es ganz durchgelesen, besonders die schöne Poesie, mit der das Buch durchwirkt ist. Unter andern seufzt ein Liebhaber, der schon den Strick der Verzweiflung um den Hals hat:

Gieb mir demnach nur einen holden Blick,
Sobald wir heut zur Mittagstafel kommen.
An diesem hängt mein Wohlseyn, Heil und Glück.
Nie wird der Schmerz, der noch resktirt, entnommen.
Ich hoffe, und hoffe; bey tenderen Hoffen
Wird endlich der Endzweck nach Wunsche getroffen.

Um deswillen verharre ich

Ihr

Gelthayn bey Rochlitz,
am 29sten August, 1758.

aufrichtiger
Rabener.

*) In Sachsen wird diejenige Kammer so genannt, wo das Pferdegeschirr aufbehalten wird.

Leipzig, am 15. Febr. 1753.

Den heutigen Tag habe ich bloß meinem Vergnügen gewidmet. Und welchem? Rathen Sie einmal. Dem königlichen Burgunder? Nein. Vielleicht besuche ich meine Mädchen nach der Reihe? Das ließe sich eher hören, und doch müssen Sie besser rathen. Vielleicht bin ich Berufs wegen beschäfftigt, das Land zu drücken, und als ein allerunterthänigster treugehorsamst pflichtschuldigster Steuerrevisor für meinen König einem armen Bauer aus seinem Kober den letzten Bissen Brodt zu reissen, den er für eine kranke Frau und sechs hungrige Kinder geborgt hatte? Ja, mein Herr, das sollte wohl seyn; aber heute bin ich für dergleichen theure Pflicht zu menschenfreundlich. Sie errathen es also nicht? Ich muß es Ihnen wohl selbst entdecken. Quirinizo *). Ich schreibe heute an die halbe Welt, um gelesen und beantwortet zu werden. Ich habe heute an Cramern zween Bogen voll freundschaftliches Nichts geschrieben; nach Kopenhagen, nach Hamburg, nach Braunschweig, nach Dresden, nach Bernstadt in Schlesien habe ich nichts Wichtigers geschrieben, und nun fange ich auch an, mit Ihnen zu plaudern. Ist dieser Tag nicht für mich ein vergnügter Tag?

Ich habe mich seit meiner Rückreise an die angenehmen Augenblicke erinnert, die ich in Ihrer und der Frau Liebste Gesellschaft gehabt. Auf diese neue Bekanntschaft bin ich stolz, recht sehr stolz, und Ew. Hochwohl-

*) Den Kardinal Quirini nennte man wegen seines unermüdeten Eifers, Briefe zu schreiben, den Cardinalem epistolarem.

wohlehrwürden sind ein vollkommen überzeugender Beweis von der liebreichen Vorsorge des Himmels, welcher gemeiniglich die liebenswürdigsten Weiber für diejenigen Männer aufhebt, die sie am wenigsten verdienen. Ich würde es nicht wagen, Ihnen diese Schmeicheley ins Gesicht zu sagen, wenn ich nicht Ihrer Billigkeit zu trauete, daß Sie selbst davon überzeugt wären. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau zu beständiger Freundschaft aufs beste. — — — — — Wollen Sie das nicht thun? Gut; so muß ich zu Ihnen reisen, wenn Sie die Inspektion haben, und muß mich ihr selbst empfehlen. Der Einfall gefällt mir. Empfehlen Sie mich also nur nicht; ich will es mündlich thun. Wie traurig werden Sie alsdann vom obersten Tabulate herunterschielen! so traurig, wie auf die Tische ein armer hungriger Knabe schielt, den Sie, Grausamer, ganz cariren lassen. — — — — — — — — — — — —

Herr D* ist ein Bräutigam mit ***. Kennen Sie das Frauenzimmer? Wenn Tugend und Liebe eine glückliche Ehe machen, so muß diese Ehe die glücklichste seyn: ich wenigstens wünsche mir in Ansehung dieser beiden Punkte niemals eine glücklichere Wahl. Sollten Sie wohl meynen, daß ein Steuerrevisor so christlich denken könnte? Warum nicht? Denken kann er wohl so! Itzt sollten Sie meinen lieben D* sehen; er sieht so süß wie ein Chorengel. Die ganze runde Welt ist seine; voll Entzückung wadet er durch alle Pfützen; den ganzen Tag über ist sein Mund spitzig und küssend; er schwimmt im Vergnügen. O! daß man doch nicht zeitlebens Bräutigam seyn kann; ich würde es noch diesen Abend. — — — — — — — — — — — —

Das wird alles seyn, was ich Ihnen zu schreiben habe.

Woni

Vom römischen Könige ist hier alles still: denn itzt redet die ganze Stadt von nichts, als von den Elephanten, Kameelen, Trampelthieren, Pferden und andern vernünftigen und unvernünftigen Bestien, die die letzte Oper in Dresden prächtig gemacht haben.

Verum equitis quoque iam migrauit ab aure voluptas
Omnis ad ingratos oculos, et gaudia vana.
Quatuor aut plures aulaea premuntur in horas;
Dum fugiunt equitum turmae, peditumque cateruae.
Mox trahitur manibus regum fortuna retortis,
Effeda festinant, pilenta, petorrita, naues:
— — — — — —
Si foret in terris, rideret Democritus, seu
Diuersum confusa genus panthera camelo,
Siue elephas albus vulgi conuerteret ora!

Wäre das nicht Latein, so würde mancher Kammerherr in Dresden glauben, Horaz, den Seine Excellenz nicht kennen, hätte diese Satyre ausdrücklich auf die letzte Oper gemacht. — — — — — — — — — Gleich fällt mir ein, daß in Ihrem letzten Briefe auch Verse waren, die ich, prosaischer Laye, nicht beantworten kann. Da die Reime die Seele der Verse sind, (videatur G** per totum) so will ich es Ihnen wenigstens mit Reimen vergelten. Die Gedanken sind ein ganz kleiner Nebenumstand, dafür sorgen Sie. Hier sind die Reime:

Schuld,	Vorzimmer,
Geduld.	dümmer!
borgen,	Excellenz —
morgen.	Peter Squenz.
Kammerherr,	theuer,
Wucherer.	Steuer.
Beste,	Papier,
reiche Weste.	dafür.
Witz,	Kastrate,
unnütz.	Gnade.

Aber nun schließe ich im ganzen Ernste, und bin ꝛc.

Rabener.

Am 3. Sept. 1753.

Liebster Herr Obersteuersekretär,

Ich habe schon lange studirt, wie ich einen Brief vom 15ten Febr. mit guter Manier am 3ten Sept. beantworten könne, ohne daß ich mich gar zu sehr zu schämen brauche, und wie ich es anfangen wolle, daß ich Ihnen zum Antritte einer neuen Station Glück wünsche, da Sie vielleicht schon wieder im Begriffe stehen, dieselbe mit einer höhern zu vertauschen: denn wenn Sie bald in H***s Stelle einrücken wollen, so muß es mit Ihren Veränderungen sehr eilfertig zugehen. Ich sinne vergebens; mein Witz will mir gar nicht zu Hülfe kommen; es sey nun, daß er schon zugesetzt worden, die Vertheidigung einer schlimmen Sache über sich zu nehmen, oder, welches auch möglich seyn könnte, daß er sich

ſich unter den Folianten, die mich zeither umlagert gehalten, verloren hat.

Denn ich bin itzo ſo gelehrt,
Daß man nur paginas aus meinem Munde hört,
So grundgelehrt, daß ich oft vor mir ſelbſt erſchrecke,
Daß ich vom Morgen an bis in die ſpäte Nacht
In einer Bücherburg als eingekerkert ſtecke,
Ganz wie die Griechen riech' und ſchmecke,
Und meine Frau im Traum, wenn ich mich ſatt gewacht,
Oft mit Hiſtorien aus dem Plutarche wecke.
So ein ſolider Mann iſt der, der Noten macht!
Trotz ſey itzt jeglichem geboten,
Der mich und meinen Fleiß verlacht!
Ich macht' ihn gleich mit einem Dutzend Noten
Zum unbeleſnen Idioten.

Alſo fürchten Sie ſich, mir über mein Stillſchweigen Verweiſe zu geben! Ich würde in aller Eil über Ihre Vorwürfe Noten machen; und ein Notenmacher kann noch beſſer ſchimpfen, als ein Kunſtrichter. In der That habe ich dieſen ganzen Sommer hindurch, als ein Baugefangener, in dem Schutte alter Folianten und Quartanten herumwühlen müſſen.

Ich ſitze noch, wenn ſich der Tag zur Ruhe neiget;
Ich ſitze noch um Mitternacht,
Wenn nebſt mir kein Geſchöpf, als nur die Eule, wacht;
Späh' einen Namen aus, von dem Gyraldi ſchweiget;
Und blättre mit Geduld, und leſe mit Bedacht,
Von einem Gott des Alterthumes,

Den nicht Hygin erwähnt, so gar trotz seines Ruhmes,
Der große Vossius kaum kennt,
Und Augustin nur im Vorbeygehn nennt,
Von dem verlegnen Gott des grauen Alterthumes,
Tutan, Homogyrus, Telerion, Montin,
Vervaktor, Aesculan, Antin,
Und Argentin, und Limentin,
Und Statilin und Fabulin,
Mich zuverläßig zu versichern,
In großen und in kleinen Büchern.

Schwindelt Ihnen, liebster Freund, nicht der Kopf bey den seltsamen Namen? Ich mag ja aufhören, Verse zu machen, wenn ich mich nicht um meinen witzigen Namen bringen soll: denn ich fühle es selbst an der Geburt, daß es kleine Mißgeburten sind. Itzt möchte mich niemand zwingen, Verse zu machen. Ich glaube, aus Mangel poetischer Gedanken, fiele ich in der Angst auf den desperaten Einfall, den Festus, oder auch der Kollegenschaft wegen, noch lieber den Paulus Diakonus, in Reime zu bringen. Meine Frau sehe und höre ich nicht: und wenn sie mich liebkost, so erzähle ich ihr die Schnitzer, welche Montfaucon gemacht hat, oder antworte ihr mit einem Citato aus dem Athenäus oder Pausanias.

Mein Rabner, wie gefällt dir das?
Sie hat sichs ernstlich vorgenommen:
Sie will zunächst bey meinem Dintefaß
Mit ihrem ersten Sohn, ganz vom Pausanias,
Grav, Gronov, Montfaucon umschanzet, niederkommen.
Nicht wahr, mein Freund, das wäre was.

Das

Das einſt, damit es noch die ſpäte Nachwelt wüßte,
Sein Leichenprediger mit Ruhm gedenken müßte?

Wird das nicht ein gelehrter Junge werden, wenn ihm gleich bey ſeiner Ankunft auf die Welt die mythologiſchen Dünſte in den Kopf ſteigen? — — —
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —

Ich bin ꝛc.

ꝛc. ꝛc.

Dresden, den 10. Merz, 1754.

Mein allerliebſter Schlegel,

Iſt es Ihr Ernſt, daß Sie den Brief nicht bekommen haben, worinn ich Ihnen, ob wohl nur mit wenig Zeilen, den richtigen Empfang des Ihrigen meldete? Ich habe ihn wirklich geſchrieben, und der Himmel weis, wo dieſer Brief ſie ſuchet. Inzwiſchen iſt nicht viel daran verloren.

Ich freue mich über Ihre Veränderung, und wünſche Ihnen tauſend Glück und tauſend Vergnügen dazu. Aber ſie haben mir zu wenig gemeldet. Holen Sie das nach, ſo bald Sie Zeit haben. — —
— — — — — — —

Auch zu Ihrem Jungen wünſche ich Ihnen und Ihrer guten Frau tauſend Glück. Der Himmel ſchenke ihm alle Tugenden der Mutter und bewahre ihn vor allen

Fehlern seines Vaters. Das ist der größte Segen, den ich ihm wünschen kann. Vermuthlich wird er ein Kunstrichter werden, weil er witzige Schriften zerreißt, ohne sie zu verstehen. Merken Sie doch darauf, was für Blätter er aus meinen Schriften herausreißt. Ich glaube, daß sie seine künftigen Schönheitsfehler daraus abnehmen können. Denn vermuthlich werden es die seyn, deren Tadel er schon so früh zerreißt. — — —

Gieseke hat mir sehr freundschaftlich und weitläuftig geschrieben. — Von unserm ** habe ich auch Briefe. Ich sehe seinen Abzug ungern. Ist es freundschaftlicher Eigennutz? Oder ist es eine gegründete Besorgniß, daß ihm diese Veränderung nicht vortheilhaft seyn werde? Das weis ich noch nicht. — Leben Sie wohl. Ich bin allemal

Ihr

aufrichtiger
Rabener.

Dresden, am 24. Febr. 1758.

Mein liebster Schlegel,

Ich habe Ihren Brief richtig erhalten. — — — — — — — — — —

Ich befinde mich gesund, aber das ist auch alles Gutes, was ich melden kann. Sie werden einen Theil unsrer unglücklichen Umstände wissen; aber nicht alle unsre Noth können Sie wissen, und wenn Sie solche auch wüßten, so würden Sie doch den wenigsten Theil davon glauben. Perfer et obdura. Gehen Sie, mein

lieber

lieber Schlegel, vor Angſt rede ich Latein, ſo wie ich, in guten Zeiten, bey einem Glaſe Wein vor Freuden franzöſiſch redete. Sie werden auch wiederkommen, dieſe guten Zeiten. Aber wann? Und wer wird ſie erleben? Gott weis es, und wenn ich binnen der Zeit nicht die äußerſten Unfälle erfahren muß, will ich ihm dafür danken. Sie würden kaum Ihren Rabener mehr kennen, ſo niedergeſchlagen und mürriſch bin ich itzt; und wenn ich einmal von ungefähr über meine Schriften komme, ſo wundere ich mich, daß ich jemals ſo aufgeräumt habe ſeyn können. Nicht für mich allein, ſondern noch für meine hieſigen und auswärtigen Freunde bin ich niedergeſchlagen und traurig. Bey unſrer hieſigen Noth ſind wir noch darinnen glücklich, daß wir an unſerm Kommendanten, dem Generalmajor von Fink, einen glimpflichen und vernünftigen Mann haben, welcher, wenn es auf ihn ankäme, uns lieber Gutes thun, als harte Befehle an uns vollſtrecken würde. Aber das arme Leipzig! Und was werden unſre Freunde in Halle, in Halberſtadt, in Quedlinburg, in Braunſchweig, in Lüneburg und ſonſt ausgeſtanden haben? Einen ganzen Band Satyren will ich auf die Feinde ſchreiben, ſo bald Friede iſt; aber zween Bände auf uns Sachſen; und kaum werden zween Bände zureichen, alle die Wahrheiten zu ſagen, durch welche wir uns unglücklich gemacht haben, noch in dieſem Augenblicke immer unglücklicher machen, und, nach allen Anſtalten zu urtheilen, künftig noch unſer Unglück vermehren werden. Les abus de l'autorité rendoient la corruption neceſſaire; la corruption produiſoit la lacheté, le luxe et l'extinction de toute vertu etc. Les ſujets etc. pour revenir à leurs anciens principes d'honneteté et d'amour du

bien Public, ils avoient beſoin, d'être réveillez par les coups de verge etc. So ſagt der Ketzer Gordon. Gott gebe, daß er das letzte von uns gewe der hat!

Ueber Ihre Familiennachrichten habe ich mich ſehr vergnügt; und über Ihre Predigten eben ſo ſehr. Sie ſind, (ob ich ſie gleich bey einigen Stellen ſcharf kritiſiren möchte,) ſo viel ich davon geleſen habe, vortreflich.

— — — — — — —

— — — — — — —

O wenn ſich doch jemand einmal in meinem Namen mit dem Teufel zanken wollte: denn dem gebe ich Schuld, daß er hinter dem ganzen Krieg ſtecke. Nur kann ich dabey nicht begreifen, warum wir in Dresden darunter ſo viel leiden müſſen, wo der Teufel doch auch ſo viel alte gute Freunde hat.

Ich freue mich, Ihren Herrn Bruder auf Oſtern hier zu ſprechen. Empfehlen Sie mich ihm, Ihrer lieben Frau, Ihren lieben Schweſtern und allen guten Freunden. Vermuthlich ſind das Ihre Kinder: denn ſonſt kenne ich in Z* niemanden. Leben Sie wohl, vergnügt und ferner ruhig; ſo ſind Sie weit glücklicher, als Ihr Freund,

Rabener.

Liebſter Freund,

Ihren Brief vom 23ſten May habe ich in Leipzig bekommen. Ich hätte alſo wohl eher antworten können. Aber Sie glauben nicht, mein liebſter Freund, wie wenig

nig Zeit ich habe, an meine Freunde zu schreiben, da ich von früh 7 Uhr bis Abends um 7 Uhr in meinem Berufe schreiben muß. Freylich gehe ich noch manche Stunde müßig spatzieren; aber das ist auch das einzige, was mich bey Kräften und gesund erhält. Von unsern Giseke habe ich gestern einen sehr freundschaftlichen Brief erhalten; vor einigen Monaten auch von unserm Cramer. Unendlich angenehm sind mir beide gewesen; aber wenn ich sie nur mündlich beantworten könnte!

Ich bin, trotz aller meiner Arbeit, gesund und vergnügt: denn das Podagra, von welchem ich ein Kandidat zu seyn glaube, halte ich für keine Krankheit. Ich habe Ihnen oben gesagt, wie mein Tag eingetheilt ist; aber iede Stunde, die ich mir abstehlen kann, wende ich zur Bewegung und zum Vergnügen an. Ich fahre, ich gehe, ich tanze, ich genieße viele Divertissements. Ich habe Gesellschaften, aber wenige und gewählte. Mit einem Worte, ich lebe glücklich, und weil es nun mit mir stark bergunter geht, so will ich, so gut ich kann und darf, die Welt genießen, in die ich niemals wieder komme, wenn ich hinaus bin, und mit der ich allemal sehr zufrieden gewesen. Der Gedanke, daß ich vielleicht bald abtreten muß, ist bey meinen einsamen und ruhigen Stunden demungeachtet einer von meinen vergnügtesten Gedanken. Sie glauben nicht, wie sehr mir dieses meine Heiterkeit erhält. Ueberhaupt hat mich Gott vor vielen meiner Freunde glücklich gemacht. Ich genieße dieses Glück in voller Maaße. Ich habe seit drey Jahren aufgehört zu wünschen, denn seit drey Jahren bin ich in meinem itzigen Amte; wo ich viel, sehr viel Arbeit habe, die mir aber nicht sauer wird und mit wenigem Verdruß verbunden ist; wo ich vielen tausend Unterthanen unbemerkt ihre Steuer-

last

last erleichtern kann; wo ich bey meinen Obern und Untern Zutrauen und Freundschaft habe; wo ich, nach dem Verhältnisse meiner Arbeit, nicht reichlich bezahlt werde, aber doch mehr habe, als ich brauche; wo ich, wenn ich heute sterbe, alles in seiner Ordnung hinterlasse; mit einem Worte, wo ich so glücklich bin, daß mir nichts fehlet, als Sie, mein lieber Schlegel, und meine andern freundschaftlichen Beyträger.

Also bin ich, dem Himmel sey Dank! sehr glücklich. Können Sie mich ganz gewiß versichern, daß ich noch glücklicher seyn werde, wenn ich heurathe?

Ich habe von mir so viel geschrieben, daß ich von Sachsens Zustande nicht viel schreiben kann, wie Sie zwar verlangen. Unter einer guten Regierung hoffen wir alles. Ein Kranker, welcher durch seine jugendlichen und vieljährigen Ausschweifungen seinen Körper entkräftet hat, und durch eine zugestoßne heftige und anhaltende Krankheit gänzlich niedergeworfen worden ist, braucht Zeit, Diät und einen guten Arzt. Der Himmel verhüte die Recidive!

** ist — — und — — hier in Dresden. Verlangen sie keine genaue Beschreibung seines Amtes. Es ist so weitläuftig und so wichtig, daß ich nicht weis, ob es sein Körper lange aushalten wird. Er ist der geschickteste, der ehrlichste, der fleißigste Mann. Aber so zu leben, wie er leben muß, das ist Galeerenarbeit; und ich würde ihm rathen, alles aufzugeben, und nur — — zu bleiben; doch wer soll seine Arbeiten verrichten, bey welchen ein ehrlicher, geschickterer und fleißiger Mann so viel Gu-

Gutes stiften kann? Er läßt sich Ihnen aufs freundschaftlichste empfehlen.

Grüßen Sie Ihr gutes Mu'hchen und Ihre lieben Kinder vielmals, und glauben Sie, daß ich ewig Ihr Freund seyn werde.

Am 8. Julius, 1764.

Rabener.

An
Herrn Friedrich von Hagedorn.

Leipzig, am 17. April, 1752.

Es haben mich Herr E** und Herr D***, zween Geistliche aus Bern, gebeten, sie Ihnen zu empfehlen. Ich will es Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich über diesen Antrag sehr verlegen gewesen bin. Mein Hochmuth verlor zu viel, wenn ich es ihnen abschlug: denn ich hatte seit einem halben Jahre gegen sie mit dem Wohlwollen groß gethan, dessen Sie mich einigemal schriftlich versichert haben, und nunmehr schämte ich mich, diesen beiden Herren merken zu lassen, daß ich Denenselben wieder unbekannt geworden sey. Frontis ad urbanae descendi praemia. Ich habe ihnen ein Empfehlungsschreiben mit einer so stolzen und wichtigen Miene versprochen, daß sie gewiß glauben, ich sey so glücklich, alle Wochen Briefe von Ihnen zu bekommen. Verrathen Sie mich nicht, hochzuehrender Herr. Diese beide Fremde würden eine Art der Achtung gegen mich fahren lassen, die ich nicht gern verlieren möchte, da es Männer sind, deren Gelehrsamkeit und redliches Herz sie unendlich schätzbar machen. Sie sind keine schweizerischen Kundschafter, welche das Land durchzie-

hen

hen und die Sekten des Witzes ausspähen. Sie sind so unpartheyisch, daß sie noch nicht bestimmen können, wer von beiden, ob G** oder W**, die meisten Fehler und die meisten Tugenden habe? Ihre Belesenheit und ihre Kenntniß des Witzes ist so allgemein, daß sie die Schriften, welche von der Iliade bis auf den Nimrod in einer langen Reihe folgen, gelesen und mit Geschmack beurtheilet haben. Lassen Sie, H. H. nur diesmal mein Bitten statt finden, und benehmen diesen beiden Herren das schmeichelhafte Vorurtheil nicht, das ich ihnen von Ihrem gefälligen Wohlwollen gegen mich beygebracht habe.

Ich muß mit Gewalt anthun und hier abbrechen, um Ihre Geduld nicht zu mißbrauchen und keinen Empfehlungstraktat zu schreiben. Wie viel fällt mir noch ein, das ich gern fragen und schreiben möchte! Ich werde mir doch die Freyheit nehmen, noch einmal mit Herr Bohnen zu schreiben, um den dritten Theil meines satyrischen Muthwillens Ihrem Schutze zu empfehlen. — — — — — —

— — — — — —

— — — — — —

Und dennoch plaudere ich fort, da ich doch überzeugt bin, daß es wider den Wohlstand ist, so viel zu schreiben? Aber bedenken Sie auch, mein Herr, daß Sie seit drey Jahren mit meinen Briefen verschont geblieben sind!

Gönnen Sie mir Ihr Wohlwollen künftig, und versichern Sie Sich meiner vollkommensten Hochachtung. Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

ꝛc. ꝛc.

Rabener.

Leipzig,

Leipzig, am 22. May, 1752.

Ich mache itzt Anstalt, einen ziemlich weitläuftigen Brief an Sie zu schreiben, um mich in den Besitz des Rechts zu bringen, daß Ew. ꝛc. mir gegeben haben, und das ich immer gern mißbrauche, wenn meine Freunde einmal die Uebereilung begangen haben, mir es zu gestatten.

Sie können wohl glauben, daß Ihr Brief vom 7ten May, den ich aber erst heute bekommen habe, mir wegen vielerley Ursachen unendlich angenehm ist. Er würde es schon um deswillen gewesen seyn, da er mich Ihres Wohlwollens versichert und mir die Erlaubniß giebt, Ihnen meine Hochachtung schriftlich zu bezeugen. Für die Aufnahme meiner Bernischen Freunde danke ich Ew. ꝛc. gehorsamst. Ich wünsche, daß Sie bey einem nähern Umgange mit denenselben an ihnen mögen gefunden haben, was sie mir seit einem halben Jahre schätzbar gemacht hat. Sie sind beide sehr ehrliche Leute, das sieht man ihnen gleich an; aber sie sind auch gelehrt und artig, ungeachtet sie sich nicht viel Mühe geben, es beym ersten Anblicke zu scheinen.

Der Beyfall macht mich fast übermüthig, den Ew. ꝛc. meinen satyrischen Briefen geben. Er beruhigt mich wegen meiner Furcht, die ich hatte, man werde ihnen die Uebereilung ansehen, mit welcher ich diesen dritten Theil bey meinem unruhigen Amte seit dem Brachmonate vorigen Jahres ausarbeiten müssen. Eine Entschuldigung, die der Welt zu verdächtig ist, als daß ich sie hätte in der Vorrede anführen können und die mir nur meine Freunde zu gute halten. Noch den vierten Theil wünsche ich mir mit dem Beyfalle der Welt und solcher Kenner, wie Ew. ꝛc. sind, zu Stande zu bringen.

gen. Wie beruhigt will ich mich hernach von dem Platze zurück ziehn, auf den ich mich gewagt habe und welcher dem Glücke und der Ehre eines Autors so gefährlich seyn kann, wenn er sich nicht mit der größten Behutsamkeit in dem ehrwürdigen Ansehn eines unparteyischen und menschenfreundlichen Mannes zu behaupten weis. Drey Tugenden, die man den Satyrenschreibern so gern und so oft mit Grunde streitig macht! Macht mir dieser vierte Theil keine Schande, so will ich das Vergnügen ganz ruhig und stillschweigend genießen, welches junge Schriftsteller meiner Art Nachruhm nennen, und welches sie nicht genießen können, wenn sie bis an ihren Tod schreiben. Wie zufrieden will ich alsdann aus meinem kritischen Winkel auf die Thoren hervorsehen, die ich nicht gebessert habe, und auf die junge Nachwelt von Thoren, welche für die Geißel meines Nachfolgers heranwachsen. Noch viel andre Ursachen machen mir den Entschluß wichtig, den ich gefaßt habe, mit dem vierten Theile den Lauf meiner Autorschaft zu vollenden. Ich kann es nicht leiden, wenn ein Satyriker zu mürrisch, zu böse und zu traurig ernsthaft wird. Ich fühle es, daß ich schon itzt mir oft Gewalt anthun muß, diese finstre Miene in meinen Schriften nicht merken zu lassen, welche mir außerdem bey meinem menschenfeindlichen Berufe *) fast natür-

*) Ich war damals Steuerrevisor im Leipziger Kreyße; welches Amt für einen Menschenfreund sehr traurig ist, da man bey den aufgetragnen Kommissionen gemeiniglich nur die drückende Noth der erschöpften Unterthanen sieht, ohne ihnen abhelfen zu können, ja wohl oftmals gar Amtswegen gezwungen ist, diese Noth zu verdoppeln. R.

türlich werden will. Kann ich wohl hoffen, daß ich diese Gewalt auch alsdann über mich behalten werde, wenn mich meine Geschäffte und mehrere Jahre noch ungeduldiger machen? Fast werde ich mir lächerlich, daß ich itzt bey, Gottlob, gesunden Fingern und einem Herzen voll satyrischen Muthwillens so ernsthaft von meinem Autorende spreche? Werde ich wohl standhaft genug seyn, meine vernünftigen und billigen Entschließungen zu behaupten, und wenn ich es nicht thue, wie sehr werde ich mich alsdann vor Ew. ꝛc. schämen müssen! Breche ich mein Gelübde, so sind Sie die erste Ursache, wenigstens werde ich es Ihnen am ersten zur Last legen. Ihr Vorschlag zu einem poetischen Romane hat so viel Schönes und Einnehmendes in sich, daß ich sehr wünsche, ihn als ein ganz besonderes Buch zu sehen, und wo möglich, selbst zu arbeiten. Zu dem vierten Theile, an dem ich noch nicht angefangen habe, würde er nicht kommen können, weil dieser Theil nur achtzehn Bogen stark werden soll, und weil ich aus vielerley Ursachen mich hinter meinem Gemälde verborgen halten möchte, um die Feindschaft zu vermeiden, die ich von der halben Autorwelt mir auf den Hals ziehen werde, und die, nach der Feindschaft der Weiber, der Geistlichen und der Zeitungsschreiber, mir die gefährlichste zu seyn scheint. Ich will mich mit dem Plane, den Ew. ꝛc. vorgeschlagen, bekannter machen, und eine Fabel dazu ausdenken, damit diese so nöthige Satyre auch denen angenehm wird, welche entweder zu vornehm, oder zu klein sind, als daß sie auf die lächerlichen Thorheiten der Gelehrten Acht haben sollten. Dieser Plan soll mir der Vorwand seyn, öfter an Ew. ꝛc. zu schreiben und Ihnen meine Gedanken mitzutheilen, um die Ihrigen dabey zu erfahren. Wird Ihnen bald Angst,

wenn

wenn Sie an die Folgen dieser Drohungen denken?

Wie sehr wünsche ich unserm rechtschaffnen G** ein dauerhaftes Glück und ein einträgliches Amt, das seiner Gemüthsart gemäß ist! Bedenken Sie nur, wie christlich ich bin, daß ich mich überwinden kann, diesem kleinen faulen Geschöpfe so viel Gutes zu wünschen, da er sich, seit er von Leipzig weg ist, nicht ein einzigesmal die Gewalt anthun konnen, an mich zu schreiben. Und doch ist er so faul nicht, als unser anakreontischer E**. Dieser läßt mir nicht einmal sagen, daß er an mich schreiben will; das thut doch G**, der seit vier Jahren mich heilig versichern läßt, daß er mit dem nächsten Poststage an mich schreiben will. Bin ich nicht mit meinen besten Freunden unglücklich? Ich glaube, sie fürchten sich alle vor meinen langen Antworten; wahrhaftig ich glaube es. Könnte ich doch um die Zeit auch in Hamburg seyn, wenn der Abt, wenn Giseke und Klopstock da seyn werden!

Diesen Wunsch, in Hamburg zu seyn, habe ich schon oft, und oft vergebens gethan, er wird auch niemals erhört werden, so lange ich mich mit meinem itzigen Amte quälen muß. Werde ich wohl noch vor meinem Ende das Glück erleben, daß ich diese freundschaftliche Wallfahrt zu unserm Vater Hagedorn thun kann? und verdiene ich wohl dieses Glück? — — —

— — — — — — —

Die Fortsetzung der vermischten Schriften geschieht in der That wider meinen Willen. Die Verfasser sind allzusehr beschäfftigt, als daß sie Zeit und Fleiß genug darauf wenden könnten. Die scherzhaftesten Verse und muntersten Satyren haben sonst E** und S** gemacht;

beide stehen itzt in solchen Aemtern, wo sie es weiter nicht thun dürfen, ohne die Kirche Gottes zu ärgern. Ich bin mit meiner eignen Sammlung beschäfftigt. G** und G*** haben die Fortsetzung am meisten verlangt, und werden am wenigsten arbeiten, jener, weil er zu viel Amtsgeschäffte, und dieser, weil er zu viel Faulheit hat; an E** mag ich nicht einmal denken. Die Gedanken von der geistlichen Epopee, so im ersten Stücke vorkommen, sind, wie mich dünkt, das bescheidenste, das in der Art geschrieben worden ist. Der Herr Probst oder Konsistorialrath in Berlin hat G** dabey mehr geschont, als es dieser verdient hat.

Ohne mich und meinen ungestalten Brief weiter zu entschuldigen, will ich abbrechen, mit der Versicherung, daß ich mit der größten Hochachtung sey

ꝛc. ꝛc.

Rabener.

Leipzig, am 25. May, 1753.

Eben da ich im Begriffe bin, auf Ihren freundschaftlichen, mir unschätzbaren Brief recht weitläuftig zu antworten; so begegnet mir ein Zufall, der mir ganz unerwartet und für mich gar wichtig ist. Ohne mein Ansuchen und ohne mein Hoffen hat mich das Obersteuerkollegium zum Steuersekretär verlangt. Morgen also werde ich von meinem traurigen Revisorate entlästigt und trete mit einiger Verbesserung und mehrerer Hofnung in ein Amt, das zwar eben so mühsam, aber nicht so unruhig und nicht so menschenfeindlich ist, wie mein bis-

Asheriges. Der letzte Umstand ist mir der angenehmste. Ich werde mich nach und nach des Vertrauens des Kollegii zu bemächtigen suchen, um für diejenigen zu bitten, welche die Strenge der Gesetze zu sehr drückt. Nun habe ich die Noth des Landes in adelichen Schlössern und Bettelhütten kennen lernen. Ich habe nichts weiter thun können, als diejenigen bedauern, die sie trifft. Vielleicht kann ich mit der Zeit mehr thun, zumal da ich versichert bin, daß unser Steuerkollegium auf die Erleichterung der Unterthanen aufmerksamer ist, als unsere Nachbarn es glauben. Bisher schreibe ich nichts, als was mir ganz angenehm ist; aber nun kömmt ein schlimmer Punkt. In vierzehn Tagen muß ich von hier, von meinem lieben Leipzig, weg und nach Dresden! Wie unruhig mich diese geschwinde Veränderung macht, das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich bin wie im Traume und mit Uebergabe meiner zeither gehabten Kommißionssachen so zerstreut beschäfftigt, daß der schlechterdings Hagedorn seyn muß, an den ich schreiben soll. Was für eine neue Lebensart wartet auf mich! Wie demüthig werde ich künftig unter meinen Originalen antichambriren, mit denen ich bisher auf meiner Stube gefrevelt habe! Eine Tabatiere kaufe ich mir noch in dieser Messe, um eine Prise den Heiducken gehorsamst präsentiren zu können. Heute und gestern habe ich schon zwo Stunden gepfiffen. Ich hoffe, es soll sich geben, wenigstens habe ich heute das Vergnügen gehabt, eine so gedankenlose Miene zu machen, das mich ein Jude fragte: Haben Ihre Excellenz nichts zu schachern?

Bis hieher kam ich am 21sten dieses, und seitdem habe ich mir nicht einen Augenblick abstehlen können, um in meinem Briefe fortzufahren. Am 22sten habe

ich meine Pflicht abgelegt, und vom Premierminister ein Kompliment bekommen, welches mir als Sekretär und als Autor, schmeichelhaft war. Würden Ihre Hochwohlgeborenen in Hamburg wohl das Herz haben, einen Mann auch um deswillen zu befördern, weil er Satyren geschrieben hätte? Ich schicke mich zu meiner Abreise an, und habe das seltne Glück, daß nicht allein meine hiesigen Freunde, sondern auch die meisten von denen meine Wegreise bedauern, wider die ich bisher Berufswegen arbeiten müssen. Vergeben Sie mir diesen Stolz, denn ich bin sehr hochmüthig, indem ich dieses schreibe; es ist auch ein großes Paradoxon, daß man die Freundschaft derjenigen beybehält, denen man zuwider seyn muß. Dieser Brief ist nur der Vorläufer von dem, welchen ich in etlichen Wochen schreiben werde, und alsdann werde ich auch auf den Vorschlag wegen des Romans antworten, welcher mir immer angenehmer wird, je länger ich ihm nachdenke. Aber was wird mir es nunmehr helfen, wenn ich auch schon noch so viel Lust hätte, diese Arbeit anzufangen? Hätte ich mir diese Veränderung vermuthen können, so würde ich, ungeachtet meiner starken Winterarbeit, mir alle ersinnliche Mühe gegeben haben, den vierten Theil meiner satyrischen Schriften zu fertigen. Nun fürchte ich sehr, daß dieser so bald nicht zu Stande kommen werde, weil ich mit ungewohnten Arbeiten gar zu sehr überhäuft bin, und wenigstens im Anfange mehr vorsichtig seyn muß, als bisher. Allenfalls gebe ich in der Vorrede dem Publiko die eidliche Versicherung, daß ich von allen verehrungswürdigen Narren in Dresden nicht Einen gemeint habe.

Unsern rechtschaffnen Bohn habe ich in dieser Messe bey meiner großen Unruhe gar nicht sprechen können. Wie

Wie sehr soll ich Ihnen für die freundschaftliche Art danken, mit welcher Sie mich in der neuen Auflage Ihrer moralischen Gedichte der Nachwelt bekannt gemacht haben? und wie sehr freue ich mich, daß das Blatt vom Korrespondenten nicht auf die Nachwelt kömmt, wo man von mir gesagt:

Leandern schimpft kein Rabner mehr.

Also glaubt man in Hamburg wirklich, daß meine Satyre schimpft? Dieser unverschuldete Vorwurf ist mir desto naher gegangen, da ich ihn von unserm Herrn J* gar nicht erwartet hätte. — — — —

Was ist das für ein verwirrter Psalm? So sang David nicht; er müßte denn damals so gesungen haben, als er seine Geberde vor denen zu Gad verstellte und unter ihren Händen kollerte, daß ihm sein Geifer in den Bart floß. Von diesem Psalm hat der Verseger weit mehr Ehre, als der Verfasser. Unserm rechtschaffnen * * * wünsche ich gewiß tausend Glück; seine Braut soll ein allerliebstes Kind seyn, und doch bin ich mit ihm nicht ganz zufrieden. Es ist immer meine Klage gewesen, daß die witzigen Köpfe zu viel seufzen und zu wenig rechnen. E** Roman ist mir auch zu arkadisch; inzwischen freue ich mich, daß er liebt, denn außerdem würde er ganz müßig gehen. Ich empfehle mich Ihnen aufs Verbindlichste, und bin mit der größten Hochachtung

Ew. ꝛc. ꝛc.

Rabener.

Vom Herrn Giseke.

Leipzig, am 18. Julius, 1747.

Das wußte ich wohl, daß es Ihnen nicht gleichgültig wäre, ob ich wieder gesund würde, oder nicht; und ich entschloß mich also, in wie fern es bey mir stünde, wieder gesund zu werden. Ich kenne meine Freunde.

Sie, dacht' ich, werden doch nur ungern dich verlieren,
Und oft, wenn sie spatzieren gehn,
Dein Grab, nicht ungerühret, sehn,
Und alle bey ihm stille stehn,
Und nur von dir Gespräche führen
Und sagen, wenn vielleicht dabey ihr Auge weint:
„Das war auch unser Freund!
„Hätt' unsern Wunsch das Schicksal hören wollen:
„Er hätte später sterben sollen.

Sehen Sie, mein liebster Rabener, diesen Kummer habe ich Ihnen und auch mir ersparen wollen. Es ist immer besser, wenn man die Glückwünsche zu seiner Genesung selbst hören kann, als wenn man sich mit der Vorstellung trösten muß, daß man nach seinem Tode werde bedauert werden. Ich kann Ihnen itzt die Nachricht

nicht geben, daß ich nunmehr völlig wieder hergestellet bin, und das Fieber mich ganz und gar verlassen hat. Ich habe am Sonntage schon wieder ausgehn und spatzieren dürfen.

Ich habe, Freund, den Sommer schon gesehn!
Auf Feldern, wo noch stolz die vollen Aehren stehn,
Sah' ich ihn majestätisch gehn.
In Gärten hab ich ihn gesehn,
Und alles, was ich sah, war zum Entzücken schön.
Wie offen war mein Herz, die Freuden zu empfinden,
Wie gern ließ ich von schmeichelhaften Winden
Von alten, doch vielleicht noch nicht besungnen, Linden
Die Blüthen mir entgegen wehn!
Wie neu war alles mir, was ich schon oft gesehn!
Doch, Freund, anstatt itzt nur beständig zu spatzieren,
Werd' ich mich selten nur vom Schreibepult verlieren,
Die allermeiste Zeit studiren,
Und anders nicht, als wenn die Freunde mich verführen,
Und selten nur, spatzieren gehn ꝛc.

— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —

G.

Am 21. Jul. 1747.

Sie sind seit Ihrer Genesung sehr ehrgeizig geworden. Aus Ihrem Briefe scheint es, daß Sie nur Ihren Freunden zu Gefallen, nicht gestorben sind. Ich würde Ihnen diese Eitelkeit kaum zu gute halten, wenn Sie nicht Ihren Hochmuth in so freundschaftlichen Versen hätten einzukleiden gewußt. Es sey Ihnen verziehen; werden Sie nun nicht mehr krank und verlassen Sie Sich ja nicht auf meine Thränen! Es gehört viel dazu, wenn ein Steuerrevisor aus Freundschaft und Mitleiden weinen soll. ꝛc. — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —

Rabener.

Leipzig, am 28. Jenner, 1748.

Ich kann es doch nicht über mein Herz bringen, Ihnen ein Buch zu schicken, ohne Ihnen zugleich zu schreiben. Ich mag so viel zu thun haben, wie ich will, so bleibt doch ausgemacht: zu einem Briefe an einen guten Freund ist noch immer Zeit genug; ungeachtet ich einige gute Freunde habe, die dieses nicht für ausgemacht halten. Verstehen Sie mich? Sie finden also einen alten französischen Roman, von dem ich nicht weis, ob er gut oder schlecht ist, und die Briefe des Pays, nebst zwey Gedichten von mir.

Entferne, wie du willst, von deinen Freunden dich,
Und denk: ich will mich kostbar machen!

Du

Du irrst dich nicht. Freund, wir entbehren dich,
Doch du entbehrst auch uns, und unter uns auch mich,
Und wirst auch uns dir kostbar machen.

— — — — — —
— — — — — —

Den 1. April 1749.

Sie sind wahrhaftig mein einziger Freund in der Noth. Wenn mich die andern alle in meiner unnützigen Einsamkeit verlassen, so schreiben doch Sie an mich, und machen, daß ich wieder auf ein paar Stunden Muth bekomme, die Menschengesichter zu ertragen, mit denen ich umgehen muß. Der Himmel wird Ihnen dieses Werk der Liebe nicht unvergolten lassen; und wenn sie künftig auch zuweilen in meine traurigen Umstände kommen, so wird sich auch für Sie ein Freund finden, der an Ihnen die Barmherzigkeit ausübt, für welche ich Ihnen itzt danke. Alsdann erst werden Sie die Wichtigkeit meines Wunsches und die Verbindlichkeit völlig einsehen, die ich Ihnen schuldig bin.

Die Nachricht von Ihrer Veränderung ist mir sehr unerwartet. Wäre ich eigennützig, so wünschte ich, daß gar nichts daraus werden möchte; allein ich liebe Sie zu sehr, als daß ich solches im Ernste wünschen sollte. Die Umstände scheinen dabey so vortheilhaft zu seyn, als es möglich ist. Wie sehr bedaure ich euch, Rekruten der Kirche, daß euer erster Beruf gemeiniglich das Kinderlehren ist! — — — — —

Wie

Wie unvermuthet muß ich Sie verlieren! Wäre ich in dergleichen Fällen nicht bereits so sehr abgehärtet, und wäre ich nicht schon so gewohnt, einen Freund nach dem andern von Leipzig zu verlieren; so würde mir diese unvermuthete Trennung noch weit empfindlicher seyn. Aber das ist doch zu grausam, daß ich meinen lieben Freund, ohne Abschied von ihm zu nehmen, auf ewig einbüßen soll. — — — — — — Ich bitte Sie, Ihrentwegen und meinetwegen bitte ich Sie, reisen Sie ja noch zum Herrn von Hagedorn nach Hamburg, ehe Sie nach Hannover gehen. Grüßen Sie meine Freunde in Leipzig; Gellerten, Clodien und Schlegeln grüßen Sie zweymal; Klopstocken küssen Sie in meinem Namen mit einem epischen Kuß. Leben Sie wohl. Ich bin mitten unter meinen Akten und Bauern

Ihr

Freund

Rabener.

Am 8. April 1748.

Also sind wir, mein liebster Freund, auf ewig sind wir getrennt? Der gestrige Tag wird mir unvergeßlich seyn. Binnen einer Zeit von vier Wochen verliere ich zween so liebe Freunde. Dieser Verlust muß mir doppelt empfindlich fallen, da ich in der Wahl meiner Freunde so furchtsam bin und weit mehr Zeit als vier Wochen brauche, ehe ich mich entschließen kann, nur den ersten

Schritt

Schritt zu einer neuen Freundschaft zu thun. Der Gedanke, daß Sie noch leben, daß Sie auch abwesend mein Freund bleiben, daß diese Veränderung der Grund Ihres künftigen Glücks seyn kann, dieser Gedanke wird mir vielleicht zu einer andern Zeit tröstend genug seyn; itzt ist er es noch nicht, unsre Trennung ist noch zu neu. Ich hatte mir vorgesetzt, mich diesen ganzen Sommer über unempfindlich zu gewöhnen, damit ich im Stande seyn möchte, Ihren Abschied auf Michael etwas gleichgültiger anzusehen. Aber Sie haben meine Zärtlichkeit überrascht, und ich bin die ganze Rückreise über für die Standhaftigkeit, so ich bey dem letzten Abschiedskusse heuchelte, grausam bestraft worden. Leben Sie wohl, bleiben Sie mein Freund und lieben Sie mich so zärtlich, als ich Sie lieben werde. O! wie zufrieden bin ich mit mir selbst, daß ich auf den Einfall gekommen bin, Sie am Sonnabende mit meinem ungehofften Besuche in Leipzig zu überschleichen. Werde ich wohl in der Welt jemals so glücklich seyn, noch eine dergleichen freundschaftliche Wallfahrt zu Ihnen zu thun? Ich glaube es nicht. Künftig werde ich mir ein Gesetz daraus machen, keinen Ausländer mehr zu meinem Freunde zu wählen. Es ist ein Vergnügen, das uns das Glück nur auf eine kurze Zeit leiht.

Ich wünsche, daß Ihre Reise glücklich seyn möge. Auf die Mittwoche werde ich nicht von Ihrem Wagen wegkommen, und Abends will ich mich einschließen, keinen Menschen zu mir zu lassen, alle meine Akten wegräumen und Ihre Gesundheit aufs feyerlichste ganz allein trinken: denn hier in diesem elenden Städtchen ist kein Mensch, welcher wüßte, warum er eben Ihre Gesundheit mittrinken sollte.

Bey

Bey Ihrer Ankunft in Hamburg vergessen Sie ja nicht, dem Herrn von Hagedorn meine Ergebenheit aufs überzeugendste zu versichern. Es ist mir darum um so viel mehr gelegen, da ich dieses auf gewisse Maße auch als einen Abschied auf ewig ansehen muß, den ich von diesem Manne, dessen Verdienste und Wohlthaten ich so hoch schätze, nunmehr nehme, da ich mit Ihnen, mein lieber Freund, zugleich alle Gelegenheit verliere, mich in dem Andenken desselben zu erhalten.

Noch einmal, leben Sie recht wohl! Ich schreibe diesen Brief mit vieler Bewegung. Warum mußte ich Sie denn so sehr lieben? Ich sterbe als

Ihr

redlichster Freund

Rabener. *)

Han-

*) Ich bekam nach einigen Jahren diesen Brief wieder zu Gesichte und fand unter meinem Namen folgende Zeilen:

„Dieses unterschrieben den 9. April, am letzten glücklichen Abende in Leipzig, die wenigen übrig gebliebenen Redlichen,

„Ebert, Cramer, Charlotte, Klopstock.

Und weiter unten stund,

„Gärtner, Zacharia,

in Braunschweig.„

Daß so rechtschaffne Freunde die redliche Sprache meines Herzens mit einem so schmeichelhaften Beyfalle zu der ihrigen gemacht, das ist für meinen Ehrgeiz zu angenehm, als daß ich es hier mit Stillschweigen übergehen sollte. R.

Hannover, am 26. May, 1748.

Wenn ich Ihnen einen Brief schreiben sollte, wodurch ich Ihren letzten so freundschaftlichen, so schönen und mir so unvergeßlichen Brief nur einigermaßen bezahlte; wie vortreflich müßte ich den nicht schreiben? zum wenigsten, wie Hagedorn! Mein Herz ist viel zu zärtlich, als daß ich nicht lange gewußt haben sollte, daß Sie mich lieben, und auch, daß Sie mich ungemein lieben. Aber, daß Sie mich so sehr lieben sollten, wie ich aus Ihrem letzten Brief gesehen habe, damit habe ich mir doch nicht geschmeichelt. Wenn ich meinen Freunden Schuld geben könnte, daß sie in der Wahl ihrer Freunde fehlten; so wollte ich auch sagen: das verdiene ich nicht. Allein, wenn man es durch eine gleich zärtliche Liebe verdienen kann; so habe ich es schon lange verdient. Ihr Brief hat mir Thränen ausgepreßt. Wenn ich itzt auf einen Augenblick aufhören könnte, ernsthaft zu seyn, so wollte ich sagen, andre Thränen, als Ihre übrigen Schriften zuweilen auspressen. Ich hatte mich in Leipzig bey Ihrem Briefe noch nicht satt geweint; ich nahm ihn also, nebst einem Briefe unsers Schlegels und einem andern von unserm Cramer, mit auf die Reise. Bessere Reisegefährten konnte ich auch nicht haben; so wenig, als ich noch itzt bessere Gesellschaft finden kann. Sie werden daraus schließen, daß Sie einige Verbindlichkeit haben, mir so oft zu schreiben, als Sie können; weil Sie mich doch einmal so sehr lieben. — — — — — —

— — — — — — —

— — — — — —

Leipzig

Leipzig, am 15. Oktob. 1749.

Mein immer noch liebster Freund,

Sie sind ein gefährlicher Mann! Ich war Willens, Sie wegen Ihres so langen Stillschweigens zu züchtigen und Ihnen entweder einen bittern Vorwurf zu machen, oder gar zu schmollen und noch ein paar halbe Jahre zu verstummen; aber ich kann keines von beiden thun. Ihr Brief, den ich heute bekommen habe, entwaffnet meinen Grimm, ungeachtet, wie Sie wissen, ein Steuerrevisor sehr grimmig ist. Sie haben ihn so freundschaftlich geschrieben, daß ich Ihnen gleich meinen Zorn wieder abbitten möchte; und das will bey mir viel sagen! Also kann ich nicht schmollen, das ist richtig: Soll ich Sie nun ausschelten? Sie würden, nach Ihrer Art, mit einer lächelnden Miene auf die Erde sehen, und das würde bey Ihrer Verstockung alles seyn, was ich gewönne. Kurz, ich will nicht trotzen, ich will nicht schelten, ich will aber, mit Ihrer Erlaubniß, auch nicht eine von allen denen Entschuldigungen glauben, die, — — — — die Sie in Ihrem Briefe anführen.

Schon wollte ich am 15ten Oktober schreiben; aber können Sie wohl glauben, daß ich es erst heute, am 2ten Jenner, 1750, vollends ausschreibe? so lange hat der Anfang dieses Briefs gelegen. Ich bin seit den 17ten Oktober immer verreiset und so verdrüßlich beschäfftigt gewesen, daß ich glaubte, Sie würden mir im Briefe meinen Verdruß ansehen: das wollte ich doch nicht; denn Sie dauern mich. Zu allen diesen kam noch ein Umstand, der wichtig war. Ich habe zwey Blatt von

Ih-

Ihrem mir so lieben Briefe verloren. Der Himmel weis, in welcher Gegend von Sachsen sie sind liegen geblieben. Aller Bemühung unerachtet, kann ich sie nicht finden. Wie soll ich sie also beantworten? Ich will es thun, so gut ich mich deren Inhalts erinnere. Die Nachricht von des Herrn *** Veränderung und seiner glücklichen Heurath hat mich erfreuet; aber für den Witz ist es nicht gut: denn nunmehr hat er einen scheinbaren Vorwand, für die neuen Beyträge noch bequemer und sparsamer zu arbeiten, als er es bisher gethan. Wiewohl, unter uns gesprochen, es giebt Leute, junge, muntre und geschickte Leute, die eben so faul sind, ob sie schon keine Weiber haben. Verstehen Sie mich? Gott versteht mich, sagte Sancho! — — — — — — — — — — — —

Von Neuigkeiten weis ich Ihnen nichts zu melden. Die wichtigsten mag ich nicht schreiben; kommen Sie an die Grenze, so will ich Ihnen einige mündlich, und dennoch nur ins Ohr sagen. — — — — — — — — — — — —

Am Weihnachtsabende haben die Diebe beide Stuben unter der Meinigen ausgeräumt, in welchen Sie und Cramer Sich aufgehalten haben. Warum sind die Diebe damals nicht gekommen, da noch zween Poeten drinnen wohnten? Einen Poeten zu bestehlen, muß also wohl die Mühe nicht belohnen; es müßte denn solches wieder ein Poet thun. — — — — — — — — — — —

Noch zwo Neuigkeiten. Wissen Sie denn, daß ich noch auf meine alten Tage italienisch gelernt habe? Und daß ich seit Michael Wasser trinken muß? Lauter Wasser und gar kein Bier mehr? Bedauern Sie mich!

Aber deſto mehr Wein trinke ich; freuen Sie Sich!

— — — — — — —
— — — — — — —

Rabener.

Trautenſtein, den 12. Jenner, 1754.

Ich fange, wie Sie ſehen, einen großen Brief an Sie an. Da ich ſo lange nicht an Sie geſchrieben habe; ſo iſt das das Wenigſte, was ich thun kann. Wann er fertig werden wird, weis ich nicht; aber genug, er wird fertig werden, und Sie werden ihn bekommen und ſich ein bischen darüber freuen. Ein bischen? Das wäre ja für meinen Rabener nicht viel. Nein, Sie werden Sich recht ſehr, und zwar ſo ſehr darüber freuen, daß Sie vergeſſen, in wie langer Zeit ich Ihnen nicht geſchrieben habe, und mir recht bald antworten. Mein letzter Brief an Sie war ein wenig wild *). Wenn ich Luſt hätte: ſo ſollte dieſer eben ſo wild werden. Denn ich bin, Gottlob, itzt eben ſo frölich, als damals, wo nicht frölicher; und ich habe auch noch eben ſo viel, oder noch mehr Urſachen, es zu ſeyn, als ich damals hatte. Ich bin ſeit ein und zwanzig Wochen ein Ehemann, meines Hannchens Ehemann. Für die meiſten Ehemänner iſt das ſchon zu lange, als daß Sie frölich ſeyn könnten; aber die haben auch kein Hannchen und ſind nicht Ich. Wie könnte ich mit Ih-

*) Dieſer Brief iſt in gegenwärtiger Sammlung nicht befindlich.

Ihnen doch, da ich zum erstenmale als ein Ehemann an Sie schreibe, eher von was anders, als von meiner Glückseligkeit reden? Diese Materie ist für Sie viel zu wichtig, als daß ich nicht davon anfangen müßte. Wie oft haben Sie mich, da ich noch so verlassen war, bedauert? Freuen Sie Sich nun auch mit mir! Ich habe die beste Gesellschaft.

Wollen Sie wohl eine kleine Abbildung von meiner Frau lesen? Ich will sie Ihnen so unparteyisch machen, als ich kann; und Cramer, der sie nun kennt, mag sagen, ob ich Recht oder Unrecht habe.

Meine Frau ist nicht groß, das ist ein Nebenumstand; aber Sie erinnern Sich vielleicht, daß ich mir immer mein zukünftiges Mädchen nicht groß vorgestellt habe. Und es ist sehr süß, daß meine Vorstellung nun erfüllt ist. Sie hat blaue Augen, und auch die habe ich vordem meinem Mädchen gegeben, wann ich sie mir im Geiste erschuf. Ihr Haar ist braun, nicht gar zu dunkel, ob sie gleich, mir zu gefallen, sich nicht pudert. Ihre ganze Gestalt gefällt, und nach meiner Meynung ist sie auch vollkommen werth, zu gefallen; das ist alles, was ich davon schreiben kann. — —

— — — — — — —

Meine Frau hat so viel Witz, daß mir bey ihrem Gespräche die Zeit niemals lang wird, und daß mir in unsrer Einsamkeit die Stunden auch alsdann sehr geschwind dahin gehen, wenn ich sie gleich nicht küsse. Sie hat so viel Geschmack, daß alles, was sie thut, oder spricht, für mich eine ganz unbeschreiblich süße Anmuth erhält, und so viel Empfindung, daß sie bey den meisten Schönheiten meiner liebsten Schriftsteller so gut, als ich, gerührt wird, und einen rührenden Dichter oft durch sanfte Zähren belohnen kann. Wenn ich nur

vor wichtigern und bereichernden Arbeiten Zeit hätte; so würde es mir bey ihr nicht an Ermunterungen und Belohnungen fehlen, meine ehemaligen angenehmen Beschäfftigungen wieder hervorzusuchen. Ich habe sie vor der Ehe von dieser Seite am wenigsten gekannt, weil sie zu bescheiden war, sich von derselben zu zeigen. Und Sie können denken, wie sehr das mein Vergnügen vergrößert.

Aber ihr Herz, mein liebster Freund, ihr Herz ist so edel und so freundschaftlich, daß ich dem Himmel nicht genug für ihren Besitz danken kann. Sie liebt alle meine Freunde gewiß so sehr, als ich selbst; und wenn sie einen von ihnen noch nicht so sehr liebte; so wäre die einzige Ursache nur die, daß sie ihn noch nicht genug kennte. Was für eine unaussprechliche Wollust ist es für mich gewesen, sie zu Cramern und Charlotten zu führen! Wie lieb hat mein Hannchen diese beiden glücklichen Eheleute! und ich kann mit Wahrheit sagen, wie sehr lieben sie auch mein Hannchen! Mir fehlt beynahe keine Glückseligkeit mehr, als daß ich mit ihr nicht von einem Freunde zum andern reisen und ihnen allen mein Hannchen und sie alle ihr zeigen kann. Dann würde ich auch zu Ihnen kommen, liebster Rabener, und sie würde Ihnen gewiß gefallen, und Sie — würden freylich meinem Hannchen auch recht sehr gefallen. Das ist meine größte Glückseligkeit, daß mir der Himmel eine so freundschaftliche Gattinn gegeben hat, die es einsieht und recht lebhaft fühlt, daß meine Freunde für uns ganz unschätzbare Geschenke der Vorsehung sind. Darum gehört Hannchen auch zu uns. Sie können leicht denken, daß eine so freundschaftliche Seele auch viel Menschenliebe hat. Und ich freue mich auch, als Priester, über die Proben, die sie mir täglich davon giebt,

giebt, und wodurch sie meine Gemeine ohne Zweifel eben so sehr erbauen wird, als sie sich dadurch bey ihr beliebt macht. Es müßte ein Wunder seyn, wenn ein solches Mädchen keine gute Wirthinn wäre, und Sie können Sich darauf verlassen, daß der Himmel auch in diesem Stück für mich gesorgt hat, da ich ungleich weniger Talente zur Wirthschaft, als zur Freundschaft habe.

Nun, mein liebster Rabener! Sie nehmen mir es doch nicht übel, daß ich Ihnen so viel von meiner Frau vorgeschwatzt? Ich hätte nicht ruhig Hannchens Ehemann seyn können, wenn ich Ihnen nicht nur etwas von meiner Glückseligkeit beschrieben hätte. Wann soll ich Sie auch so glücklich sehn? Ueber Ihre Beförderung nach Dresden freue ich mich freylich von Herzen, weil ich überall höre, daß Sie dort so sehr gut gesetzt sind. Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück dazu, und bitte mir bald eine kleine Nachricht von Ihrer Lebensart und von Ihren dortigen Freunden aus. Aber, wenn Sie mir schreiben, daß Sie ein so glücklicher Ehemann sind, als ich; so will ich mich doch noch vielmehr freuen und mein Hannchen noch zärtlicher, oder, weil das vielleicht nicht möglich wäre, noch freudiger küssen. — — — — —

— — — — — — —

Und Sie, mein theuerster Rabener, behalten Sie mich immer lieb. Mein Hannchen grüßt Sie recht freundlich und wünscht, Sie kennen zu lernen. Ich bin

Ihr

zärtlichster und getreuester

G.

Dresden, am 9. Oktobr. 1754.

Denken Sie etwan, mein Herr, daß ich itzt auf Ihren Brief vom 12ten Jenner antworten wolle? Denken Sie das nur nicht. Wir sind beide nicht gewohnt, uns so zu übereilen. Auf den 12ten Jenner 1755 ist es immer noch Zeit genug; da bleiben wir fein bey unsrer alten Ordnung. Nicht wahr, lieber Freund, also antworte ich Ihnen nicht; aber zanken will ich mich mit Ihnen. So? Ja, ja, im ganzen Ernste! Nehmen Sie nur Ihre Mütze ab: denn ich will Sie erbärmlich ausschelten. Ein so wichtiges Amt zu bekommen und mir nicht ein Wort davon zu melden! Ganz von ungefähr habe ich es in Leipzig erfahren. Ist das erlaubt? O, über die Nachläßigkeit!

Den Augenblick setzen Sie Sich hin und schreiben mir alles, wie es mit Ihrer Veränderung zugegangen? wie Sie Sich befinden? wie Sie Sich befinden wollen? Alles schreiben Sie mir, und alsdann will ich Ihnen auf zween Briefe recht weitläuftig antworten. — Was machen Sie mir für eine trotzige Miene? Im Ernste? Wollen Sie nicht schreiben? Gut, schreiben Sie mir nicht!

Madame,

Ich bedaure Sie von ganzem Herzen, daß Sie die Frau eines so trotzigen Mannes geworden sind. Dieser ist einer von seinen hundert Fehlern, die mir seine Erziehung sehr sauer gemacht haben. Ich bitte mir gehorsamst die Erlaubniß aus, künftig unmittelbar an Sie schreiben zu dürfen. Das Gemälde, welches mir Ihr Mann von Ihnen überschickt hat,

ist

ist so vortreflich, daß ich von dem Augenblicke an die gröſte Hochachtung gegen Sie empfunden. Ich werde mich dieser Erlaubniß bedienen, Sie deſſen mit der aufrichtigſten Ergebenheit zu versichern, zugleich aber Sie vor einem Manne zu warnen, welcher deſto gefährlicher ist, je angenehmer er verführt. Wie unerschöpflich wird die Materie zu meinen Briefen seyn, wenn ich Ihnen von den Fehlern dieſes Mannes schreibe! Ich küsse Ihnen die Hände ꝛc.

Sehen Sie, mein guter Herr, kann ich Sie so kriegen? Nun schreiben Sie nur bald, recht bald, so will ich Sie bey Ihrer rechtschaffnen Frau nicht verrathen. Und hernach will ich Ihnen auch recht viel antworten. Ich will Ihnen melden, daß ich mich wohl befinde; daß ich sehr vergnügt lebe; daß ich ein ziemlich einträgliches Amt habe, daß ich aber auch fast unter der Last meiner Arbeit erliegen muß; daß ich meinen ganzen gesunden Witz verloren habe und also mein Glück hier in Dresden höher bringen werde; daß ich wenig Gesellschaft suche, aber unter diesen wenigen Freunden sehr zufrieden lebe; daß ich nicht heurathen will, weil ich befürchte, ich werde niemals so glücklich wählen, als mein Freund gewählt hat; daß ich tausendmal an Sie und nach Braunschweig denke; daß ich Sie erstaunend liebe: das alles will ich Ihnen schreiben. Leben Sie wohl!

Rabener.

Dresden, am 29. Jenner, 1757.

Wenn Sie, mein Herr, keinen Antheil an dem brandenburgischen Uebertfalle der sächsischen Lande haben; wenn Sie nicht glauben, daß ich, unschuldiger Steuersekretär an dem vierten geheimen Artikel des petersburgischen Traktats gearbeitet habe; wenn Sie nicht, wie Ihr König, nöthig finden, der Religion wegen mich zu zerknirschen, mich armen Sachsen, der ich der Religion wegen verhungern soll, da ich doch so orthodox protestantisch bin, daß ich alle Freytage Rindfleisch, die ganze Fasten durch Wildpret esse, und auch ohne geweihte Kerzen durch dieses finstre Jammerthal hindurch zu tappen gedenke; mit einem Worte: wenn Sie noch . . . ach ja! . . . wenn Sie noch mein guter Freund sind; o! so antworten Sie mir; ich beschwöre Sie bey Ihrer Frau und Ihrem besten Kinde, so antworten Sie mir auf meinem ersten, zweyten, so antworten Sie mir wenigstens auf diesen dritten Brief. — Und so lange hat mich mein alter, bester, kleiner Freund vergessen können?

Wie viel Noth, wie viel Jammer, wie viel Schrecken, wie viel Angst wegen des Zukünftigen, ach! wie viel, wie viel Unglück, das mich und mein armes unschuldiges Vaterland seit dem neun und zwanzigsten August, das Ihr Leipzig, darinnen es Ihnen so wohl gegangen ist, betroffen hat; wie viel könnte ich Ihnen melden! Aber Sie haben mich vergessen: Sie haben Sich Mühe gegeben — — — — wollte Gott, es wäre Ihnen sauer geworden! . . . . ja wohl, Mühe haben Sie Sich gegeben, mich ganz zu vergessen: Sie würden doch sonst ein einzigesmal an Ihren Rabener, Ihren aufrichtigen Rabener, Ihren

gu-

guten Freund geschrieben haben, einmal doch würden Sie mich gefragt haben, wie es mir gienge? Seyn Sie ruhig, Sie sollen keine Klagen weiter von mir hören, mein Herr; Sie möchten sonst Ihr feyerliches Gesichte ganz von mir wegwenden, wie von einem unglücklichen Bettler, dessen ekelhaften Anblick man scheut. Nur einen Brief von Ihnen, als ein Allmosen von Ihnen nehme ich es an, nur einen Brief, guter Freund, von Ihnen; so vergesse ich meine ganze Noth.

Aber, G***, ich bin ein trotziger Bettler; schlagen Sie mir auch dieses Allmosen unbarmherzig ab, so verfolge ich Sie mit einer hungernden Wut, und rufe allen Leuten auf der Gasse zu, daß dieser ungetreue Freund sich seines sonst geliebten Sachsens und seiner zärtlichen Freunde schämt. Wie sollen Sie zittern, wie beschämt sollen Sie fliehen! In das nächste Haus sollen Sie flüchten, um der Wut Ihres verachteten Feindes auszuweichen. Aber das Pflaster will ich aufreißen und an die Hausthüre donnern, hinter die Sie, vergessender Freund, Sich und Ihr böses Gewissen geflüchtet haben! Das will ich thun; gewiß ich will es thun.

Rabener.

N. S.

Unmöglich kann ich es thun. Ich liebe Sie noch eben so sehr, noch eben so aufrichtig, noch eben so heftig liebe ich Sie, wie ich Sie in Leipzig liebte. O! Madame, bitten Sie doch Ihren Mann, daß er seinem alten Freunde, Rabenern antworte. Freylich kennen Sie diesen Rabener nicht; aber er ist ein ehrlicher Mann, sonst würde er kein Freund von Ihrem Manne seyn.

Rabener.

Quedlinburg, den 9. Febr. 1757.

Ihren Brief habe ich empfangen, als meine Frau krank war, und er hat mich nur deſto mehr verwundet, ob er gleich mein Herz auch zu einer jeden andern Zeit verwundet haben würde. So weh er mir gethan hat; ſo umarme ich Sie und danke Ihnen tauſendmal dafür. Ich weis doch nun, daß Sie leben und geſund ſind, und Sie haben es mir wieder geſagt, daß Sie mich lieben. Sie haben es mir nicht nur geſagt; ſondern Sie haben es mir aus einer Fülle des Herzens verſichert, deſſen Zärtlichkeit mitten unter den Vorwürfen, die es mir macht, ſo nachdrücklich redet. Sie klagen mich an, daß ich Sie vergeſſen, daß ich mir Mühe darum gegeben habe, und wünſchen, daß es mir nur ſauer geworden ſeyn möge. Mein liebſter Rabener, halten Sie es denn für möglich, daß jemand, deſſen Freund Sie geweſen ſind, und insbeſondre, daß ich Sie vergeſſen kann? Nein, Sie kennen mich und Sich ſelbſt. Mit eben der zärtlichen Freundſchaft, die Sie mir ehemals eingeräumt haben, bin ich noch itzt der Ihrige. Sie ſind, nebſt unſern übrigen Freunden, mein öfters liebſtes Geſpräch mit meiner Frau, und dieſe hat ein Herz, das ſo ſtolz ſeyn darf, Ihre Freundſchaft zu fodern und Ihnen die ſeinige anzubieten. Sie kennt die ganze Lebensart, die wir mit einander in Leipzig geführt haben. Wenn kann das Andenken unſrer Zeiten in Leipzig, dieſer glücklichen Zeiten! in mir verlöſchen? Ach! wenn es einer Erinnerung, und einer ſolchen! bedürfte; ſo müßte es durch das gegenwärtige Schickſal Ihres geliebten Vaterlandes lebhafter, obgleich auch mit mehr Schmerzen, als jemals, erneuert worden ſeyn! Wo hat Sachſen, mein theureſter

reſter Freund, und insbeſondre Leipzig, nicht Freunde, und das letzte Pflegeſohne, die an ſeinem gegenwärtigen Schickſale Theil nehmen? Die Vorſehung, die Ihr geliebtes Sachſen, das ſo lange das Augenmerk ſo vieler andern Völker in ſeinem Flor und in ſeinen Sitten geweſen iſt, itzt vor allen dieſen Augen heimgeſucht, wird es wieder ſegnen. Sie wird ſich itzt aller Leidenden annehmen; und ſie wird insbeſondre meine Freunde behüten. Ich bedaure Sie innigſt, mein liebſter Rabener, — ſeyn Sie nicht ſo grauſam und laſſen mich, nach dieſem erſten Briefe, nach Nachrichten von Ihnen vergebens ſeufzen. Geben Sie mir dieſelben ſo bald und ſo ausführlich, als Sie können. Sie ſollen ſehen, wie hurtig ich antworte. Sollte ich in der That zween Briefe von Ihnen unbeantwortet gelaſſen haben? — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —

C**, um von unſern Freunden Ihnen auch etwas zu ſagen, hat in Kopenhagen den Beyfall, die Bewunderung, die Liebe und das Vertrauen gefunden, die er verdient, und bey keinem mehr, als bey den höchſten Herrſchaften. Ich weis ganz beſondre und zuverläßige Umſtände davon, die ich von jemanden erfahren habe, der ſelbſt in Kopenhagen ein Zeuge davon geweſen iſt. — G** hat vielleicht mehr, als einer von uns andern zu thun, iſt übrigens geſund. — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —

Und nun, mein liebſter Rabener, leben Sie wohl. Hängen Sie Ihrem Unmuthe nicht zu viel nach. Ich

bin

bin bereit, wenn das Sie zerstreuen könnte, Ihnen recht oft zu schreiben. Aber Sie müssen mir auch antworten. Ihr Brief vom 6ten May 1755 ist ein Beweis, daß Sie es auch nicht immer gethan haben, ob ich gleich mich damit nicht entschuldigen will. Meine Frau kennt Sie; sie weis, daß Sie mein Freund sind; das erste ist die Ursache, um derentwillen sie Sie hochschätzt; für das andre ist sie Ihnen verpflichtet. Wenn Sie sie kennten; so würde sie stolz seyn, Ihre Freundinn zu heißen. Sie wünscht es zu seyn und empfiehlt sich Ihnen. Meine Kinder sind es nicht unwürdig daß ich sie Ihnen empfehle. Ich umarme Sie, und bin von ganzem Herzen,

mein liebster Rabener,

Ihr

allergetreuester Freund.

An

Herrn Professor Gellert.

Liebster Professor,

Wie unvermuthet sind wir von einander gerissen worden, und wie sehr vermisse ich Sie, so stumm Sie auch sind! Wir wollen uns unverändert lieben; wir werden beide glauben können, daß wir uns lieben, wenn wir es auch einander nicht sagen: denn wir sind bis itzt nicht sehr gewohnt gewesen, davon zu reden. Wie ist Ihnen das Bad, oder vielmehr die Reise ins Bad bekommen? Sie müssen vollkommen gesund seyn, wenn die Wünsche Ihrer Freunde nur einigermaßen erfüllt sind. Wie ich mich eingerichtet habe und wie es mir hier gefällt, will ich Ihnen auf Michael sagen. Viel Arbeit, sehr viel Arbeit habe ich; aber ich bin ihrer gewohnt. Ich nehme meine Freunde aus, sonst vermisse ich hier kein Vergnügen. Bald werde ich hier eingewohnt seyn, und Leipzig zwar niemals vergessen, aber auch nicht lange mehr vermissen. Lesen Sie denn auch mannigmal meine Schriften? Machen Sie Sich gefaßt, mir auf Michael die schwedische Gräfinn eingebunden zu schenken. Ja freylich eingebunden: denn der

Band

Band ist das beste, und mein Exemplar haben itzt die Prinzessinnen *** und ***, von denen ich es schwer zurück bekommen möchte, wenigstens kann ich es ihnen nicht wieder abfordern. Die guten Prinzessinnen haben beide Theile durchgelesen, und sie haben ihnen recht wohl gefallen, vermuthlich, weil alles so fein lesertlich gedruckt ist. Je ja! das Buch ist ganz gut, es steht auch nichts ärgerliches drinne, daß es also eine Prinzessinn ganz wohl lesen mag. Wie befindet sich denn unser Graf B* mit seinem Mentor? Ich würde den Herrn Grafen selbst gefragt haben, aber es ist bey mir noch so viel Gewirre, als daß ich so viel Zeit gewinnen könnte. An alle Freunde und Bekannte, die ich genannt habe, die ich noch nennen werde, und die ich nicht nenne, machen Sie meinen verbindlichsten Empfehl. Vornehmlich geht das auf den Herrn Grafen von G***, seinen liebenswürdigen Hofmeister und deren hochfreyherrlichen Nachbar. Fragen Sie diesen einmal, wie ihm die Rückreise bekommen sey, sehen Sie ihm steif zwischen die Augen, und wenn er roth wird, so geben Sie noch nicht alle Hofnung verloren. Er hat mir gesagt, daß auf der Rammischen Gasse, wo ich wohne, viele verdächtige Häuser wären. Woher muß er wohl diese Nachricht haben? —

Nun kömmt ein Punkt, auf den ich binnen acht Tagen Antwort haben möchte. Für einen jungen Grafen, der auf eine auswärtige Universität gehen soll und etwan funfzehn Jahr alt ist, wird ein Hofmeister gesucht. Was von ihm verlangt wird, werden Sie wohl wissen; ich weis es nicht. Vermuthlich wird, außer einem äußerlichen guten Ansehen, auch französisch und Geduld verlangt. Den Gehalt weis ich auch nicht; so viel hat man mir aber gesagt, daß es nicht darauf

ankommen würde, hundert Thaler mehr oder weniger zu geben. — Meine Mädchen grüßen Sie nicht, darum will ich sehr bitten. Antworten Sie mir bald, und recht viel; wenn Sie schreiben, so haben Sie ja nicht nöthig zu reden. Lieben Sie mich unverändert, und denken Sie an mich. Wenigstens werden Sie an mich denken, wenn Ihnen ein Accisgroschen zum Merseburger fehlt. Leben Sie wohl, mein liebster Stummer!

Rabener.

Lieber Kleiner, *)

Wenn Sie meinen Beyfall aus der geschwinden Antwort schließen wollen; so hätte ich Ihnen wohl mit einer Staffette antworten mögen. Sie sind ein allerliebster Schleicher, so schleichend, wie Ihr horchender Apoll auf dem Titelblatte. Da ich von Ihnen kaum eine gereimte Zeile vermuthet, so überraschen Sie mich mit einem Bändchen, worinnen ich meinen Gellert ganz finde. Ich würde mit Ihrer Furchtsamkeit sehr unzufrieden seyn, wenn Sie im Ernste aufhören wollten, mehr zu schreiben. Wollen Sie nicht mehr erzählen? — aber warum wollen Sie das nicht mehr? so geben Sie uns Lehrgedichte, in denen Sie gewiß glück-

*) Rabener pflegte Gellerten, in Beziehung auf seinen ältesten Bruder, den Oberpostkommissarius in Leipzig, so zu nennen.

glücklich sind. Wissen Sie, daß mir der Stolz am besten gefällt? Die Gedanken sind neuer, als in Reichthum und Ehre: doch hat auch dieses Stück, gleich dem Christen, vorzügliche Schönheiten. In den Erzählungen weis ich beynahe keine Wahl zu treffen; sie sind alle schön. Die 2. 3. 12te und 13te kommen mir entweder nicht neu genug, oder nicht sorgfältig genug erzählt vor. Der Informator wird wohl confiscirt werden; ob sie den frommen General in die B*** Zeitung einrücken möchten? daran zweifle ich fast. Ich freue mich, daß Sie das auf unsern Grafen mit beydrucken lassen. Er verdient, von Ihnen auf diese Art öffentlich gelobt zu werden; und vielleicht hat es auch künftig seinen großen Nutzen, wenn es ihm einmal, als Excellenz, ungefähr wieder in die Hände fallen sollte. Einen einzigen Punkt haben Sie darinne vergessen. Bey einer neuen Auflage können Sie immer noch eine Strophe nach der zehnten Strophe einrücken. In dem Gedichte auf Cramern ist viel Zärtlichkeit und Weißagung; außerdem würde ich es mehr für ein Gedicht für bekannte Freunde, als für die fremde Welt halten. Die Stelle S. 133.

Da liebe Töchter, liebe Söhne, ꝛc.

müssen Sie schlechterdings Selbst und mit Ihrer eignen menschenfreundlichen Miene lesen, wenn sie gefallen soll. Inzwischen ist der Gedanke gar christlich, und er bringt mich auf den erbaulichen Kirchengesang:

Schöne
Söhne
Und die Docken,
Die den Rocken
Fein abspinnen,
Und die Zeit mit Kunst gewinnen!

Un-

Unſer Cramer wird itzt wohl bey Ihnen ſeyn. Wie beneide ich Sie!

Leben Sie recht wohl, und haben Sie mich recht lieb.

Mein letzter Segen iſt:

Sey er ruhig, eß er und trink er ꝛc.
Schreib' er fleißig Bücher, mein Sohn!

Oder, welches einerley iſt:

Auf! Wag' es noch einmal; vergiß den Zeitvertreib,
Schlaf, Freunde, Lieb' und Wein! Verlaugne dich und ſchreib!

Dieſes wünſcht mit Herr Wendlern

Ihr

Dreſden,
den 24. März, 1748.

redlicher
Rabener.

Extrakt

aus dem dresdnischen Anzeiger.

sub rubro. Allerhand kleine Schriften ꝛc.

Leipzig. Allhier haben wir aus dem Wendlerischen Verlage abermal ein Werkchen bekommen, welches den Titel führt: Lehrgedichte und Erzählungen von Gellerten, groß Oktav, 9 Bogen. Es ist dieses eine Sammlung gar lehrreicher Denksprüche, die uns der sel. Mann hinterlassen hat, und die seine Erben zusammen drucken lassen. Wir hätten gewünscht, daß einige Nachricht von seinem Leben vorgesetzt wäre. Da er schon vor zwey Jahren gestorben ist *), so würde es noch Zeit seyn, verschiednes von seiner Person und Umständen zu sammlen. Der selige Mann gehörte unter die großen Geister, die mehr als eine Sphäre füllen, und seine tiefe Einsicht in die Berg- und Metallenwissenschaften **) werden ihn in seinem Vaterlande unsterblich machen. Wir freuen uns, daß der Herr Pastor B** in S** Hofnung macht, eine ausführliche Beschreibung von seinen Lebensumständen künftige

*) Der Ruf hatte ihn dazumal todt gesagt.

**) Dieß bezieht sich auf eine Stelle im Journal Etranger, wo man bey Gelegenheit der Recension der Metallurgie des Herrn Bergkommissionsrath Gellerts in Freyberg, ihn mit dem Dichter verwechselt und sich verwundert hatte, daß ein Mann in einer so trocknen Wissenschaft zugleich ein so guter Dichter seyn könne.

ge Peterpaulmesse zu liefern. An Druck und Papier hat der Verleger nichts gespart. Wir wollen zur Probe von diesen Gedichten eine anakreontische Ode einrücken:

An
den Herrn Grafen
Hanns Moritz von Brühl.

ꝛc. ꝛc.

Wie gefällt Ihnen dieses Extraktchen, mein lieber Kleiner? Ich erstaune, da mir es den Augenblick in die Hände fällt, als ich den Brief schließen will. Sehn Sie, daß wir in Dresden auch Geschmack haben! Am 26. Merz.

Dresden, am 19. Jen. 1756.

Liebster Gellert,

Ich habe mit gutem Vorbedachte auf Ihren Brief vom 5ten November nicht eher antworten wollen, um den größten Theil ihrer traurigen Monate vorbey gehen zu lassen. Ich befürchtete, zu viel zu verlieren, wenn Sie mein Brief in einer trüben Stunde finden sollte. Ich bin immer aufgeräumt, aber nicht immer geschickt, an meine Freunde aufgeräumt zu schreiben. Ueberhaupt werde ich es bald gar verlernen, an meine

Freunde zu schreiben, da keiner von ihnen an mich schreibt. Cramer hat mir auf zween Briefe nicht geantwortet, Giseke auch nicht; von Braunschweig kann ich keine Briefe verlangen, ohne die Herren in ihrer witzigen Ruhe zu stören, und Graf M. hat mich ohne Zweifel, mich armen Deutschen, gar vergessen. Sind Sie mit dieser Entschuldigung meiner so langen unterlassenen Antwort zufrieden? Oder verlangen Sie, daß ich noch mehr Entschuldigungen von meinem Amte hernehmen soll? Ich bitte Sie, verlangen Sie das ja nicht, oder es wird Ihnen gewiß Angst, so bald ich von meinen Berufsarbeiten zu erzählen anfange. So viel kann ich Ihnen wohl sagen, daß ich erst vorgestern mit denen Arbeiten zu Stande gekommen bin, die seit der Michaelismesse auf mir gelegen haben. Da sehen Sie Ihren alten geschäfftigen Freund, welcher dem ungeachtet mitten unter so vielen Fröhnen gesund, vergnügt und mit der ganzen Welt zufrieden, und verwegen genug gewesen ist, itzt erst englisch zu lernen. Wie gefällt Ihnen meine Pedanterey? Wahrhaftig englisch, oder engländisch, wie es heißt, lerne ich, und lerne es seit Michael ohne Anführer, und kann davon schon so viel, als keiner von unsern Kastraten, und spreche es wirklich bereits fast so gut, wie ein Wallfisch. Denken Sie aber ja nicht, mein lieber Kleiner, daß mich mein Steuerjoch und meine Bücher ganz von meinem Vergnügen abhalten. Ich gehe fleißig in die Oper, auch wohl manchmal auf Bälle, und ich stehe Ihnen nicht dafür, daß ich nicht heute auf die Redutte komme. Ich besuche meine Freunde und hübsche Mädchen in Familien, von denen man Ehre hat; und im Sommer sind wenigstens zwo Stunden vom Tage mein, an denen ich in unsern himmlischen Gegenden spatzieren gehe.

gehe. Bin ich nicht recht glücklich, lieber Gellert? Würde ich es wohl mehr seyn, wenn ich ein Weib hätte? Erbauen Sie Sich durch mein Exempel, guter Kleiner, und durchleben Sie das übrige dritte Theil Ihrer Jahre auch so vergnügt. Der Beyfall meiner Landsleute und der Fremden trägt vielleicht zu meiner Heiterkeit etwas bey; aber ich verlasse mich darauf mehr nicht, als sich ein vernünftiges Frauenzimmer auf ihre Schönheit verläßt, die vielen gleichgültig, vielen zweydeutig, und überhaupt sehr flüchtig und vergänglich ist. Es werden Tage kommen, wo wir beide vergessen sind, und in denen wir höchstens darum noch genennet werden, weil wir gelebt haben. »Der fließende Herr Gellert und der spitzige Herr Rabener, (wird es heißen) »haben hier und da ganz artige Gedanken gehabt, und »die wenigen Bogen, die von ihren vermuthlich gar »weitläuftigen Werken noch übrig sind, verrathen einigen Geschmack, so gut man ihn von den unaufgeklärten Zeiten, in denen sie gelebt haben, erwarten kann ꝛc.« Wie gefällt Ihnen dieses Stückchen aus der Nachwelt, mein lieber Gellert? Ich bin gelassen dabey, wenn diese Nachwelt nur erfährt, daß Sie mein Freund gewesen sind. Will die undankbare Nachwelt meine Schriften nicht lesen, so soll sie doch meine allergnädigsten Befehle lesen, durch die ich mich als Steuersekretär verewige, so, wie ich mich dadurch, und nicht durch den Witz, ernähre.

Auf welches Dorf werden Sie denn in künftiger Messe flüchten? Sie sind ein Spötter, indem Sie Sich über das Glück meiner Schriften, die in B** immer auf dem Nachttische liegen, eifersüchtig stellen. Vermuthlich soll ich Sie, zu Ihrer Beruhigung, dar-

an erinnern, daß Kinder von guter Erziehung Ihre Schriften auswendig lernen müssen und gern auswendig lernen. Der Beyfall des Pfarrers und seiner häuslichen Tochter ist mir so schmeichelhaft, als der Beyfall einer Excellenz und einer Hofdame. Ich habe immer den seltnen Hochmuth gehabt, zu wünschen, daß meine Satyren das Siegel der Orthodoxie erhalten möchten; und es ist mir immer erfreulich, wenn meine Schriften auch denen gefallen, die den Beruf eben nicht haben, witzig zu seyn.

Leben Sie wohl. Ich liebe Sie ewig. Sind Sie mit diesem Briefe zufrieden? Mich dünkt, er ist ein sehr langes freundschaftliches Gewäsche. Schreiben Sie mir noch einmal vor der Messe. Und in künftiger Messe lassen Sie Sich wenigstens einen Tag lang sehn. Noch einmal leben Sie wohl!

Rabener.

Dresden, den 31. Jen. 1756.

Mein liebster Gellert,

Hier sende ich Ihnen die Briefe zurück, welche mich sehr vergnügt haben. M** bleibt doch unser guter Graf, und da er es in Paris bleibt, so wird er sich auch in Dresden nicht ändern. Nun freue ich mich doppelt darauf, daß er mit der Zeit hoch steigen wird. Denn von ihm hoffe ich gewiß, daß er niemals wird schwindelnd werden. Diese Woche geht Ihr Brief an ihn fort. Da Sie mir Ihre geistlichen Lieder nicht an-

anvertrauet haben, ſo erwarte ich die Trinklieder, die Sie, wie mich ein guter Freund von Ihnen noch geſtern verſichern wollen, unter der Feder haben. Das ſchlagen Sie mir doch nicht ab?

Ich bin mit der Entſchuldigung vortreflich zufrieden, die ſie mir wegen Ihres kleinen eitlen Herzens gemacht haben. Meine Vorwürfe ſcheinen nur denen grauſam, die mich nicht ſo, wie Sie, kennen,

Ich kann es geſchehen laſſen, daß wir Erneſti und Bachen verlieren; behalten wir nur den göttlichen Belli*) und die unſterbliche Pilaja*). Käſtnern können wir leicht vergeſſen; er konnte nicht einmal tanzen, und haben Sie wohl, ſo lange Sie ihn kennen, eine vernünftige Perücke auf ſeinem Kopfe geſehn? Wollen die Ausländer etwa Jöchern, Maſcoven, Cruſius ꝛc. auch wegnehmen? Gut; wenn nur Sie bey uns bleiben, denn ſie machen gar zu drollichte Fabelchen. Und geht auch die ganze Univerſität ein; was iſt es nun mehr? Leipzig wird doch, wegen der Lerchen, nach wie vor berühmt bleiben!

ꝛc. ꝛc.

Dresden, den 25. Merz. 1757.

Wie beſcheiden ſind Sie, mein liebſter Gellert, daß Sie meinen Beyfall als einen Theil der Belohnung für Ihre frommen Gedichte anſehen wollen. Sie haben ihn ganz dieſen Beyfall, den Ihnen keiner von Ihren Leſern verſagen wird, welcher nicht ſo unglücklich iſt,

*) Belli, ein großer Sänger, und Pilajah, eine berühmte Sängerinn auf dem damaligen dresdner Opernheater.

ein Feind von Religion und Witze zu seyn. Bisher habe ich Sie, als meinen besten Freund, aufrichtig und zärtlich geliebt; ich habe nicht geglaubt, daß meine Achtung für Sie noch höher steigen könnte, als sie war; aber sie ist in der That noch um einen ziemlichen Grad höher gestiegen.

Liebenswürdig sind Sie mir allezeit gewesen, aber nun sind Sie mir auch ehrwürdig. Ich nehme dieses Wort in seinem weiten und prächtigen Umfange, den es hatte, ehe man es noch an viele Thoren verschwendete, die keine Vorzüge vor dem Pöbel haben, als die Kleidung.

Sie dürfen keinen Augenblick zweifeln, daß Sie mit diesen Ihren frommen Gedichten erbauen werden. Die Erbauung wird doppelt seyn, da die Welt Sie bereits auf einer so vortheilhaften Seite kennt. Durch Ihren Witz haben Sie die gerechten Vorurtheile des Publici gewonnen, welches nichts anders, als etwas lehrreiches, tugendhaftes und vollkommnes erwartet, so bald es Ihren Namen erblickt. Wie vortheilhaft wird nunmehr dieses Zutrauen der Welt für unsre heilige Religion seyn! Ihre Fabeln und Lehrgedichte haben die Leser zu denen erhabenen Gedanken vorbereitet, die sie nunmehr in Ihren geistlichen Liedern finden. Verehrer der Religion werden mit diesen Gedichten den Leichtsinn derjenigen beschämen, welche glaubten, daß der Witz nur zu einer eitlen Belustigung gut sey. Und diese Leichtsinnigen müssen die Religion lieb gewinnen, da sie ihnen in einer so angenehmen und reizenden Kleidung vorgestellt wird.

So glücklich sind die Folgen, mein redlicher Gellert, bey denen, die Ihre Schriften lesen, ohne Sie genauer zu kennen; was werden sie nicht erst bey

de-

denenjenigen würken, die Ihr gutes Herz kennen? Diesen sind ihre Wahrheiten doppelt überzeugend, da sie wissen, aus was für einer reinen Quelle, aus was für einem guten Herzen alle diese Wahrheiten herfliessen. Ich habe es Ihnen so oft gestanden, daß mir Ihr rechtschaffnes Herz hoch schätzbarer ist, als Ihr Witz; und hätte ich es Ihnen noch niemals gestanden, so würden Sie mir durch Ihre Lieder dieses Bekenntniß nunmehr gewiß entreißen. Unmöglich hätten Sie so gut und lehrreich schreiben können, wenn Sie nicht diese heiligen Wahrheiten aus einer innern Ueberzeugung geschrieben hätten. Ich glaube, scharfsichtige Augen entdecken den feinsten Heuchler allemal unter der frommen Maske, hinter welcher er verborgen zu seyn wünscht. Voltäre kann uns goldne Sittensprüche predigen, Tugend und Menschenliebe in seinen Versen vergöttern und die Religion in tragischem Pompe aufführen. Er wird gefallen, aber niemals wird der Voltäre erbauen, dessen ungöttlicher Leichtsinn, dessen schmuziger Witz, dessen liebloser Eigennutz uns seine Sittensprüche, seine Reime von Tugend und Menschenliebe, und seine Religion verdächtig machen. Man muß ihn hassen, so bald man liest, wie edel er schreibt, und dennoch weis, wie niedrig er denkt.

Wie ernsthaft haben Sie mich gemacht, mein lieber Gellert, und doch empfinde ich bey aller dieser Ernsthaftigkeit eine Art des Vergnügens, das ich kaum empfunden habe, wenn ich scherzhaft und spottend an Sie schrieb. Welch ein vortreflicher Freund sind Sie! Ich fühle itzt den ganzen Werth Ihrer Freundschaft. Ihnen darf ich Sachen vorsagen, die ich keinem andern vorsagen würde, da sie zu viel Aehnliches von einer Schmeicheley haben. Aber Sie, guter Gellert,

Sie kennen Ihren Rabener, der nicht gern beleidigt, aber noch weniger schmeichelt. Und wenn ich Ihnen sage, daß Sie meinen Beyfall haben, daß Sie die Welt gewiß erbauen werden und daß Sie alle Leser von Ihrem guten Herzen überzeugen; so sage ich Ihnen eine Wahrheit, die Ihnen meine Freundschaft und mein Geschmack schuldig sind.

Ob ich Ihre Entschließung, nichts mehr zu schreiben, billige? darüber will ich mich itzt noch nicht erklären: aber das will ich Ihnen gestehen, daß ich hoffe, es sey nur ein flüchtiger Einfall gewesen, wenn Sie mir melden, daß Sie nunmehr wünschen, den Rest Ihres Lebens auf dem Lande in einer guten Familie zubringen zu können. Verlassen Sie Ihr Amt nicht, so lange Sie noch Kräfte haben, den Geschmack und das Herz der Jugend zu bilden. An Ihrem nothdürftigen Unterhalte wird es Ihnen niemals fehlen; und schenkt Gott unserm Vaterlande die Ruhe wieder, so werden sich bey der Universität gewiß solche Umstände äußern, die Ihnen ein bequemer Auskommen verschaffen.

Tausendmal habe ich Schlegeln in Gedanken umarmt, daß er Sie, bey Ausarbeitung Ihrer Lieder, mit seiner Kritik so freundschaftlich gekerkert hat. Wie großmüthig urtheilen Sie von diesen Gefälligkeiten; aber Sie haben auch gewiß dabey gewonnen!

Damit ich meinen Brief mit eben dem Vergnügen und der Gemüthsruhe schließe, mit welcher ich ihn angefangen habe; so will ich von unsern hiesigen Umständen nichts melden. Wann werden wir uns wieder sehn? Wann werden wir uns in Ruhe sprechen können?

Le-

Leben Sie wohl, mein witziger, mein menschenfreundlicher, mein frommer Gellert! Ich umarme Sie und danke Gott, daß er mir Sie zum Freunde gegeben hat.

Rabener.

Dresden, am 4. May, 1757.

Lieber Gellert,

Machen Sie mir doch hurtig und geschwinde einen Informator nach beygehendem Recepte. Sie werden finden, daß die Bedingungen nicht zu verachten sind; und da ich die Ehre habe, den Herrn Kriegsrath wohl zu kennen, so kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß er durch eine gute Aufführung diese Bedingungen noch mehr verbessern kann. Ich glaube nicht, daß die Fähigkeiten und Arbeiten, die man verlangt, die menschlichen Kräfte eines H. S. Th. Candidati übersteigen. Er muß allerdings, wie Sie sehn, ein Theolog seyn: denn der Vater will, daß seine Kinder Religion haben sollen. Halten Sie dieses, so viel möglich, geheim, es möchte dem Vater an seinem Glücke und an seinem guten Namen Schaden thun, da er Kriegsrath, ein Hofmann und von Geschlechte ein V* ist. Freuen Sie Sich nicht, lieber Gellert, daß, nebst dem Lateine, auch die reine Muttersprache gelehrt werden soll? Wie glücklich ist unser Professor C*, daß er dergleichen Aergerniß nicht erlebt hat! Nur mit reimfreyen Versen sollen die Kinder nicht angesteckt werden; mei-

merken Sie das ja wohl. Klopstocks Messias hat den D**. Hof und die ganze P*** Arme wider sich: den erstern, weil ihn die Kastraten nicht singen können; und die letztere, weil er der Messias ist.

Wie wird der Herr Kandidat mit dem Französischen zu rechte kommen? Doch dieses wird mehr des Informators, als der Kinder wegen verlangt, weil über Tische nichts anders gesprochen wird, als französisch. Man wird es dem deutschen Michel vergeben, wenn er dafür nur weiße Wäsche und eine gesittete Perücke hat. Ich glaube, dieses beides versteht man unter der sittlichen Lehrart, so, wie die beliebte Lehrart ihre eigne Erklärung bekommen hat.

Lassen Sie Sich, mein lieber Gellert, die Beschleunigung der Sache angelegen seyn und antworten Sie mir bald. Wäre es nicht eine Sache für den Herrn F***, der schon hier ist und den ich nicht wohnen weis? Leben Sie wohl.

Rabener.

Wölkau, am 25. Jenner, 1760.

Ich habe vergessen, Ihnen, liebster Kleiner, da ich in Leipzig war; meine Autornoth zu klagen. Meine Schriften werden in der Schweiz nachgedruckt. Desto mehr Ehre für Sie, mein Herr Kollege, werden Sie sprechen — Aber sprechen Sie das im Ernste? Unmöglich! Ein verpfuschter Nachdruck, wie dieser seyn soll, muß mich eher demüthig als stolz machen. Mein ehrlicher Verleger dauert mich zu sehr, als daß ich mich über den prächtigsten Nachdruck freuen sollte: Denn, ob

ich

ob ich gleich ein Steuersekretär bin, so habe ich doch, Gott verzeih mirs, so viel Menschenliebe, daß ich mich über den Verlust meines Verlegers von ganzem Herzen kränke. Das Schlimmste aber ist dieses, daß der schelmische Korsar in der Schweiz durch die Schafhauser Zeitung hat bekannt machen lassen: er gäbe meine Schriften vermehrt heraus. Unter uns gesprochen; ich bin darüber sehr verlegen. Ich kann mir nicht ausdenken, durch was für Stücke sie könnten vermehrt seyn? Durch einige, aus den Belustigungen, die ich, als unächte und ungerathne Kinder, vorlängst verstossen habe? das will ich nicht wünschen. Und doch wünsche ich das noch eher, als wenn diese angedrohte Vermehrung durch einige Briefe geschehen sollte, die ich, zum Theil vor vielen Jahren, an Bodmer und andre Schweizer geschrieben habe*). Und wäre das, wie ich es beynahe befürchten muß, was soll ich thun? Rathen Sie mir, mein lieber Gellert. Ich glaube wohl, daß einige Ausdrücke in diesen Briefen seyn mögen, die ich würde gemäßigt haben, wenn ich mir hätte vorstellen können, daß jemand meine Korrespondenz auf diese Art mißbrauchen würde: Aber doch getraue ich mir alles zu verantworten, was darinne steht. Soll ich an das Publikum appelliren und protestiren? soll ich die Briefe, so viel ich deren etwan noch in Händen habe, selbst bekannt machen, ohne zu erwarten, daß sie der Nachdrucker der Welt, vielleicht verstümmelt, mittheilt? oder soll ich das alles erwarten, und mich alsdann erst bey der Welt entschuldigen, oder durch einen Freund mich entschuldigen lassen? Wehe dem Nachdrucker, wenn er es so weit kommen läßt! Kurz, lieber Gellert, geben Sie mir einen guten Rath.

Ich

*) Der Erfolg hat diese Furcht widerlegt.

Ich bin ganz unschlüßig dabey, so unschlüßig, daß ich noch nicht einmal recht weis, ob ich bey der Scheimerey dieses Buben mich ärgern, oder gleichgültig seyn soll. Läßt er sie drucken, so erfährt die Welt einige vortheilhafte Urtheile, die ich von meinen Freunden gefällt habe, und welche desto unparteyischer seyn müssen, da sie niemals in der Absicht geschrieben waren, der Welt solche bekannt zu machen. Und sind auch etwan hier und da lächerliche Züge von andern Personen darinnen, so ist das nicht eine Beleidigung von mir, sondern von dem, der sie wider meinen Willen hat drucken lassen. Und doch werde ich mich ärgern, gewiß werde ich mich ärgern, ich mag mich auch itzt noch so philosophisch dabey anstellen; wer weis, ob ich nicht durch diese philosophische Gelassenheit mich selbst zu betrügen suche. Ihren Rath, bester Freund, erwarte ich mit Ungeduld; und er wird desto gründlicher seyn, da Sie gewissermaßen Selbst in den Umständen sind, nur mit dem Unterschiede, daß Ihr Brief Ihnen gewiß Ehre macht, wenn er auch, welches ich noch nicht glaube, durch den Druck bekannt werden sollte; meine Briefe aber . . . o, das war gar zu bescheiden, Schande sollen mir diese Briefe auch nicht machen; ich will doch sehn, wer das Herz hat, mir so etwas nachzusagen? Aber darinne ist ein großer Unterschied: in dreyen von meinen Briefen wird etwan von Einer Person ein wenig Gutes gesprochen; und Sie haben in Einem Briefe von dreyen Personen auf einmal so viel Gutes gesagt; und sind auch einige scherzhafte Züge mit darinnen, so sind diese für das Original immer noch vortheilhaft, denn ich glaube, ein preußischer Husar, wie sie ihn geschildert haben, wird sich dabey immer noch sehr geschmeichelt finden, anstatt, daß er sich hätte müssen

sen für beleidigt halten, wenn Sie ihm hätten eine süße lispelnde Sprache, eine Beutelperücke, glaßirte Handschuhe, und weiße seidene Strümpfe gegeben. Aber, ich weis nicht, warum ich mich bey Ihrem Briefe aufhalte, da ich selbst so viel Noth wegen der meinigen habe.

Mit einem Worte, ich bitte mir Ihren freundschaftlichen Rath aus, und dafür schwöre ich Ihnen bey den wildesten von meinen Satyren, Ihr Secundant in allen dergleichen Fällen zu seyn. Leben Sie wohl, mein lieber Kreuzbruder!

Rabener.

Dresden, am 9. August, 1760.

Liebster Gellert.

Aus meinem Briefe an den Herrn Kommissionsrath, den ich Herr W** vor etlichen Tagen zugestellt, werden Sie einige Nachricht von meinem traurigen Schicksal ersehen haben. Erlauben Sie mir, daß ich mich auch mit Ihnen davon unterhalte: denn ich finde eine große Beruhigung darinnen, wenn ich einem so lieben Freunde, wie Sie sind, mein Unglück klagen kann. Was die Umstände dieser Belagerung überhaupt betrifft, so werde ich mich dabey wenig aufhalten, und mich auf ein Diarium beziehen, welches unter der Autorität unsers Gouverneurs heute herausgekommen, und sehr zuverläßig ist; nur von meinen eigenen Zufällen

fällen will ich etwas melden. Am 14ten Jul. mit Anbruche des Tages, fieng sich die Kanonade und das Einwerfen der Haubitzgranaden auf die schrecklichste Art an. Früh um acht Uhr kam eine solche Granade in mein Zimmer, (sie mochte mehr als dreyßig Pfund wiegen,) zerschmetterte die Stube meines Bedienten, und zündete. Wir löschten den Brand und machten alle mögliche Anstalten. Weil es aber Granaden und zwölfpfündige Kugeln auf mein Haus und die benachbarte Gegend regnete, welches die Absicht haben mochte, das zwanzig Schritte von meiner Wohnung befindliche Pulvermagazin in die Luft zu sprengen, so packte ich meine Sachen, so viel es ohne Gefahr, erschossen zu werden, angieng, zusammen, schaffte sie theils in den Keller, theils in ein Gewölbe, und flüchtete Abends um acht Uhr nach Neustadt zu D**. Aber auch hier fieng am 15ten die Angst an, und in kurzer Zeit fuhren einige zwölfpfündige Kugeln ins Haus, nahe bey mir vorbey. In dieser Lebensgefahr brachten wir bis Sonnabends zu, wo die Daunische Armee die Seite von der Neustadt befreyte, welches die größte Gnade war, die uns Gott in der Beängstigung erzeigen konnte. Denn eben diesen Tag, besonders um zwölf Uhr Mittags, gieng das unglückliche Bombardement der Residenz an. Mehr als hundert Bomben fielen in einer Zeit von drey Stunden auf die Kreuzgasse und Kirche; um zwey Uhr brannte mein Haus, und um vier Uhr wußte ich mein Schicksal. Die Bomben hatten das Gewölbe, wohin wir alle unsre Sachen geschafft hatten, zerschmettert und alles verbrannt; der Keller aber war von den Soldaten, welche löschen sollten, rein ausgeplündert worden. Mein Bedienter, der treueste Mensch von der Welt, hatte sich so lange im

Hause

Hause aufgehalten, bis es anfieng einzustürzen, und hatte ein Dutzend solcher Schurken hinausgeprügelt; endlich aber ward er übermannt und flüchtete zu mir nach Neustadt. Vor Vergnügen, den ehrlichen Kerl, den ich schon für erschossen oder verbrannt hielt, wieder zu sehen, fühlte ich den Schmerz nur halb, den mir die Nachricht von meinem Verluste natürlicher weise verursachen mußte. Sollte es nicht weh thun, liebster Gellert, zu erfahren, daß alle meine Betten, Kleider, Wäsche, Bücher, Papiere, Schränke und Stühle zu Asche verbrannt waren? und Sie wissen, wie reichlich mich der Himmel mit allen diesen gesegnet hatte. Gott zum Preise muß ich gestehen, daß ich mich über diesen großen Verlust nicht einen Augenblick betrübte. Es war weder Reflexion, noch Philosophie, die mich so wunderbar beruhigte; Gottes Gnade allein war es. Nichts von allem habe ich gerettet, als einen abgetragnen Zeugrock und ein paar alte Oberhemden, die ich auf die Seite gelegt hatte, um sie meinem Bedienten zu geben. Sonntags früh fieng man an, auch für die Neustadt besorgt zu seyn, und viel tausend Menschen giengen zum Thore hinaus, auf das offne Feld und die Weinberge. Ich folgte mit, und mein Bedienter mußte mein Bündelchen unter den Arm nehmen, mein ganzes Reichthum. Vor dem Schlage fand ich einen zerbrochnen Weinpfahl, auf den stützte ich mich, und wadete bey einer brennenden Hitze durch den Sand einer Meilewegs weit zu meinem Freunde, auf seinen Weinberg, wo ich nothdürftiges Essen und gutes Wasser fand. Seit dem 13ten Abends war ich in kein Bette gekommen, und auch hier lag ich bis Mittewochs auf der Erde. Ich ritt endlich selbigen Tags nach Hohenstein, vier Meilen von Dresden, und weil

mein Bedienter ganz kraftlos war, so ließ ich ihn zwo Meilen reiten, und den übrigen Weg gieng er zu Fuße. In Hohenstein fand ich gute Freunde, die auch abgebrannt waren, und wir lebten ruhig, bequem und sehr vergnügt. Sonnabends nach dem Bußtage giengen wir zurück, und ich befinde mich seitdem gesund, doch, wie Sie wohl glauben können, gar nicht in meiner Ordnung.

Ich bin noch vor vielen tausend Menschen glücklich: denn keiner von meinen Freunden und Bekannten ist verbrannt oder erschossen worden, ich bin gesund geblieben und habe noch baar Geld gerettet. Etwas von altem Tisch- und Bettzeuge ist bey einem Bekannten unvermuthet geborgen worden, und so wenig ich es vordem achtete, so lieb ist es mir nunmehr. Der Mangel an Kleidern und Wäsche ist mir der empfindlichste, weil man hier nichts bekommen kann, und nicht weis, wie lange uns Gott Ruhe schenkt.

Meine Bücher, die dauern mich; alle Aufsätze und Manuskripte, die nach meinem Tode sollten gedruckt werden, sind mit verbrannt. Ein großes Glück für die Narren künftiger Zeit! Alle Briefe von Ihnen und meinen übrigen Freunden, nebst einer zum künftigen Drucke fertig liegenden Sammlung von witzigen Briefen verschiedner Art sind leider auch fort.

Empfehlen Sie mich allen meinen Freunden aufs beste. Kann ich heute noch an unsern Weiße schreiben, so will ich es thun. Außerdem bitte ich Sie, ihn diesen Brief lesen zu lassen, so wie den ehrlichen Dyck, welcher, sz bald Gott Ruhe und Frieden giebt, es gewiß empfinden soll, daß alle meine Bücher verbrannt sind: denn ich will ihn hernach in Kontribution setzen, mir den Fuß zu einer neuen Bibliothek zu schenken.

Zwar

Zwar wird er nicht daran wollen, wenn er hört, daß meine witzigen Manuskripte, und also seines Sohnes künftiger Verlag, mit verbrannt sind; aber ich will ihn schon kriegen, und wenn er mich wild macht, so schreibe ich wider seine eigne kleine Person einen Band Satyren in Duodez, zwey Hände stark, welches ziemlich das Format von seinem Körper seyn wird.

An das Haus St** bitte meinen unterthänigsten Respekt zu vermelden. Wie wohl haben die gnädige Frau Kammerherrinn gethan, daß Sie Sich nicht mit der göttlichen Fügung übereilt haben. Nunmehr hungerte ich mit meiner Frau, da ich das Glück habe, allein zu hungern. Aber sagen Sie, ich ließe unterthänigst bitten, dahin zu sehen, daß meine künftige Frau drey tausend Thaler mehr hätte, als außer diesem Unglück würde nöthig gewesen seyn; so hoch schätze ich meinen Verlust. Nur ein eignes Haus soll sie nicht haben. Denn ich kann mir nichts Schrecklichers vorstellen, als die Umstände eines Mannes, der nur des Hauses wegen eine Frau nimmt, das Haus aber durchs Feuer verliert, ohne daß seine werthe Hälfte zugleich mit verbrennt.

Leben Sie wohl, mein bester Freund. Ich bin in Feuer und Wassersnoth

Ihr

redlichster

Rabener.

N. S.

In der Residenz sind 226 Häuser abgebrannt, 37 sehr beschädigt. In Neu-

stadt 25 Häuser beschädigt. Vor dem Pirnischen Thore 102 abgebrannt und 50 beschädigt. Vor dem Wilsdurfer Thore 88 abgebrannt und 3 beschädigt. 50 Personen von der Bürgerschaft sind geblieben, viele aber gefährlich verwundet, und bey dem Sturmwinde, so gestern Nachmittags war, über 10 Personen von dem Gemäuer erschlagen worden. Auf die Wälle ist wenig geschossen worden, und wer sagt, daß das Feuer eine solche Verwüstung in in der Residenz angerichtet und daß auf die Kreuzkirche um deswillen Bomben geworfen worden, weil von dasigem Thurme auf die Belagerer wäre geschossen worden, der spottet noch unsers Elends auf eine grausame Art.

Dresden, am 12. Jen. 1757.

Mein liebster Freund,

Um mich wieder aufzumuntern, will ich mit Ihnen reden. Was machen Sie, mein guter, bester Gellert? — Hum! Ein Philosoph, wie Sie, das wäre sehr unexemplarisch, wenn er sich die gegenwärtige Noth zu sehr niederschlagen ließe. Aber gesund sind Sie doch? das will ich Ihnen rathen: denn ich bin sehr gesund und kann es nicht leiden, daß meine Freunde krank sind.

Man

Man verſichert mich, daß der König von Preußen Befehl gegeben habe, Ihnen Ihre Penſion richtig auszahlen zu laſſen. Wie groß kam mir unſer Feind, der König, in dem Augenblicke vor, als ich dieſes hörte! Vor Vergnügen vergaß ich, daß er mir ſelbſt meine Beſoldung zurück halten läßt.

Haben Sie etwan auch gehört, daß ich in preußiſche Dienſte gehen werde? Hier ſagen es unſer Hof und die Stadt. Aber Hof und Stadt ſagen ein Mährchen. Ich würde es am wenigſten itzt thun, da ein ſolcher Entſchluß mehr eine Deſertion, als eine erlaubte Verbeſſerung meiner Glücksumſtände ſcheinen würde.

Aber ich will Ihnen den Schlüſſel zu dieſem Räthſel geben. Ich habe hier ſehr viele Bekanntſchaften mit preußiſchen Officieren und Beamten gemacht, weil ich bey vielen ein vernünftiges Betragen, einen feinen Geſchmack, eine gute Beleſenheit und ein redliches Herz gefunden.

Ich bin bey dem Prinz Heinrich länger als eine halbe Stunde geweſen, und bin mit wahrem Vergnügen bey ihm geweſen. Ich habe, ſo viel es der Wohlſtand erlaubte, lebhaft mit ihm geſtritten, da er die deutſche Sprache und unſre Litteratur wenig ſchätzet; aber er ſchätzet Sie, mein guter Gellert, und dieſes macht ſeinen Fehler verzeihlich.

Er kannte den Poeten Gellert; aber ich lehrte ihn auch den redlichen Menſchenfreund Gellert kennen; und zu meiner Belohnung ſagte ich ihm trotzig, daß eben dieſer Gellert mein älteſter Freund ſey: denn auch bey Prinzen thue ich mir Ihrer Freundſchaft groß.

Sie können wohl glauben, daß ich als ein deutſcher Patriot mit dieſem liebenswürdigen Prinzen geſprochen und ihm Einwürfe gemacht habe, die ihm un-

erwartet zu seyn schienen. Die wichtigsten Beweise hebe ich für den König auf. Seit vierzehn Tagen treffe ich mit dem Könige in Traktaten, wer Ihn mich vorstellen soll. Der Marquis d'Argens verlangt es zu thun und hat mich darum ansprechen lassen. Müßte denn eben ein Franzose seyn, der mitten in Deutschland einen deutschen Autor mit einem deutschen Könige bekannt macht? Wahrhaftig, mein lieber Bester, das thut mir weh! Ich habe mich bey dem Marquis entschuldigen lassen, daß ich durch seine Vermittelung nicht würde den König sehen können, da ich nicht geübt sey, französisch mit ihm und noch weniger mit dem Könige zu sprechen. Der Baron von C*** wird in dieser Sache unser Adjutant.

Ich fand nöthig, einen Brief zu schreiben, und mich darinne also auszudrücken:

Je suis bien fâché, Monsieur, que je sois trop allemand, et Monsieur le Marquis d'Argens trop françois, pour que je puisse profiter de la permission de rendre mes respects à ce Sçavant, d'autant plus estimable, qu'il est peut-être le seul de sa Nation, qui permette à nous autres Allemands, d'avoir de l'esprit.

Mais, au comble de mon malheur, je me vois par cette même raison tout à fait privé de l'honneur d'être présenté par Monsieur le Marquis au Roi, et de me jetter aux pieds de Sa Majesté. Je vous conjure, Monsieur, de manager l'affaire si bien, que Monsieur le Marquis ne me croie pas absolument barbare. Il faut être précisément de mes meilleurs amis, pour me passer l'ennui, que je puisse donner par le François, que

sir que je parle; aussi suis-je trop discret, que d'y vouloir exposer Mr. le Marquis. Voila la seule raison, qui m'empeche de me presenter à lui.

&c. &c.

Der Marquis d'Argens soll es also nicht seyn, welcher mich zu den Füßen des Königs legt. Der König ist so gnädig, sich meine Weigerungen gefallen zu lassen. Er will (wird das wohl die Nachwelt glauben?) deutsch, deutsch will der große Friedrich mit mir reden. Hat wohl jemals August mit dem Horaz in seiner harten Muttersprache geredet? wohl niemals: denn das Griechische war die allgemeine Sprache der Welt und des Hofes; nur der Pöbel und die traurigen Pedanten in Rom sprachen Latein. Also ist die Sprache festgestellet, in welcher der König mit mir reden will. Ich erwarte täglich seine Befehle, durch wen endlich diese Vorstellung geschehen soll.

Wie freue ich mich, mit dem Könige zu reden! wie viele gelehrte und witzige Brandenburger, so gelehrt und witzig, als Voltaire und Baumelle, wenigstens treuer und dankbarer, als Voltaire und Baumelle, will ich ihm nennen, die Er und seine Franzosen noch nicht kennen.

Ich bin durchaus muthig, wenn es mir einfällt, daß ich zum Besten meiner Muttersprache dem tapfersten und noch nicht überwundenen Könige dieser Zeit (ach wäre dieser König nur nicht unser Feind!) den deutschen Witz predigen soll. — — — —
— — — — — — —
— — — — — —

Nun werden Sie es begreifen können, lieber Gellert, wie es möglich ist, daß man hier glaubt, ich sey in preußische Dienste getreten. Das muß ich Ihnen noch sagen, daß vor einem Jahre schon der König den Einfall in Potsdam geäußert hat, mich in seine Dienste zu ziehen, daß vielleicht bey seinem Hofstaate auch hier davon gesprochen worden ist, und daß viele von den Preußen gewiß glauben, er werde mir noch seine Dienste antragen. Ich glaube es nicht, ich wünsche es auch nicht: denn je gnädiger er dabey wäre, desto verlegner würde ich seyn, meinen Entschluß zu erklären, ohne ihn zu beleidigen.

Im Ernste wünschte ich mit dem Könige zu sprechen, und, außer meinem besten Könige, ist es von allen Königen nur dieser, und einer noch, die ich zu sprechen wünschte. Aber wann mir auch einfällt, wie man hier schon itzt davon urtheilet und was für einen nachtheiligen Eindruck es in künftigen Zeiten wider mich machen könne; so vergesse ich meine Wünsche und werde stumm, um nichts bitteres von dieser argwöhnischen Denkungsart zu sagen.

Küssen Sie mich, guter Gellert, küssen Sie Ihren freundschaftlichen Plauderen tausendmal: denn das schmeichle ich mir, daß Sie weder an den Obristen Mannstein, noch an Ihre Hypochondrie die ganze Zeit gedacht haben, als Sie diesen meinen langen Brief gelesen.

Noch etwas, und zwar etwas sehr lustiges! Können Sie sich wohl vorstellen, daß unser G* den unerwarteten Einfall hat, eine Geschichte des gegenwärtigen Krieges und die neuen Siege seines Königes zu schreiben? G*, der Menschenfreund, der Freund der Freuden und des Weins, unternimmt aus freyem Willen,

einen

einen blutigen Krieg und die traurige Zerſtörung ſo vieler tauſend Menſchen, die auch trinken und ſcherzen und küſſen können, zu beſchreiben! Durch ſeinen und meinen Freund, den Herrn E*, habe ich ihm ſagen laſſen, daß ich ihm dieſen grauſamen Witz unter keiner Bedingung verzeihen würde, als unter dieſer, daß er den ganzen traurigen Krieg in anakreontiſchen Verſen beſchreibe und ſeine Mordgeſchichte anſtatt der Kapitel in Trinklieder eintheile.

Sagen Sie mir, mein Freund, woher kömmt es, daß Könige ſo gern Dichter zu ihren Herolden haben? Boileau, Racine, Voltaire, drey Dichter; und unſer G*, der taumelnde G*, die ſollen für die Nachwelt Zeugen ſeyn; Zeugen in Sachen, die ſie ſelbſt nicht glaubten, vor denen ſie ſelbſt erzitterten!

Warum verlangen die Könige nicht mich zu ihrem Herolde? Aber vielleicht fürchten ſie ſich, daß die hiſtoriſche Lobſchrift ihrer unſterblichen Thaten der fünfte Theil zu meinen Satyren werden möchte? Leben Sie wohl, mein ſtiller, friedfertiger, mein beſter Gellert.

Rabener.

Mein beſter Freund,

— — Penſion, guter Rabener? nein, es wird mir keine ausgezahlt; ich habe auch, ohne die geringſte Unruhe, meine Quittung, die mir von Meißen zurücke-

schickt wurde, in mein Pult gelegt; daß erröthe mich nicht, ob es mich gleich nicht erröthen kann.

Könnte ich meinem Vaterlande den Frieden und beßre Zeiten durch den Verkauf noch hundert Thalern jährlich erkaufen; ich, der ich, so bald ich nicht mehr arbeiten kann, auch nichts mehr habe, — mit Freuden!

B** hat mir durch E** den Antrag thun lassen, ob ich mich zur Erziehung des Kronprinzen würde gebrauchen lassen? Aber, mein liebster Freund! so lange ich nicht wegen meiner nothdürftigen Erhaltung gedrungen bin, mein Vaterland zu verlassen, so will ich glauben, daß ich eine Pflicht habe, auch in einem unglücklichen Vaterlande zu leben. Da denken Sie auch; ja, denken Sie ewig so, wenn es möglich ist. Sachsen verliert (dieß kann und muß ich sagen) zu viel mit Ihnen, einen Mann für Geschäffte, für den Staat, einen Autor! Sie müssen unser bleiben.

Bey mir hat es wenig Gefahr. Halb krank, an die Stube gewöhnt, wahrscheinlicher Weise nicht lange mehr zu leben bestimmt, nur für einige junge Leute gut! O! ich kann bleiben, wo ich bin, und mein Wunsch ist die Einsamkeit, das Land und noch ein gutes moralisches Buch nach meinem Tode.

Sie ehren mich, wie ichs verdiene, wenn Sie dem Prinzen Heinrich sagen, daß ich Ihr ältester und bester Freund bin; und ich würde Ihm zu meinem Ansehen eben das gesagt haben.

Ja, daß Sie, Gärtner, Schlegel, Cramer, Giseke, meine Freunde gewesen, dieses sehe ich als meine Glückseligkeit des Lebens an; dieses soll mir bey der Nachwelt so gewiß Ehre, Beweis meines guten Herzens, Sicherheit meines Geschmacks seyn, als es Ruhm einen Ehre ist, daß Boileau und Moliere seine Freunde

gewesen. Unsre Periode, die itzige, wird in der Literatur der Deutschen nicht weniger merkwürdig seyn, als es der Zeitpunkt des Ballast in Frankreich ist.

Gehen Sie immer zum Könige, Er soll Sie sehen und bewundern; ich will es haben.

Ich verlange meine Pension nicht, aber Er soll Ihnen geben, was Ihnen von Rechtswegen gehört; Er soll bessre Gedanken von den Deutschen, und unter diesen von den Sachsen, in Ansehung des Witzes bekommen und Sie sollen ihm statt aller Demonstration seyn, und wenns möglich ist, den Geist des Friedens einflößen und meiner Furchtsamkeit. Aber lassen Sie Sich durch nichts fesseln.

Leben Sie wohl, stets wohl! Ich bin Ihr guter Freund.

Gellert.

Dresden, den 26. Jen. 1761.

Liebster Gellert,

Läse ich es nicht in den auswärtigen Zeitungen, daß Sie noch lebten, so würde mich Ihr unausstehliches Stillschweigen verlängst auf die traurige Vermuthung gebracht haben, daß Sie gestorben, oder doch durch Ihre finstre Hypochondrie so menschenfeindlich geworden wären, daß Sie Ihren guten Freund Rabener ganz vergessen können und Sich in das dunkelste Gebüsche zu Störmthal geflüchtet hätten, um einsiedlerisch über das unglückliche Vaterland und Ihren verderbten Magen

zu

zu seufzen. Aber, werden Sie mit Ihrer hohlen und keuchenden Stimme, so einsylbig als möglich, sprechen: Lieber Gott — weis denn der Rabener gar nicht — nun das könnte er lange wissen — wissen könnte er — alle Kinder wissen es — — freylich — der König hat mit mir gesprochen! — O mein hochgelahrter Herr Professor! freylich viel Ehre für Sie und den Witz! aber das giebt Ihrem Stolze kein Recht, Ihren alten wahren Freund Rabener ganz zu vergessen. Der König hat mir mein Haus weggebrannt, das will noch vielmehr sagen, als daß er mit Ihnen gesprochen hat, und doch bin ich nicht einen Augenblick stolz darauf gewesen, so wenig stolz, daß ich sogleich an meinen liebsten Gellert schrieb und es ihm mit vieler Demuth meldete. Hätten Sie es nicht auch so machen sollen? Hüten Sie Sich, ich rathe es Ihnen, Gellert, hüten Sie Sich! Ich bin Ihr Freund, aber, aber ich bin auch ein Autor, und ein beleidigter Autor — verstehen Sie mich, Gellert? kurz, ich erwarte mit der nächsten Post einen Brief von Ihnen. Man erzählt hier so ungereimte Sachen von Ihrer Unterredung mit dem Könige, daß ich große Lust habe, die Leute zu versichern, es sey alles wahr, was man davon erzählt, wenn Sie mir nicht bald antworten und alles aufs umständlichste melden, was der König zu Ihnen gesagt hat. Noch einmal warne ich Sie, säumen Sie nicht, oder ich werde es dem Publiko ins Ohr sagen, daß dieser Gellert, der von nichts als Vatterland und Menschenliebe spricht — ja, wie gesagt, daß dieser stille und friedliebende Gellert dem Könige bey seiner Unterredung mit ihm einen weitläuftigen und finanzmäßig ausgearbeiteten Plan mit aller Demuth eines Poeten überreicht habe, worinnen er gezeiget, wie der Krieg wenigstens

stens noch zwey Jahre könne fortgeführt werden, ohne die brandenburgischen Unterthanen im mindesten zu belästigen — ja, ja, mein Herr, das ist mein ganzer Ernst; und haben wir einmal Friede, so sollen Sie — zittern sollen Sie, mehr sage ich nicht!

Wie ich mich befinde? O ich bin viel zu ergrimmt, als daß ich Ihnen darauf antworten könnte. Unmöglich kann Ihnen viel daran liegen, ob ich krank oder gesund bin, Sie würden mich sonst lange darum gefragt haben. Aber ich merke es schon. Schmollen kann ich mit Ihnen unmöglich. Mitten in meiner patriotischen Wut liebe ich Sie von ganzem Herzen, und wenn es mir einfällt, daß ich binnen acht Tagen einen Brief von Ihnen bekommen werde, so möchte ich Sie vor Freuden tausendmal umarmen! Ich bin vollkommen gesund, heiter und zufrieden. Ich genieße die ruhigen Augenblicke, die wir itzt noch als eine Beute davon tragen, und erwarte die unruhigen Tage ohne ängstliche Sorge.

Lesen Sie die Inlage an unsern Cramer *) in Kopenhagen, so werden Sie noch mehr wissen. Mein ganzes Herz ist darinnen: denn seit meinem erlittenen theuren Unglücke ist mir alles ziemlich gleichgültig, und ich kann in einer Viertelstunde mit eben der Munterkeit von meinem Tode reden, mit der ich gegen meine Freunde scherze, wie ich itzt mit Ihnen, mein bester Gellert, gescherzet habe. Heben Sie diese beiden Briefe auf, vielleicht machen Sie, wenn ich heuer noch sterbe, eine merkwürdige Anekdote in meiner künftigen Lebensbeschreibung, die desto mehr in die Augen fallen muß, da ich in meinem ganzen Leben, wenn ich ein paar Schmäh-

*) S. den folgenden Brief.

Schmähschriften ausnehme, nichts Mißliches gethan, als dieses, daß ich meinen Freund Gellert von ganzem Herzen geliebt habe.

Tausend Empfehle an unsern lieben Kommissionsrath und seine redliche Frau. Melden Sie ihnen, daß unser hochachtungswürdiger Freund L** auf künftige Mittewoche Hochzeit hat. Ich bin (wie man in Leipzig spricht) ganz Zufriedenheit und ganz Freude über die Verbindung zweyer Personen, die Gott, wie es scheint, dazu erschaffen hat, um sich durch ihre Gottseitige Tugend und Rechtschaffenheit glücklich zu machen. Leben Sie wohl.

Rabener.

Dresden, den 25. Jen. 1761.

Mein liebster Cramer,

Ihren Brief vom 1sten November habe ich erst am 23sten December erhalten. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für die versicherte Freundschaft und für das aufrichtige Mitleiden wegen des unglücklichen Schicksals unsers armen Landes. Gott wird der Noth ein Ende machen, wenn es sein Wille ist; muß wenn er, wie es leider scheint, uns noch länger züchtigen will; so wird er uns Muth und Vertrauen schenken, geduldig auszuhalten und auf seine Hülfe zu hoffen. Unendlichemal danke ich ihm, denn es ist ganz sein Werk, für die Kräfte, die Freudigkeit und Heiterkeit des Gemüths,

mäthe, die er mir am 19ten Julius bey dem erlittenen harten Verluste gab, und die, welches eine noch größre Gnade von ihm ist, mich seit dem nicht einen Augenblick verlassen hat. Ja, liebster Cramer, danken Sie ihm mit mir dafür! Die damalige Beängstigung hätte wohl in meinem Körper eine Unordnung gemacht, welche Folgen nach sich zog, die mich einen nahen Schlagfluß befürchten ließen. Ich erwartete Gottes Wink, wenn ich kommen sollte, und erwartete ihn ziemlich standhaft. Meine Freunde, ich muß es ihrer Liebe nachrühmen, waren meinetwegen unruhiger, als ich; aber ein kleines Mittel hat mir geholfen, und itzt bin ich so gesund, als ich in vielen Jahren nicht gewesen, und so munter und aufgeräumt, als ich nur damals war, als ich meinen guten Cramer bey mir hatte. Da sich im November die Unruhen unsrer armen Stadt wieder näherten, so ließ ich mich von einigen Freunden bereden, an den Ort unsers vorigen Aufenthalts zu fliehen. Ich blieb dort bis zum dritten December. Seit dem bin ich wieder hier, verrichte mein Amt, so gut es bey itzigen Umständen geschehen kann, und so schrecklich auch für uns die Aussicht inskünftige ist, so gewiß bin ich doch entschlossen, alles hier abzuwarten, was uns Gott vorbehalten hat. Die Flucht und der Aufenthalt an einem offnen Orte ist allemal mit vieler Gefahr verknüpft; nach Böhmen kann und mag ich nicht, und ich bin überall unter der Hand des Herrn. Will mich Gott erhalten, so kann er es auch hier thun; und soll ich sterben, so habe ich für mich und meine Freunde schon lange genug gelebt. Ich lebe, oder sterbe, so bin ich des Herrn! Erhalten Sie mir nach meinem Tode Ihr gutes Andenken und sagen Sie der Nachwelt, daß ich Ihr Freund gewesen bin; so wird da-

durch

durch die Nachwelt überzeugt werden, daß ich Gott gefürchtet, meinen Nächsten geliebt und mein Amt redlich verwaltet habe. So viel begreift der unschätzbare Titel, ein Freund von Cramern zu seyn, in sich!

Sie verlangen von mir zu viel, wenn ich Ihnen sagen soll, wodurch die Schlacht bey Torgau ist verloren worden? ꝛc. ꝛc. Ich bin, wie meine Vorgesetzten sagen, ein ziemlich guter Sekretär; aber ich bin, unter uns gesprochen, ein überaus schlechter General! ich kann also von allen dem nicht urtheilen.

Die Großmuth der gnädigen Fräuleins von B** gegen einige durch das Bombardement verunglückte Weibspersonen, verehre ich mit dem lebhaftesten Danke. Ich habe die 180 Thaler in hiesiger Münze erstgestern erhalten, und würde Sie, da Ihr Schuldner in Leipzig dermalen außer Stand ist, einen Dreyer zu bezahlen, noch so bald nicht erhalten haben, wenn nicht der Freund, an den Sie die Sache abdressirt hatten, so großmüthig gewesen wäre, sie auf seinen eigenen Wechsel mir auszahlen zu lassen. Ich habe heute angefangen, das Geld, mit Zuziehung meines Beichtvaters, unter einige nothdürftige Personen auszutheilen. Binnen acht Tagen werde ich Berechnung davon thun, und dem gnädigen Fräulein selbst im Namen der Elenden danken, die sie so großmüthig erquickt hat. Der Mangel ist bey den meisten Abgebrannten wegen itziger Theurung und Kälte unaussprechlich, und oft bey denen am meisten, die es sich merken zu lassen Scheu tragen. Ich suche diese vorzüglich auf, und werde lieber nur einigen eine proportionirliche Gabe mittheilen, mit der sie ihr Leben fristen können, als diese 180 Thaler unter allzu viele ausspenden, weil durch eine zu große Vertei-

theilung der abgezielte Endzweck ihrer nothdürftigen Erleichterung nicht erreicht werden würde. Gott wird für die übrigen auch sorgen. Und ich muß Ihnen mit einer wahren Freudigkeit meines Herzens sagen, daß hier in Dresden mehr Liebe und Wohlthätigkeit ist, als ich sonst geglaubt habe. So gar diejenigen, die selbst abgebrannt sind, theilen ganz im Stillen und ohne es merken zu lassen, ihren geretteten Bissen Brodt mit dem Hungrigen. Die öffentlichen Collecten im Lande für unsre Stadt sind wenigstens beträchtlicher, als man von einem so verarmten und ausgepreßten Lande erwarten konnte. Noch mehr ist an unsern Herrn Superintendent zur beliebigen Vertheilung privatim eingesendet worden: und in dem guthätigen Hamburg sind einige Familien, welche an unsern berühmten und rechtschaffnen Herrn von Hagedorn von Zeit zu Zeit sehr ansehnliche Posten übermacht haben und noch übermachen, die vorzüglich zu Unterhaltung der Handwerksleute und Künstler angewendet werden. Ich finde unaussprechliche Freude in einer vorsichtigen Vertheilung des eingesendeten Allmosens, und seit dem die gnädige Fräulein von B** mich durch ihre Großmuth in den Stand gesetzt hat, in ihrem Namen wohl zu thun, seit dem bin ich nicht mehr so eifersüchtig auf meinen Freund Hagedorn.

Leben Sie wohl und lieben Sie mich nur eine Minute länger, als ich Sie liebe, so wird unsre Freundschaft bis in den Tod dauern. Ich umarme Sie von ganzem Herzen.

Rabener.

An

Herrn Weiße,

nach Paris.

Wenn Ihnen, mein liebſter Freund, jemand ſagte, ich ſey am 19ten November wieder aus Dresden geflüchtet und halte mich ſeitdem in Wölke, bey dem Herrn Generallieutenant, Grafen von Vitzthum, auf; würden Sie es wohl glauben? Schwerlich: Und doch iſt es wahr. Die Unruhen in den dresdner Gegenden vermehrten ſich täglich, und da beide Armeen ſich bis an die Stadt gezogen hatten, ſo ward die Gefahr immer ſchrecklicher. Tag und Nacht war ein ungewohnter Lärmen auf den Gaſſen, es äußerte ſich ſchon an den nothdürftigſten Sachen ein Mangel, und für einen friedfertigen Autor, wie ich bin, war es ein trauriges Spektakel, wann ich mit einer unzählichen Menge Volks täglich auf der Brücke ſtehn und zuſehen mußte, wie ſich auf den Anhöhen gegen Keſſelsdorf, zunächſt vor der Stadt, die Vorpoſten der Oeſterreicher und Preußen herumrauften. Täglich erwartete man ein Treffen, deſſen Ausgang ungewiß war. Fiel es für

die

die Oesterreicher unglücklich war, so war Belagerung und Bombardement das unvermeidliche Schicksal der unglücklichen Stadt. Die Vertheidigungsanstalten auf den Wällen so wohl, als Circumvallationslinien waren fürchterlich, und wann man uns beruhigen wollte, so war diese Beruhigung noch fürchterlicher, indem man uns heilig versicherte, wir hätten das Glück, an unserm alten Marschall einen so braven Gouverneur zu haben, welcher sich eher unter den Ruinen der Stadt begraben lassen, als weichen würde. Der Hof in Warschau, welcher mit der Art, wie man seit Johannis das Land befreyet hatte, zum höchsten unzufrieden war, widersprach auch heftiger, da er sahe, daß man Dresden zu einem Waffenplatze machen und es befestigen wollte. Aber auch dieser Widerspruch, dem ein ernstlicher Nachdruck fehlte, war vergebens und beschleunigte die Arbeit nur noch mehr. Archiv und Gallerie, und andre Kostbarkeiten wurden aus der Stadt in Sicherheit gebracht, und das Ministerium selbst stund seit dem 10ten November auf dem Sprunge, nach Prag, oder wo es sonst am sichersten seyn möchte, zu gehn. Mit einem Worte: die ganze Stadt war bestürzt, und wer sich retten konnte, der rettete sich. Was sollte ich nun bey diesen Umständen thun? Mein Aug hörte bey diesen Auftritten auf, und meine Vorgesetzten erlaubten mir, wegzureisen, wohin ich wollte. Da ich in Dresden kein Haus, und, dem Himmel sey Dank, keine Frau, und dreymal sey dem Himmel Dank! keine Kinder habe, so war ich ganz frey, und nichts konnte mich zurückhalten. Ich nahm mir also vor, diesen unglücklichen Ort auf einige Zeit zu verlassen; aber wo sollte ich hin? und wie sollte ich fortkommen? Mein erster Plan war, über das Gebürge nach Naumburg zu gehen; aber die

Bewegung der preußischen Armee und deren Besitznehmung von Freyberg, verdarb diesen Plan. Nach Pirna ladete mich ein guter Freund ein; aber Pirna war den Unruhen zu nahe und bey einem unglücklichen Rückmarsche der Oesterreicher der Gefahr am meisten ausgesetzt. Es ward mir ein Vorschlag gethan, mit jemanden nach Prag zu gehen, wobey ich weder für die Reisekosten, noch meinen dortigen Unterhalt sorgen sollte; aber wenn ich auch sonst kein Bedenken gehabt hätte, so stund mir doch der Ort nicht an, in welchem der Adel und die Bürgerschaft denen dahin geflüchteten Sachsen — — — — — — — — — — — — — — — nicht zum besten begegnete. —

Die Seite nach der Lausitz war gesperrt, größtentheils verwüstet, und ich darinne fremd. Was zu thun? Ungefähr kam der Herr Graf von Bitzthum nach Dresden. Ich klagte ihm meine Verlegenheit und bat ihn, mich bey seiner Rückreise mit aus der Stadt zu nehmen, in der Absicht, einige Tage auf seinem Gute zu bleiben und mich sodann in Leipzig häuslich niederzulassen. Er verstattete mir alles auf die artigste und gefälligste Art, und wir reisten am 19ten November Nachmittags ab. Gott! wie schwer ward mir dieser Abschied von einem Orte, wo ich mein Amt und den größten Theil meines Vermögens habe, das vielleicht bey meiner Rückkunft nicht mehr seyn wird; von so vielen Freunden und Freundinnen, die ich so sehr und so aufrichtig liebe, und der schrecklichsten Gefahr ausgesetzt lassen muß!

muß! Ach! liebster Freund, ein grausamer Abschied für mich! Ich bin endlich am 21sten hier glücklich angekommen und seit der Zeit hier geblieben, anstatt nach Leipzig zu gehen, wo alles in der ängstlichen Unruhe und Verwirrung ist, da vor einiger Zeit 800000 Thaler neuerlich gefodert worden, deren Aufbringung man für ganz unmöglich hält, ungeachtet des harten Ernstes, den man gegen den gesammten Rath und einige der Kaufmannschaft braucht. Da dieser Brief vielleicht geöffnet werden möchte, so kann ich davon mehr nicht schreiben. Hier befinde ich mich gesund, wohl, ganz ruhig und so vergnügt, als man itzt in Sachsen seyn kann. Die beiden Gellerte und einige andre Freunde haben mich hier besucht; nach dem neuen Jahre werde ich auf ein paar Tage nach Leipzig gehn.

— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — —

Wie sehr sehne ich mich, mein liebster, bester Weiße, nach ein paar Zeilen von Ihnen! Vermuthlich sind Sie in Paris, und bey Ihrem würdigen Freunde, Herrn Pason, und dessen rechtschaffnen Frau, denen Sie mich aufs verbindlichste empfehlen werden. Wie sehr beneide ich Paris um meinen Weißen! Leben Sie wohl, kommen Sie mit Frieden und bald zurück, und vergessen Sie unter dem witzigen und unwitzigen Lärmen dieser Stadt Ihren armen flüchtigen

Herrn nicht. Tausendmal leben Sie wohl! Ich liebe Sie ewig. Ich liebe Sie mehr als einen leiblichen Bruder, und nur um etwas weniger, als mein Mädchen.

Wien,
am 30. December 1775.

Rabener.

An

Herrn Kabinetssekretär Ferber

in Warschau.

Dresden, am 12. August, 1760.

Bald werden Sie glauben müssen, daß mein gutes freundschaftliches Herz mit verbrannt sey, da ich, seit meinem erlittenen Unglücke, an meinen liebsten Freund nicht geschrieben und ihm meine Noth nicht geklagt habe. Mitten in meiner größten Beängstigung habe ich tausendmal an Sie gedacht, und da ich endlich erfuhr, daß ich alles verloren hatte, so fiel mir zu meiner größten Beruhigung ein, daß mir doch noch die Freundschaft meines Ferbers übrig sey. Es war ganz natürlich, daß mir dieses einfiel, da ich, Sie wissen es wohl, Sie von ganzem Herzen liebe, und da ich die Nachricht von meinem Verluste eben damals in Gegenwart Ihrer Mademoiselle Schwester erfuhr, die ich unendlich und doppelt hochschätze, weil sie Ihre Schwester und meine Freundinn ist. Sie wird Ihnen von H*** aus von meinem Schicksale etwas gemeldet haben; erlauben Sie mir, daß ich es wiederhole.

Unsre Briefe sind so oft vergnügt und scherzhaft gewesen; dieser mag einmal traurig seyn. Nicht allzu traurig, ich gebe Ihnen mein Wort: denn mein Verlust, so weh er mir auch thut, hat mir doch nicht eine Thräne gekostet und mir keine unruhige Minute gemacht. Mir selbst ist das unbegreiflich. Es war weder Unempfindlichkeit, noch Philosophie; eine Gnade von Gott war es, ich erkenne es dafür, daß ich mit der größten Gelassenheit mein Haus brennen sah, und mit eben der Gelassenheit hernach anhörte, daß alles verloren sey.

Der 19te Julii war dieser schreckliche Tag. Schon am 14ten, da unsre Noth anfieng, war mein Haus der Gefahr am meisten ausgesetzt. Früh um acht Uhr zerschmetterte eine Haubitzgranade das Zimmer meines Bedienten und zündete. Wir löschten damals noch das Feuer. Ich ließ meine Sachen, so gut es möglich seyn wollte, zusammenpacken und theils in den Keller, theils in ein Gewölbe schaffen, welches wir feste genug zu seyn glaubten. Weil sich aber die Gefahr vermehrte und es Kugeln und Karkassen auf die Gegend meiner Wohnung regnete, so flüchtete ich noch selbigen Abend um sieben Uhr nach Neustadt zu Herrn D***, meinen Bedienten aber ließ ich, mit seinem guten Willen, zurücke. Neustadt ward vom 15ten an auch beschossen, und zwey Zwölfpfünder fuhren durch unser Haus, aber wir waren doch mit dem Feuereinwerfen daselbst verschont.

So gefährlich und ängstlich dieser unser Aufenthalt war, so viel komische und lächerliche Auftritte kamen doch dabey vor. Die Madame Z*** mit ihrer Bedienung, und ich, waren die meiste Zeit bey Herrn H**

H*** in ſeiner Stube, und da ſchliefen wir auch. Hinten im Hofe, in zwey gewölbten Stübchen, ſtack die ganze D*** Familie und noch vierzig Perſonen, alt und jung. Die Fenſterladen waren mit Miſte verſchärtet, der obere ſchöne Saal mit Miſte bedeckt, und mit eben ſo viel Miſte der ganze Hof beſtreut. Unter dieſem Miſte lagen alle dieſe Perſonen. Einige waren ſtille und verdrüßlich, einige beteten, und man ſahe es ihnen am Maule an, wie ſie mit ihrem Gott zankten, daß er es doch ſo weit habe kommen laſſen, ungeachtet ſie ihm nun ſeit vier Jahren die Ehre angethan und fleißig gebetet. In einem andern Winkel ſaßen einige politiſche Kannengießer und machten für Daumen einen Operationsplan, wurden aber ſehr uneinig, weil ſie ſich über den kleinen Nebenumſtand nicht vergleichen konnten, ob ſie den König von Preußen mit ſeiner Armee wollten zu Kriegsgefangenen machen, oder nicht lieber alles über die Klinge ſpringen laſſen. Ich war fürs letztere, aber ich ward überſtimmt. Eine Prieſterwittwe kriegte mich immer auf die Seite und ziſchelte mir ins Ohr: Wir ſollten Gott danken! nur der lieben Religion wegen ſchöſſe uns der König von Preußen todt und unſre Häuſer in Grund. — Aber, zum Henker, Madame, was haben meine Perucken mit der Religion zu thun? (denn kurz vorher hatte ich erfahren, daß eine dreyßigpfündige Granade meinen ganzen Apparatum von Perucken zerſchmettert habe.) Laſſen Sie es gut ſeyn, antwortete ſie mir, es wird ſich ſchon geben, danken Sie Gott dafür! — Die verwünſchte fromme Frau hat mich grauſam gepeinigt. Ich und ein paar gute Freunde vertrieben uns die Zeit in unſrer Stube, und mich deucht, das war noch am ſolideſten gedacht. Unter dergleichen Abwechſelung und

Unruhe brachten wir den 10ten heran, den schrecklichsten Tag meines Lebens. Schon um drey Uhr Nachmittags stund die Kreuzkirche, das Amthaus und meine Wohnung in voller Flamme. Ich lief vor in das Gouvernementshaus, (hier war es eben, wo ich die Frau Mama und Ihre Babet antraf,) und sah diesem Greuel der Verwüstung zu. Ich blieb einige Zeit dort, und gegen funf Uhr kam mein ehrlicher Bedienter mit der Nachricht, daß mein Haus niedergebrannt, das Gewölbe von den Bomben eingeschmissen und darinnen alles verbrannt, der ganz unbeschädigte Keller aber von denen zum Löschen kommandirten Soldaten rein ausgeplündert sey. Das that weh, mein lieber Ferber, sehr weh; alle mein Hausrath, meine Kleider, Wäsche, Vorräthe, alle meine Bücher und Manuskripte, alle Briefe, die ich von Ihnen und andern guten Freunden so sorgfältig gesammlet hatte, alles war verloren; von Sachen, die ich wohl auf dreytausend Thaler rechnen kann, habe ich nicht zehn Thaler werth gerettet. Der älteste Zeugrock, den ich anzog, um desto bequemer zu löschen, eine alte abgelebte Perucke, die ich in eben der Absicht aufgesetzt, ein paar alte Hemden, die sich schon für meinen Bedienten bestimmt hatte, und ein Schlafrock: das war meine ganze Garderobbe. Die witzigen Manuskripte, welche nach meinem Tode sollten gedruckt werden, sind zum kräftigen Troste der Narren künftiger Zeit, alle, alle mit verbrannt. Nun verlohnt es beynahe die Mühe nicht, daß ich sterbe, weil nach meinem Tode weiter nichts gedruckt werden kann. Dieser Gedanke hatte mich bisher noch beruhigt, wenn ich, als Autor, an den Tod dachte; aber nun will ich immer leben bleiben und mich in die Welt schicken, so gut ich kann. Meine schönen Bücher dauern mich sehr;

aber

aber manchmal unsern nicht hoch [illegible] Hemden nicht mehr, und meine Kleider und meine Betten, und . . . kurz, Herber, ich bin so nackigt, wie ein Erzaulant! Ein Glück für mich, daß ich noch meine Wechsel und Dokumente gerettet habe. An baarem Gelde habe ich nicht viel über vierzig Thaler verloren; aber wie viel baares Geld hat denn ein Steuersekretär, der ein Jahr im preußischem Depot und zwey Jahr unter der Vormundschaft der Landesdeputation gestanden? Das schmerzt mich am meisten, was ich durch die Plünderung verloren habe. Einige von unsern Freunden, unsern Hülfsgenossen, unsern Erretern, Leute, die sich das größte Gewissen machen würden, am Charfreytage Schweinebraten zu essen, die plündern uns selbst in der größten Beängstigung, und brechen die Keller auf, in welchen man vielleicht vor der Wut der Feinde noch etwas hätte retten können. Sagen Sie es auf mein Wort in Warschau nach, daß uns die Feinde zwey Drittel verbrannt, und diese Freunde ein Drittel gestohlen haben; aber sagen Sie auch, daß alle ehrliebende von der Garnison, Officiers so wohl, als Gemeine, einen Abscheu vor diesen Gewaltthätigkeiten gehabt, und sagen Sie auch zum Ruhme unsers tapfern Kommendanten, daß er die strengste Ordre gestellt habe, diesem Unwesen zu steuern; doch hat es nichts geholfen: denn einen Räuber macht kein Galgen ehrlich.

Den Sonntag früh ward in Neustadt angesagt, daß wer sich aus der Stadt retten wollte, es bald thun möchte. Eine neue Angst! Um acht Uhr früh gieng ich mit meinem Bedienten zum schwarzen Thore hinaus. In dem Ueberzuge von einem Kopfküssen stack mein

mein ganzer Reichthum. Wir wanderten bey der grausamsten Hitze durch den brennenden Sand bis auf Saarens Weinberg. Das that ich in Gesellschaft der D*** Familie, welche, wie die Salzburger, emigrirte. Es schlug zwölf Uhr, und sie hatten noch keine Anstalt gemacht, etwas zu essen; zu trinken war auch weniger da. Ich versicherte die Gesellschaft, daß mich hungere und dürste, und ich, als ein Abgebrannter, sähe wohl, daß man nichts von der Welt habe, als was man mit dem Maule hinaus bringe; Ich wünschte mir also zu essen und zu trinken; und weil die löbliche Gewohnheit abgekommen wäre, das Volk in der Wüsten mit Manna zu speisen, so wollte ich mich der Gesellschaft empfehlen und sehen, wo ich einen guten Freund fände, der sich nicht blos auf die göttliche Fürsorge verließe. Ich gieng und kam nach Loschwitz zu einem guten Freunde, bey dem ich willkommen und ziemlich gut versorgt war. Hier blieb ich bis Mittewochs früh, da ich ein Pferd bekam und nach H** ritt.

Seit dem berühmten Morgen, als der Ritter von der traurigen Gestalt sein Schloß verließ, um die göttliche Dulcinea zu suchen, ist kein so abentheuerlicher Ritt gesehen worden, als der meinige. Stellen Sie sich einen hohen Gaul vor, dessen eigentlicher Beruf seit funfzehn Jahren gewesen war, im Karren zu ziehen; auf diesem Gaule den Steuersekretär Rabener, noch nicht völlig drey Ellen lang, und, der schweren Zeiten ungeachtet, anderthalb Elle im Durchschnitte; diesen Sekretär in ein paar zerrissenen Schuhen, schwarz seidenen Strümpfen, gestrickten Beinkleidern, einem beschmutzten, alten und lebensatten

Zeug-